ng.
951
4|3

It. sing. 1451 $\frac{u}{3}$

B̀ b
30

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Carl von Hailbronner.

3. Ex.

Ot Drittes Bändchen. (1 u. 2 = ad.)

Altbestand

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gd / 70 / 197

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Altbestand 57800

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Inhalt.

	Seite
Die Bora	1
Venedig	25
Mailand	63
Florenz	83
Genua	103
Turin und die Seen	125
Rom	143
Der Carneval in Rom	219
Die römische Charwoche	243
Die Römerin	261
Neapel	277
Sicilien	327
Der Vesuv	341

Die Bora.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich hatte mich in den ersten Tagen des Januars zur Abreise nach Triest angeschickt, obgleich durch das Unwetter alle Straßen verweht waren. Die italienischen Posten waren seit mehreren Tagen im Rückstand, und selbst in den Umgebungen Wiens arbeiteten täglich viele Tausende, um die Wege vom Schnee zu säubern. Eulenspiegel freut sich, wenn es regnet, weil man dann gewiß auf Sonnenschein rechnen kann, und so hoffte ich auch, den Warnungen meiner Freunde trotzen zu dürfen, und fuhr in früher Stunde, noch warm von durchtanzter Nacht, und träumend von den herrlichen Wienerinnen, auf raschem Schlitten durch die noch menschenleeren Vorstädte hinaus. Meine Gesellschaft hatte wenig Anziehendes, und gab mir alle Muße, den Erinnerungen der hinter mir liegenden Seligkeit nachzuhängen. Ein plumper, vierschrötiger, unwissender Officier, ein Bonvivant aus Grätz, der trotz seines bedenklichen Piedestals in jedem Wirthshaus den Schürzen nachlief, und ein lungenschwindsüchtiger Ecce homo, der gewiß bald starb, wenn er anders noch lebte, als er in Grätz ausstieg, waren meine interessanten Gefährten. Der Weg nach Grätz ist selbst im Winter reizend; wie zauberisch fand ich diese Gegenden aber, als ich sie später im Sommer durchreis'te. Die prächtigen, stets höher aufsteigenden steyrischen Gebirge mit ihren schwarzen Tannen-

wäldern, die überaus romantische Lage der Thäler, die schönen Ruinen, der große Sömeringerberg, welchen wir beim herrlichsten Mondschein in der klarsten Winternacht überstiegen, die freundliche Bedienung in den reinlichen Dörfern und Städten, die wir durchflogen — alles dieß machte einen überaus wohlthuenden Eindruck auf mich, und längst hatte ich die warnende Kassandrastimme von den bevorstehenden Gefahren vergessen, als wir unter stets wachsender Kälte bei Tagesanbruch in das reizende Grätz einzogen. Mein erster Gang war ins Johanneum, wo ich einen Brief des Grafen Salm an den Custos desselben, den Professor Anker, übergab, und nicht wenig überrascht war zu hören, daß der menschenfreundliche Erzherzog Johann meine Ankunft bereits angekündigt hatte. Diesem geistreichen Fürsten verdankt die großartige Anstalt ihre Schöpfung und dem Prof. Anker die vortreffliche Einrichtung. Ihr Hauptzweck ist Förderung inländischer Cultur und Intelligenz, weßhalb auch in der übrigens sehr reichen Mineraliensammlung mehr auf Producte des steyermärkischen Bodens Rücksicht genommen ist. Die Eintheilung dieses in großen Sälen aufgestellten Cabinets ist nach Moos, mit unterschobener Werner'scher Nomenclatur. Es ist nicht so reich, als das Wiener, aber besser gestellt und beleuchtet. Die Bibliothek ist in ein systematisch-alphabetisches Verzeichniß gebracht, ohne welches es unmöglich ist, sich in einer großen Büchersammlung zu finden. Hohes Verdienst hat aber der erleuchtete Stifter sich durch ein Lesecabinet erworben, das die neuesten Erzeugnisse der

Literatur, periodischen Presse und Tagblätter aus Deutschland, Frankreich, England und Italien enthält. Hierbei ist nur die Vorsicht gebraucht, die in Oesterreich verbotenen Zeitschriften abgesondert zu bewahren und nur auf Verlangen zu lesen zu geben, welches auch ungehindert im Lesesaal der Bibliothek jeden Abend für das ohne Beschränkung zugelassene Publicum durch Prof. Kaußler in Vollzug gesetzt wird. Alle diese Anstalten befinden sich in einem schönen räumlichen Gebäude, an welches der botanische Garten gränzt. Meine Empfehlung bereitete mir den freundlichsten Empfang und in Prof. Anker fand ich einen der tiefsten Forscher seines Faches. Er entwickelte besonders helle und neue Ansichten von den Uebergängen einer mineralogischen Formation in die andere, und ich sah hier deutlicher als je, wie schwer es ist, jede Art in ihren Uebergängen zu bezeichnen und wie weit die Wissenschaft hier noch zurück ist. Humboldt und Moos mögen dieß am meisten empfinden, da sie ihre Systeme nur provisorisch aufstellten. Er bewies mir dieß an Granitstücken, die ich nie dafür erkannt hätte. Ist aber nicht dieselbe Schwierigkeit in allen, selbst intellectuellen Bildungsübergängen, und wer hat noch die Gradationsformationen und Bildungsstufen thierischer und menschlicher Seelenkraft zu sondern oder zu analysiren vermocht? — Das liebliche Grätz verdient den Ruf des angenehmen Aufenthalts, wie es durch seine Lage einer der reizendsten Punkte des österreichischen Staates ist. Der Fremde wird mit Zuvorkommenheit aufgenommen und gesucht. Als ich Abends

in die Loge der Gräfin W. trat, welche ich in Wien kennen gelernt und verlassen hatte, besuchten mich mehrere Personen aus dem Bekanntenkreise dieser liebenswürdigen Dame, bloß in der Voraussetzung, daß auch ich dazu zu rechnen sey, weil ich mich am Platze ihrer schönen Patronin befand. Unter mehrern schätzbaren Bekanntschaften, welche ich diesem Zufall verdanke, befand sich auch Hr. v. Kudriafsky, Adjutant des Admirals Dandolo, der ungeachtet seiner Jugend in allen Welttheilen bekannt ist, und dem ich mich bald mit inniger Freundschaft anschloß. Wir verabredeten uns, den andern Tag die Reise nach Triest zusammen fortzusetzen, obgleich die Verbindungen seit mehrern Tagen ganz unterbrochen und die traurigsten Berichte von den Verheerungen der Bora im Umlaufe waren. Hier begünstigte mich das Glück doppelt, denn nebst einem Freunde hatte ich auch einen Reisegefährten gefunden, dessen Energie ich den größten Theil meiner Lebensrettung verdanke. Die Kälte stieg zu einer furchtbaren Höhe, und wir verließen Grätz in einem leichten Schlitten früh sieben Uhr. Das Wetter wurde von Station zu Station unangenehmer, indessen blieben wir gutes Muthes und unterhielten uns vortrefflich. In Marburg, wo wir Mittag machten, fanden wir alle Communication aufgehoben, und mit Mühe drangen wir bis Cilly, wo wir uns mit den berühmten steyrischen Capaunen Kräfte sammelten. Gegen Laibach wurden die Wege fast impraktikabel, der Schnee lag über mannshoch, und wir durcharbeiteten eine äußerst mühsame Nacht. Zu der

Station von Podpetsch nach Laibach brauchten wir fünf Stunden und mußten immer vier Pferde vorspannen. Hier rieth man uns allgemein ab, den Weg fortzusetzen, da wir durchaus nicht weiter kommen konnten. Es waren eine Menge Reisende im Gasthofe versammelt, die hier seit mehrern Tagen auf die Oeffnung der Straße warteten. Unser guter Humor machte schon Mehrere schwankend, allein es war uns nicht um größere Gesellschaft zu thun, und nur dem Ansuchen eines jungen Frauenzimmers, welches dringend nach Triest mußte, gaben wir Gehör und boten ihr einen Platz in unserm Schlitten. Laibach selbst stack so tief im Schnee, daß man mühsam Gassen für die innere Circulation ausgehauen hatte. Nach Ober-Laibach brauchten wir abermals fünf Stunden, und von hier an mußten wir uns fast immer mit dem Säbel in der Hand den Weg bahnen. Illyrien empfahl sich uns schlecht bei unserm Eintritt. Es kam mehrmals zu sehr lebhaften Auftritten zwischen den Bauern, die uns nicht ausweichen wollten, und unserer kleinen bewaffneten Macht, zu welcher sich noch ein österreichischer Genieofficier, Graf Benda, geschlagen hatte. Die Menschen sind hier heftig und bösartig, und die Verwicklungen unserer Reise wurden bei jedem Schritt bedenklicher. Das junge Mädchen litt entsetzlich durch Kälte und Angst. Wir deckten sie mit unsern Mänteln zu, da wir stets auf den Beinen seyn mußten, um den begonnenen Guerillakrieg durchzuführen und den Schlitten zu stützen, wenn wir an Schneewänden hängend ausweichen mußten. Der Weg wurde oft so schmal,

daß an kein Ausweichen mehr zu denken war, da rechts und links Berge von Schnee aufgeschaufelt waren, und solche Momente wurden sehr kritisch, wenn wir mit Lastwägen zusammentrafen, an denen oft acht bis zwölf Ochsen gespannt waren, die sich nicht weniger eigensinnig und widerspänstig bewiesen, als ihre liebenswürdigen Führer. Wir mußten dann erst Leute zusammentreiben, um neuerdings auszuschaufeln, und ohne die Uniform meiner Gefährten hätte hier weder Geld noch Gewalt gefruchtet. Dabei versanken wir nebst den Pferden unzähligemal im Schnee, unser Schlitten wurde überall zerrissen, und ich begreife noch nicht, wie er bei dem vielen Zusammenstoßen mit den schweren Wägen nicht ganz zerschellt worden. Am späten Abend erreichten wir endlich Planina, das wir für das Ziel unserer Leiden ansahen, doch das Schlimmste stand uns erst bevor. Wir fanden in diesem kleinen Orte nur ein erbärmliches Wirthshaus und grobe Menschen, die weder deutsch noch italienisch verstanden. Von allen Seiten waren die traurigsten Nachrichten eingelaufen, und kurz vor unserer Ankunft waren fünf erfrorne Menschen eingebracht worden, während man viele vermißte. Die Bora, dieser schreckliche Nordostwind, der jährlich so furchtbare Zerstörungen bei seinem Zuge durch die julischen Alpen anrichtet, hatte alle Arbeiten auf der Straße unnütz gemacht und alle Verbindungen aufgehoben. In dem Wirthshause zu Planina drängte sich seit vier Tagen alles zusammen, um freie Straße zu erwarten, an welcher unausgesetzt Menschen arbeiteten, deren Tagwerk

aber öfter in Momenten der Windstöße wieder vernichtet wurde. Es ist nicht leicht, sich einen Begriff zu machen, wie es unter solchen Verhältnissen in einem krainerischen Wirthshause zugeht. Die Unzufriedenheit erreichte Nachts den höchsten Grad. Kein Holz, kein Feuer, kein Bett, kein Essen; alles schrie, fluchte, tobte. Man hörte alle Zungen, unter denen sich das Krainerische, die ächte slavische Ursprache, nicht vortheilhaft ausnahm. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Jeden Augenblick gab es Streit, der sogleich in Thätlichkeit ausbrach. Wir hatten uns in die Ecke des Zimmers hinter einen großen Tisch, die Pistolen vor uns, in eine drohende militärische Stellung gesetzt. Hinter dieser Barricade waren wir mindestens gesichert, nicht direct angegriffen zu werden. Der folgende Morgen verfloß mit Recognoscirungen auf der Straße, auf der nun mit Macht gearbeitet wurde. Die Luft war ruhig, und wir begannen Hoffnung zu schöpfen, aus dieser lästigen Lage befreit zu werden. Wir machten die Bekanntschaft mehrerer Officiere, welche mit Commandos in diesen Ortschaften zerstreut waren. Sie gehörten zu einem Regimente, das in dieser Gegend aufgestellt war, um gegen die türkischen Räuberbanden zu schützen, die durch die unermeßlichen Wälder von der kroatischen Gränze her häufig Einfälle machen. Es waren wackere Leute und ihr Loos wahrlich nicht zu beneiden. Sie erzählten uns merkwürdige Beispiele von der Kühnheit dieser Räuber, welche ihnen viele Leute kostet. Sie und der Postmeister riethen uns flehentlich, von unserm Vorhaben abzustehen,

da die schreckliche Bora sich immer mehr und mehr ankündigte. Als aber Nachmittags die Nachricht eintraf, daß die Straße ausgehauen sey, und wieder etwas Ruhe in die Luft kam, ließen wir uns nicht länger halten, und fuhren mit vier Pferden, vor welche wir sechs Ochsen spannten, ab. Gleich vor Planina erhebt sich ein hoher Berg, den man übersteigen muß, um nach Adelsberg zu gelangen. Links der Straße zieht sich ein tiefer Abgrund hin, auf dessen anderer Kante ein großer Wald beginnt. Bis auf die Hälfte des Berges ging es gut; je weiter wir aber hinaufkamen, desto schärfer trieb die Bora den Schnee uns nach, und als wir den ersten Absatz erreichten, sahen wir zu unserm Schrecken, daß sie anfing, die Straße wieder zu verwehen. Dieß ist der erste Schritt zum Verderben, da man sogleich den Weg nicht mehr zu finden im Stande ist. Wir nahmen nun alle Arbeiter, die vor der bekannten Gefahr die Flucht ergreifen wollten, unter Versprechung von Belohnung, zu uns, und setzten unsern mühsamen Pfad fort. Alles floh an uns vorüber. Das Geschrei: Bora! Bora! tönte in dem immer fürchterlicher heulenden Winde wieder, die Pferde konnten schon kaum sich mehr halten, und die Gefahr begann auf den höchsten Punkt zu steigen. Es ist das Eigenthümliche dieses entsetzlichen Sturmes, daß er urplötzlich ohne vorhergehende Symptome erscheint und gerade über dem Boden wegstreicht, ja mir schien es oft, als bräche er unter der Erde hervor. Immer stärker und wüthender peitschte er die unermeßliche Schneemasse vor sich her. Kein Mensch,

kein Thier, kein Wagen kann ihm widerstehen. Er schmettert alles vor sich nieder, und wenn man in seinen Stoß kommt, bleibt kein anderes Mittel, als sich niederzuwerfen. Allein auch dieß bringt sichern Tod: in einem Augenblick ist man überdeckt mit Schnee, und gelingt es, sich wieder zu erheben, so hat man jedes Erkennungszeichen verloren, weil Himmel und Erde sich gleich sind, während man in diesem betäubenden Geheul des Sturmes, in diesen dicht sich drängenden Schneewolken wie in einer Wasserhose fortgeschleudert wird. Aller Besinnung beraubt, unfähig, etwas zu unterscheiden, erkannten wir die uns umringende Gefahr, die wir früher belächelt hatten, und nun galt es, alle Kraft zusammenzuraffen, um uns zu retten. Hier lernte ich, wie so oft in Momenten der Entscheidung, wie hoch die moralische Kraft über der physischen steht. Drohungen, Bitten, Versprechungen hielten uns eine kleine Schaar fester Männer zusammen, die andern flohen. Da näherte sich unser Schlitten dem furchtbaren Abgrunde, über den wir schon lange hinfuhren, und wir entdeckten dieß erst, als unsere Ochsen plötzlich versunken waren. Blitzschnell hieben wir die Stränge durch, sonst wären die Pferde ihnen nachgezogen worden. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es uns, wieder die Straße zu finden, auf die wir den Schlitten tragen mußten. Keine Spur von Straße oder Wohnung war mehr zu finden, alles so verweht, daß man selbst Wald und Abgrund nicht mehr sah. Hier stießen wir auf todte Pferde und einen menschlichen Leichnam, und als wir auf die Spitze des Berges

gelangten, kam die letzte Wuth des Sturmes mit rasender Gewalt: eine Lawine brach sich von der rechtsstehenden jähen Anhöhe, überdeckte unsere ganze Karawane und schleuderte uns an den Rand des Abgrundes, wo wir und unser Schlitten wie durch ein Wunder durch Bäume vom Hinabstürzen aufgehalten wurde. Wir rafften nun das Letzte zusammen, arbeiteten uns aus der dichten Schneedecke auf, krochen mit unserm Schlitten über den schützenden Abhang, und erreichten eine ausgehauene Hohlgasse, die noch ziemlich frei war. Es ist nicht möglich, eine Schilderung von diesem Naturphänomen zu geben, es gehört zu den Dingen, die man erlebt haben muß. Ich war in mehreren Seestürmen, sie lassen sich aber nicht mit der Bora vergleichen. Oft vergehen alle Sinne, man bleibt verblüfft stehen und sieht nichts mehr als den sichern Tod. Mir ist nun begreiflich, wie diese Bora so vielen Menschen und Thieren das Leben kostet, denn ich habe niemals einen ähnlichen Eindruck von einem Naturereigniß empfunden. Nur die nie erlöschende Liebe zum Leben facht noch den oft schon erstorbenen Lebensfunken wieder an und verleiht übernatürliche Kräfte. Erst als es uns gelungen war, in den Hohlweg zu dringen, welcher häuserhoch vom Ausschaufeln gebildet worden, und dem die Bora noch nicht in ihrer ganzen Wuth beigekommen war, durften wir uns außer Gefahr achten, und ob wir gleich noch vor Adelsberg einen furchtbaren Strauß mit einem Schneewirbel zu bestehen hatten, und uns in diesem Städtchen selbst durch die häuserhohen Schneemassen durchgraben mußten, so waren wir doch

nun geborgen. Es entstanden lebhafte Deliberationen, ob wir unsern Weg fortsetzen sollten, welche durch den Straßencommissär entschieden wurden, der es für durchaus unmöglich erklärte, indem die Station nach Prewald noch viel gefährlicher sey, als die so eben zurückgelegte. Wir beschlossen daher zu bleiben, und thaten sehr wohl daran. Die Nacht war eingebrochen und mit ihr die Bora in stets wachsender entsetzlicher Macht. Solch' Gräßliches, wie diese Nacht, ist mir zu Lande noch nicht vorgekommen. Auch erinnerten sich die ältesten Menschen in Adelsberg keines ähnlichen Borasturms. Der Wind heulte und durchstrich die Häuser, so daß an Schlaf wieder nicht zu denken war. Uns schien, daß er die Mauern sogar durchbräche, da er sich selbst da, wo keine Fenster befindlich, bemerkbar machte. Einheizen konnte man nicht, weil kein Feuer brannte und der Rauch alles zu ersticken drohte. Wir litten viel durch die Kälte, die bei diesem eisigen Winde stets zunahm. Unsere Lage war trostlos, da wir weder vor-, noch zurückkonnten, und an diesen Ort gebannt waren. Doch verließ uns der frohe Muth nicht, und wir ließen beim frugalen Abendmahle uns von Harfenspielerinnen, die auch hieher verschlagen waren, vormusiciren. Die Leute im Wirthshause waren erträglich und doch etwas besser, als in Planina. Allein nach dieser erwartungsvollen Nacht empfingen wir schon am frühesten Morgen niederschlagende Berichte. Ganz Adelsberg war in Schnee begraben, der bis über die Dächer hinaufreichte. Der Anblick der Umgegend, so weit das Auge reichte,

war höchst betrübend, und alles in ein ungeheures Schneemeer verwandelt. Die Bora blies unausgesetzt mit ungebrochener Heftigkeit, und es war wieder viel Unglück geschehen. Unser Postillon, der mit den Pferden versuchen wollte, zurückzukehren, war versunken, und über siebenzig Fuhrwerke verweht worden. Auf der Straße nach Prewald waren beim Ausschaufeln wieder Todte gefunden worden. Warum ergreift man hier nicht große Maßregeln, um diesen stets wiederkehrenden Katastrophen, wenn auch nicht abzuhelfen — denn dieß ist unmöglich — doch sie zu erleichtern. Man dürfte nur längs der ganzen Straße hohe steinerne Säulen errichten und durch ein starkes gegen den Abgrund schützendes Geländer verbinden, um wenigstens dem häufigsten Unglück, von der Straße abzukommen, vorzubeugen. Das Terrain hat hier schon ganz den Charakter des benachbarten Karsgebirges, lauter Unebenheiten und Vertiefungen, in denen der Schnee sich sammelt und die beim ersten Schritt von der Straße das Grab so vieler Unglücklichen werden. Man erfährt gar nicht, was hier zu Grunde geht. Das Umwerfen der schwersten Lastwägen, das Abdecken gemauerter Dächer, das Entwurzeln der stärksten Baumstämme sind hier so gewohnte Dinge, daß man aus ein paar Duzend Menschenleben und dem Verluste von ein paar Hundert Ochsen und Pferden nicht viel Aufhebens macht. Wie reizend ist diese Gegend im Sommer, wo ich sie später wieder sah! Idria mit seinen reichen Quecksilberbergwerken, welche durch Reinlichkeit und Polizei sich vor vielen andern auszeichnen, der merkwürdige Zirknitzersee, auf dem man in

einem Jahre jagt, fischt und erntet, und die berühmte Adelsberger Höhle, machen diese Gegend zu einem Wallfahrtsort für Reisende, denen ich aber immer rathen möchte, nicht zur Zeit der Bora dahin zu pilgern. Die berühmte Grotte ist ganz nahe beim Städtchen, und wir konnten es nicht verschmerzen, sie nicht zu besuchen, da keiner wußte, ob er wieder hierher kommen oder sich so lange würde aufhalten können, als uns jetzt die Nothwendigkeit zu thun zwang. Wir brachten den ganzen Tag auf eine unangenehme Weise zu, welche durch die geringe Hoffnung zur Erlösung noch erhöht wurde. Nichts ist peinlicher auf Reisen wie im Leben, als die Ungewißheit, die sich schwerer erträgt, als selbst ein entschiedenes Unglück. Der Sturm wüthete unausgesetzt, und man durfte nicht wagen, von einem Haus in das andere zu gehen. Wir erfuhren durchaus nicht, wie es aussah, obgleich es leicht zu errathen war. Die Hauptunannehmlichkeit bestand im Entbehren aller Bequemlichkeit und in der gränzenlosen Unreinlichkeit, in der wir leben mußten. Das Essen konnten wir vor Ekel nicht genießen, in die Betten konnten wir uns aus demselben Grunde nicht legen, und den Ofen konnte man nicht warm kriegen. Hierzu noch die krainerische Sprache, die wir nicht verstanden, weßhalb wir uns auch nicht verständlich machen konnten, da nur selten Menschen in dieser Gegend deutsch verstehen. Abends ließen wir uns wieder Musik machen, und tanzten endlich aus Verzweiflung die Nacht durch mit den Mädchen des Hauses, wodurch wir wenigstens aus unserer Erstarrung befreit wurden und etwas warm bekamen, und

auch von diesem Augenblick an freundlicher behandelt wurden. Am zweiten Morgen brach sich der Sturm etwas in seiner Stärke, und wir eilten mit Tages Anbruch vor das Dorf, um nach dem Wege zu sehen. Der Anblick war grausenhaft. Die Sonne ging blutroth über den schwarzblauen Tannenwäldern und über diesem weißen Leichenfelde auf. Ueberall Zerstörung, überall Tod und Grab! Wir setzten sogleich Alles in Bewegung, um Arbeiter zum Ausschaufeln zu bekommen, wobei wir aber mehrmals bis über die Hüften im Schnee versanken, und während der Wegcommissär sein Bestes zu thun versprach, um uns bis Nachmittag den Weg zum nächsten Orte zu bahnen, entschlossen wir uns, die Höhle zu besuchen. Wir arbeiteten gemeinschaftlich mit vielen Menschen, um uns einen Weg zu ihr durchzuhauen, und erreichten ihren Eingang um eilf Uhr. Der Anblick dieser wundervollen Grotte entschädigte hinreichend für die gehabte Mühe. Der brave Ritter von Graifenberg führte uns bei diesem mühsamen Unternehmen, und ihm verdankt die Höhle auch alle zweckmäßigen Vorkehrungen zur Erleichterung ihres Besuchs. Sie liegt an einer leichten, unter einem höhern Berge sich fortziehenden Anhöhe, auf dessen Spitze die Ruinen des Schlosses Adelsberg kühn das ganze Thal beherrschen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Besitzer dieser Burg die Höhle gekannt und sie zu ihren Zwecken benützt haben, da man Verbindungen zwischen beiden entdeckt hat. Die Höhle ist mit einem Thor und mit Gittern geschlossen, und die Wächter wohnen in einem kleinen Häuschen am Eingange. Wir wurden durch sechs Män-

ner mit Oelfackeln in das prächtige Innere geführt, das ganz mit den wunderbarsten Figuren und Formen der glänzendsten Stalaktite geschmückt ist. Grandiose Massen haben Säulen und Bögen der reinsten antiken Bauart hervorgezaubert und die Kunst half der imposanten Natur überall mit Einsicht nach. Breite Straßen, Brücken, Geländer, Inschriften erleichtern und verschönern die Besichtigung, und die Befreiung und Räumung vom Stalagmit ebnete den Boden und schuf die herrlichsten Spaziergänge. Die Höhe ist meistens beträchtlich, und nur selten muß man sich beim Durchgehen bücken. Auffallende Bilder haben eigene Benennungen erzeugt, und der Vorhang, die Kanzel, die Schlachtbank mit ihren Schinken, die Prison, der Thron, und die beiden Herzen Romeo's und Juliens, sind malerisch täuschend. Der große Tanzsaal vereinigt jährlich an Pfingsten die Umgegend zu einem unterirdischen Balle, der den Vorzug genießt, daß man durch das Tageslicht nie an sein Ende erinnert wird. Der durch die Höhle strömende Fluß, der bei Planina herauskommt, geht durch einen furchtbaren Abgrund. Die Höhle hat drei Stunden im Durchmesser, und die unzähligen Versteinerungen zeigen zur Evidenz, daß das adriatische Meer zur Zeit der ersten Formation sich bis hierher ausgedehnt haben muß. Wir kamen nach ein Uhr zurück, aßen einige Bissen und begannen nun unsere neue Wanderung nach Prewald, vor der man uns allgemein warnte, und die an Hindernissen die frühere wo möglich noch übertraf. Gleich vor dem Orte verloren wir alle Spur des Weges. Wir hatten zwanzig

Männer mit Geräth mitgenommen, welche sämmtlich der Meinung waren, umzukehren, indem die Verwehungen zu stark seyen, um zum Durchkommen Hoffnung zu haben. Auch wir stutzten einen Augenblick beim Anblick der furchtbaren Aufgabe, die wir zu lösen hatten, indessen siegte die Sehnsucht, uns aus einer Lage zu befreien, die kaum schlimmer werden konnte, und wir gingen entschlossen ans Werk. Unser Schlitten würde weit öfter gefallen seyn, wenn wir nicht meistens zwischen hohen Schneewänden fortgegangen wären, die durch Gähwinde gebildet worden waren. Doch fiel er oft genug, und wurde in seinem von der frühern Reise her ohnehin beschädigten Zustande so morsch, daß wir besorgten, er werde ganz auseinanderfallen, und uns beim Aufrichten und Stützen desselben sehr in Acht nehmen mußten. Lange irrten wir ungewiß auf den ungeheuren Flächen des weiten Thales umher, und unsere Besorgniß wuchs, als der meistens gefrorne Schnee häufig durchzubrechen anfing, und wir uns oft lange damit beschäftigen mußten, diejenigen unter uns zu retten, die plötzlich versunken waren. Die Menschen, welche wir vor den Schlitten gespannt hatten, kamen noch am besten durch, da sie Schneereife an den Füßen trugen, denn von Pferden konnte begreiflich keine Rede seyn. Arbeiter aus den benachbarten Dörfern fanden wir keine, da das ganze Thal der Art verweht war, daß man die Dörfer selbst nicht mehr sah, und nur hier und da Kirchthürme aus der trostlosen weißen Ebene auftauchten. Ich erinnerte an Münchhausens Fabel, und wir fanden sie jetzt nicht mehr unwahrschein-

lich. So zogen wir über die hochaufgethürmten Schneefelder hin, die uns trugen, so lange sie fest genug gefroren waren, die uns aber bei jeder Anstrengung, bei jedem Anstemmen in ihren Abgrund hinabzogen. Es war oft schauerlich anzusehen, wenn unser Schlitten auf einer hohen Schneekuppe stund, und Alles ringsum einbrach. Die Anstrengungen, welche gegen Abend alle physischen Kräfte erschöpften, waren unerhört. Das weite Thal, das nun sturm- und lautlos vor uns lag, widerhallte von unserm Geschrei, und die sich immer schwärzer niedersenkende Nacht verkündete unser Schicksal, wenn es uns nicht bald gelang, menschliche Wohnungen zu erreichen. Der Schweiß fror auf unsern Körpern, die Erschöpfung wurde allgemein, und Muthlosigkeit bemächtigte sich fast Aller. Da erklärte einer der Führer, daß wir nur noch einen Berg zu ersteigen hätten, um zu einem einzeln stehenden Wirthshause zu gelangen, und ein Frohlocken aus voller Brust widertönte in der schauerlichen Einöde. Von neuem strengten wir alle unsere Kräfte an, um den Schlitten hinauf zu bugsiren, aber es waren auch unsere letzten. Zerrissen, athemlos und erstarrt kamen wir auf der Spitze an, und kein Palast der Erde hat mir je herrlicher gedäucht, als dieses elende Bauernhaus, das hier vor uns stand. Aber auch hier erwarteten uns neue Martern, und ein rauchender, nicht zu erwärmender Ofen verursachte uns Allen den rasendsten Kopfschmerz, so daß von der endlich so nöthigen Nachtruhe wieder keine Rede war. Des andern Morgens kamen uns Wegcommissäre zu Hülfe, der Tag war

ruhig, und es wurde nun tüchtig gearbeitet. Wir mußten aber dessen ungeachtet den Schlitten wieder mehrmals tragen, ehe wir nach Prewald kamen; doch das war uns Spaß, da wir unserer sichern Rettung entgegen gingen. Prewald liegt hoch, und von hier an fanden wir die Straße geebnet. Ich schenkte meine vom Eise in tausend Stücke geschnittenen Stiefel einem theilnehmenden Hausknechte, steckte meine blutenden Beine in ein paar Pelzstiefel, und verdanke diesem herrlichen Wienerproduct die Herstellung meiner ganz ruinirten Füße. Von Sessanna fuhren wir in einem großen Eilwagen, und kamen eben auf die Höhe von Opschina, als die Sonne ins Meer hinab stieg. Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck dieses stets erhabene Schauspiel unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf uns hervorbrachte. Das tief unten liegende dunkle Meer, das freundliche, von ihm umschlossene Triest mit seinem halbmondförmigen Hafen, den Hunderten von Mastbäumen, so ruhig und still vor uns ausgebreitet, bildete einen zauberhaft wohlthuenden Gegensatz zu den furchtbaren Stürmen der letzten Tage, und alle ausgestandenen Mühen waren vergessen, als wir in das räumliche Portal des Aquila nera einfuhren. Meine liebenswürdige, in dieser Stadt wohnende Cousine war durch meine so lange verzögerte, ihr von Wien angekündigte Ankunft nicht wenig beängstigt worden, und kaum hatte ich mich etwas umzukleiden und menschlich herzurichten gesucht, so erschien auch ein freundlicher Abgesandter ihres Hauses, der mich in ihr Hotel entführte. Ihre herzliche Aufnahme, das erwärmte Zimmer, das geräumige italie-

nische Bett erschienen mir wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht, und es bedarf keiner Versicherung, daß ich meine zwölf Stunden vorschriftsmäßig abschlief, um neugestärkt mich des neuen Lebens zu freuen. Allein wie die Kosakenhurrahs noch lange in unsern Ohren forttönten, nachdem wir längst den russischen Eisfeldern entronnen, so sollte auch das furchtbare Geheul der Bora mich bis in mein schönes Asyl verfolgen, denn auch hierher bahnte sie sich ihren mordbezeichneten Weg, um sich an den Wogen der adriatischen See den Todesstoß zu holen. Als ihre Stöße Haus und Fenster erbeben machten, hatte ich Mühe, mich, aus dem tiefen Schlaf erwachend, zu überzeugen, daß ich die wohlbekannten Sturmlaute nicht mehr auf Illyriens Eissteppen, sondern im sichern warmen Zimmer in Triest vernahm, und wohlgemuth und behaglich wälzte ich mich auf weichen Eiderdunen beim Brüllen der Hyäne. Sie wüthete den ganzen Tag fort, füllte alle Straßen mit Schneemassen und hinderte alles Ausgehen, obgleich an den Häusern Seile angebracht sind, an denen man sich bei plötzlichen Windstößen anhalten kann. Allgemein gratulirte man mir zu der glücklich überstandenen, hier wohlbekannten Gefahr, und doppelt wohl war es mir im Kreise dieser lieben, herrlichen Menschen, in den schönen, großen Gemächern. Endlich aber hatte das nordische Scheusal sein Ende gefunden, siegreich hielt der kühne, der mächtige Scirocco seinen Einzug in dem lebendigen Freihafen, und in seinem Gefolge kam die warme italienische Luft.

Auf einem Balle beim Fürsten Porcia fand ich Alles

vereinigt, was Triest Schönes besitzt: die Fürstin, eine angenehm plaudernde Venezianerin, die Tochter, ein sehr liebenswürdiges, gebildetes Mädchen, welche am selben Abende die Rolle der Olga in dem von ihr selbst übersetzten Trauerspiele Raupachs darstellte. Der Gesellschaft sah man leicht an, daß sie aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt war, und man konnte sie weder in Toilette noch Benehmen einer Vereinigung in Wien an die Seite setzen. Doch gibt es hier keine Coterien, noch Rangverhältnisse, und Jeder unterhält sich, wie er kann und mag. Hier machte ich die Bekanntschaft meines unvergeßlichen, unglücklichen Freundes Pirch, der sich der besondern Gunst der jungen, geistreichen Fürstin erfreute und von dem ich mich nun nicht mehr trennte. Wir besuchten die Exkönigin Murat, die unter dem Namen Gräfin Lipona hier lange verweilte, und an welche ich durch die Herzogin St. Leu empfohlen war. Wie rührend ist das Unglück in einer edlen, würdevollen Frau. Sie hielt uns lange bei sich, und ich mußte ihr Vieles erzählen. Sie scheint nicht gern in Triest gewesen zu seyn, da sie vergebens gebeten hatte, in Venedig leben zu dürfen, und man sie in ihren gesellschaftlichen Relationen zu sehr beengte, indem weder Beamte, noch Officiere sie besuchen durften. In ihrer Umgebung lernte ich besonders den General Macdonald schätzen, der früher Minister war und die Königin stets begleitete. Diese eben so geistreich als philosophisch gesinnte Frau spricht mit schöner Resignation von ihrer dahingeschwundenen Größe, und beurtheilt die gegenwärtigen Verhältnisse aus ganz vor-

urtheilsfreiem Gesichtspunkte. Ich verdanke ihr Empfehlungen an ihre Familie in Florenz und Rom, und werde nie vergessen, mit welcher Rührung und Theilnahme die körperlich gebrochene, aber geistig hohe Kaisermutter auf dem Stuhl der Antonina zu Rom meinen Berichten über das Leben ihrer unglücklichen Tochter lauschte. Was ist die Wuth des Meeres, der Feuerstrom des Vulcans, die Windsbraut der Bora gegen den Sturm des Verhängnisses, das über große Menschen und Geschlechter hereinbricht, und sie von der Höhe der Throne herabstürzt in Elend und Vergessenheit. An den unwirthlichen Gestaden des Ohio, in den Gefängnissen am Arno, am venetischen Golf und am Fuße des Sentis harrt das neue Niobidengeschlecht seines Endes, und die greise Mutter saß ewig lebend, ewig den Tod erflehend in der ewigen Roma, den starren Blick über Antonins Säule nach dem Felsengrabe des corsischen Prometheus gerichtet, und sein Titanengenius sollte den Schmerz nicht erleben, seinen Namen durch puerile Herculesnachäffung in die Pandora der unebenbürtigen Cäsarenrace verwandelt zu sehen.

urtheilsfreien Gefühlsmenschen. Ich verdanke ihr Empfehlungen an ihre Familie in Florenz und Rom, und werde nie vergessen, mit welcher Rührung und Theilnahme sie [illegible] gesprochen, aber [illegible] [illegible] Kaiserinmutter auf dem Stuhl der [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] über das Leben ihrer unglücklichen Tochter [illegible]. Was ist die Wuth des Meeres, der Feuerstrom des Vulkans, die Windsbraut der Berge gegen den Sturm des Revolutionsgeistes, das über große Menschen und Geschlechter hereinbricht, und sie nach der Höhe des Thrones [illegible] in Elend und Vergessenheit. An den [illegible] Gestaden des Lido, in den Gefängnissen am Rialto, am venetischen Golf auch am Rande des Grabes hört das neue [illegible] seiner Ehren, und die große Kaiserin hat einen Lebens, wie den Tod [illegible] in der ewigen Roma, den [illegible] [illegible] über [illegible] Säule nach dem Felsengrabe des verfluchten Prometheus getragen, und ihn [illegible] füllte den Schmerz nicht erleben, seinen Namen durch [illegible] [illegible] in der [illegible] der unvergleichlichen Cäsarenrace verwandelt zu sehen.

Venedig.

Unsere Ankunft hatte sich durch das fruchtlose Kämpfen gegen den heftigen Scirocco verzögert, und die Sonne stand bereits ziemlich hoch, als wir aus dem schimmernden Meeresspiegel große weiße Massen auftauchen sahen. Es war Venedig mit Schnee bedeckt; ein Schauspiel, dessen sich die ältesten Eingebornen nicht erinnerten. Es lag etwas Trübes, ja ich möchte sagen Rührendes in diesem Anblick. Von allen Seiten vom Meer eingeschlossen, konnte man sich in die ferne Nordsee versetzt glauben, an deren Polen ungeheure Eismassen auf dem selten offenen Wasserfeld umhertreiben. Je näher wir kamen, desto düsterer entfaltete sich das Bild. Die einzelnen Inselgruppen, welche Venedig bilden, lagen so öde, so verlassen unter dieser trostlosen schaurigen Hülle. Ich neigte mich doch schon mehr auf die Seite der Fremden, welche den ersten Eindruck Venedigs als unangenehm schildern, und mit einem bangen, fast beängstigenden Gefühl sah ich das Schiff unfern der Dogana anlegen und die gewöhnliche Mauthbesichtigung an uns vornehmen. In Oesterreich muß Alles mit dem Bajonnett geschehen, und diese Soldateske, von welcher wir uns umringt und ausgeforscht sahen, stand so gar nicht im Einklange mit den poetischen Vorstellungen, welche man sich von der alten ehrwürdigen Republik zu machen gewohnt ist. Die Douanenqualen tragen überdieß in sich selbst eine verstimmende Wirkung,

und als wir endlich den Klauen ihrer Trabanten entronnen waren und den großen Canal hinabfuhren, um zu unserm Gasthofe zu gelangen, so konnte der Anblick dieser schwarzen Paläste, die vielen menschenleeren Häuser, deren hohe Fensterstöcke oft nothdürftig mit Brettern vermacht sind, die einförmigen düstern Gondeln und alles dieses vergraben unter tiefen Schneemassen, ebenso wenig zu unserer Aufheiterung beitragen, als der Empfang im Gasthofe, wo wir eine Stunde lang mit einem Halbduzend Kellnern bis auf Centesimi herab um den Preis unserer Zimmer handeln, und uns dann mit noch ein paar Duzend unverschämtern Facchini, welche alle unsere Effecten wollten getragen haben, um den Sündenlohn herumzanken mußten. Der erste Eintritt ist in jeder italienischen Stadt unerfreulich, da man die ganze Plackerei der habsüchtigen niedern Classe zu bekämpfen hat, und wenn die Geduld überhaupt eine schöne Eigenschaft ist, so ist sie für die Reisenden in Italien eine unerläßliche. Indessen kommt man mit Humor noch weiter als mit Geduld, und wenn man sich erst mit einigen munteren Einfällen über diese geldgierigen Raben gestellt, so hat man gewonnenes Spiel und gewonnenes Geld.

Ganz Venedig befand sich in einer Art Aufstand. Hundertjährige Menschen erinnerten sich nicht es in diesem Zustande gesehen zu haben, und ich glaube auch, daß keine Stadt, wenn sie noch so dicht mit Schnee angehäuft ist, ein ähnliches Schauspiel bieten kann, wie denn überhaupt keine nur entfernt in der äußern

Erscheinung mit Venedig zu vergleichen ist. Man denke sich alle diese gedrängt aneinander gereihten Häuser auf ihren platten Dächern dicht mit Schnee belegt, die engen Straßen aber, welche bei uns diesen Namen gar nicht verdienen, da die breitesten von einem mäßig großen Menschen mit ausgestreckten Armen auf beiden Seiten erreicht werden können, dermaßen damit angefüllt, daß die Verbindung der Stadt dadurch häufig unterbrochen wurde. Mit einer Art Wuth griff alles diesen unbekannten und verhaßten Fremdling an. Tausende von Menschen stürzten Tag und Nacht die ungeheuern Schneemassen in die Canäle, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erblickte ich am folgenden Abend bereits die Haupttheile der Stadt von dieser seltenen Erscheinung befreit. Wie ganz ungewohnt aber den Venezianern diese ist, sah ich gleich bei meiner Ankunft. Mein Gasthaus stand nicht fern von der berühmten marmornen Rialtobrücke, welche die beiden Stadttheile über den großen Canal miteinander verbindet. Der Schnee lag sehr dicht auf diesem schönen hohen Bogen, über den breite Marmorstufen führen. Es schneite noch immer, allein ich sah mehrere Herren dieses Ungemach von oben nicht achten, sondern mit dem Regenschirm vorsichtig und mit sichtbarer Angst, auf dem glatten Boden zu fallen, die Ränder der bedeckten Stufen suchen, um den Fuß richtig zu setzen. Mir machte diese Sicherheitsbeflissenheit eine Zeitlang Spaß; dann rannte ich, dieser Schneeberge wohl kundig, in wenigen Sätzen auf die Spitze der Brücke. „Per Dio! che demonio corre

quá, che uomo arrabbiato è mai questo!" schallte es mir von allen Seiten nach, und ich konnte mich nicht enthalten, den verzagten Südländern herzlich ins Gesicht zu lachen. Sie sind in vielen Stücken wie die Kinder, und da man weit über die Hälfte der Einwohner annehmen darf, welche ihre Pfahlstadt niemals verlassen und keinen Fuß auf das feste Land gesetzt haben, so wundert man sich nicht, wenn man häufig hier anstaunen sieht, was andern Ortes so ganz gewöhnlich ist. So stieß ich auf der Riva auf einen großen Trupp Menschen. Ich hatte Mühe in seiner Mitte ein kleines Pferdchen zu entdecken, das ein Mädchen herum führte. Ich wartete eine Zeit lang auf die Kunststücke, welche das Thier machen würde, bis ich gewahrte, daß das Pferd bloß seiner Gestalt wegen gezeigt werde, da, wie bekannt, in Venedig keine Pferde sich befinden. Che bel cavalletto! rief die zufriedene Menge. Einige warfen ihre Centesimi hin, und man ging fröhlich, quella bella bestia di terra firma gesehen zu haben, auseinander. Es ist nicht möglich die Sitten und Gebräuche dieser Stadt, welche noch unendlich viel von ihrer Alterthümlichkeit erhalten hat, nach den unsrigen zu messen. Schon der Anzug sticht gewaltig ab, und wenn man aus dem geschniegelten Wien kömmt, so glaubt man sich verrathen und verkauft unter diesem zerlumpten Volke. Hieraus entspringt auch das ungünstige Urtheil, welches Fremde gewöhnlich nur zu voreilig über Italien absprechen, ohne die Ursachen von den äußern Erscheinungen sondern zu wollen. Hier ist Alles Leben, Natur,

Oeffentlichkeit, bei uns Alles Heimlichkeit und Form. Der Italiener macht Alles auf der Straße ab; er ißt, schreibt, conversirt, singt, geht, liegt auf der Straße; der Venezianer macht aber die Ausnahme von den übrigen Italienern, daß er nicht allein über Tag, sondern auch bei Nachtzeit sich auf der Gasse aufhält, weßhalb man auch von Venedig scherzweise sagt, daß dort die Nacht in Tag verwandelt wird. Keine Stadt Italiens, ja keine Stadt Europa's hat eine ähnliche Tageseintheilung, selbst London nicht ausgenommen. Man findet zu jeder Nachtstunde die unzähligen Kaffeehäuser der alten und neuen Procuratien, welche den Marcusplatz umschließen, beleuchtet und voll Menschen, und Morgens bis 2 auch 3 Uhr ist es dort wie in den ebenfalls hellerleuchteten Frasserie und Merserie mit ihren glänzenden Kaufgewölben noch eben so lebhaft wie Abends. Dieß ist aber nicht allein Sitte der großen Welt, sondern stereotyp und eigenthümlich seit alten Zeiten der Republik bis in das gemeine Volk herab. Eine wahre Venezianerin steht um 12 oder 1 Uhr auf, macht von 3 bis 5 ihren Spaziergang auf dem Marcusplatz oder bei schlechtem Wetter in den prächtigen Arkaden der Procuratien, begibt sich von da auf die an die liebliche Piazetta stoßende Riva dei Schiavoni, einen der schönsten Quais der Erde, ißt zwischen 6 und 7 zu Mittag, geht um 9 Uhr ins Fenice und um 1 Uhr Morgens in Gesellschaft, welche man selten vor 4 auch 5 Uhr verläßt. Und selbst dann finden die Männer, welche in die Gesellschaft gehen, noch Gelegenheit genug in Gesell-

schaft zu frühstücken, bevor sie sich schlafen legen. Nichts ist angenehmer, als die Leichtigkeit, mit welcher man die Stunden nach Mitternacht von Salon zu Salon schwärmt. Die Damen lassen sich meistens in ihren Gondeln fahren, die Männer gehen in den schmalen Calli. Selten daß übles Wetter hierin Störung macht, und selbst das Schnee-Unwetter, dessen ich erwähnte, wäre nach wenigen Tagen beinahe spurlos vorübergegangen, wenn man in zu großer Eile nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, die Schneemassen in die kleinen Canäle zu werfen, wodurch diese nun aber so angehäuft waren, wie früher die Straßen. Indessen wurde auch hier bald abgeholfen, denn an Menschen fehlt es hier nicht, sobald man sie nur beschäftigen will. Das Pflaster ist bekanntermaßen das beste in Italien. Breite istrische Granitquadern sind gleich einem Parquet aneinander gereiht, und mir ist unbegreiflich, wie die zahlreichen Schuhmacher Venedigs Brod finden, da man hier beinahe nicht im Stande ist, Stiefel zu zerreißen. Ich trug stets Schuhe, welche für manchen unserer Tanzsäle zu feine Sohlen gehabt hätten, und konnte sie nicht durchgehen. Die äußerst milde Meerluft, welche Venedig umgibt, macht es mitten im Winter unnöthig, sich warm zu kleiden, und man geht zu jeder Nachtstunde in seidenen Strümpfen vom Balle nach Hause, ohne fürchten zu müssen einen Schnupfen davon zu tragen. Von dieser warmen Luft muß man natürlich die alte Gewohnheit der Venezianer ableiten, die Nacht auf der Straße zu seyn. Es befremdet zwar anfangs, kein Wagen-

gerassel, kein Pferdetrappeln, kein Peitschenknallen zu hören, allein dieser nutzlose betäubende Lärm entbehrt sich recht leicht, und es wird einem hier ganz wohl, einmal in einer volkreichen Stadt zu seyn, wo man nicht jede Secunde Gefahr läuft, unter Wagenräder zu kommen, und wo man auf Einmal aller Brutalitäten der Fuhrleute sich enthoben sieht. Wenn aber das ganze Gondelwesen Venedigs besonders bei Tage einen düstern Eindruck macht, weil man von den Zeiten der Republik die allem Luxus vorbeugende Sitte ihres schwarzen Aeußern beibehalten hat, so ist dagegen diese Erscheinung bei Nacht eine wahrhaft magische. Es ist wahr, daß Venedig an einem schönen Morgen, wenn man sich ihm auf den majestätischen Lagunen von Fusina oder Mestre her in der Barke nähert, nachdem man die palastähnlichen Landhäuser längs der Brenta, und besonders bei Mestre gleichsam als Vorspiel zu dem einzigen Schauspiel, das einen erwartet, passirt hat, einen ganz unbeschreiblichen Anblick gewährt. Wenn die Sonne aus dem reinsten Himmel ihre goldenen Strahlen auf das wundervoll und unerklärbar über dem unabsehbaren glänzenden Wasserspiegel auftauchende Venedig herabsendet; wenn man diese große tragische Stadt, so ganz vom Lande abgeschnitten, tief in der unergründlichen Meeresfläche begraben sieht, und es aus weiter Ferne scheint, wie wenn sie die Beute jeder hohen Welle werden müsse, da ergreift den staunenden Wanderer jenes unbeschreibliche Gefühl, dessen man sich nur beim Anhören wunderbarer Mährchen oder unbegreiflicher kaum zu ahnender Dinge bewußt war. Kein Punkt der Erde ist dann mit diesem

kleinen Fleck zu vergleichen, und mit Erstaunen sucht das noch unglaubliche Auge seine Wunder unter der Erde, oder vielmehr unter dem Meere, da jede Spanne Bodens, auf welchem hier kaum ein Menschenfuß Raum findet, mit unermeßlichen Kosten und den Mühen von Jahrhunderten den tückischen Wellen abgewonnen werden mußte. Auf diesen mit den Schätzen der Welttheile erbauten Erdschollen dictirten die Herrscher der Welt ihre Gesetze, und mit dem Gefühle stummer Bewunderung, welche wahre Größe nie einzuflößen verfehlt, nähert man sich dieser einst so mächtigen, in ihrem Verfalle, in ihren Riesenerinnerungen noch erstaunenswürdigen Stadt, auf deren gigantischen, den tiefsten Meeresgrund durchbohrenden Cederstämmen die feenartigen Marmorhallen sich aus den Fluthen erheben, aus denen die stolzen Aristokraten das Schicksal der Nationen lenkten. Groß und unbeschreiblich ist der Eindruck, den der Anblick des ganzen Venedigs hervorbringt, rührend und schwärmerisch die Gefühle, welche den Gondelführer beschleichen, wenn er in tiefer nächtlicher Stunde zwischen den hoch aufgethürmten Marmorpalästen auf schauerlich schwarzem engem Canale dahinschifft, — wenn die Bewegung der dumpf durch die schweigende Nacht schallenden Ruderschläge und das einförmige Rufen der Barcajuolen in den echoähnlichen Widerhallungen Stalli! hollali! hohl an den Marmorwänden sich brechen, — wenn der Mond endlich in dieses düstere Gemälde dringt und die schwarzen Paläste und die wunderbaren Brücken und die unzähligen Kirchen und der einem Gespenst ähnlich die stolze Meeresstadt

überragende Marcusthurm und der mit keinem Gebäude auf Erden zu vergleichende Dogenpalast unter seinen silbernen falben Strahlen wie riesige Schatten aus einer längst verklungenen Geisterwelt herüberschauen. Mit Ehrfurcht betritt man diese wunderliebliche Piazetta, an deren Marmorstufen sich durch Jahrhunderte die Wellen des gehorsamen Meeres brechen, auf deren schlanken Granitsäulen sich kühn und stolz der geflügelte Löwe erhebt, wie er mit den wilden Blicken nach den hohen Fenstern seiner Herrscher hinblitzt und stets auf dem Sprunge scheint, den sich zu nähern wagenden Feind mit der erhobenen Riesentatze zu zermalmen. Mit stiller Andacht bleibt man gefesselt stehen vor den goldenen Kuppeln der moscheeähnlichen Basilike des heiligen Marcus, von deren Zinnen die goldenen Pferde des Lysippus, die der römischen, osmanischen und fränkischen Sieger Triumphe schmückten, herableuchten, in deren regellosen Räumen acht von großen Thaten überströmende Jahrhunderte Alles aufgehäuft haben, was der Stolz übermüthiger Sieger unterjochten Welttheile geraubt, in deren engen Räumen sich mehr kostbare Marmorsäulen und Mosaikbilder befinden als in ganz Deutschland zusammen, und wo endlich die heidnische Mythe noch dergestalt mit dem christlichen Cultus vermengt erscheint, daß der Gläubige verwirrt sich vom Götzenbilde abwendet, um zum Bilde seiner Heiligen zurückzufliehen. Wenn aber der Anblick aller dieser Größe, aller dieser Pracht und Herrlichkeit das Gemüth in Begeisterung und Stolz über die Kraft des menschlichen Geistes entflammt, so durchwehen dagegen die Schauer wehmüthiger Erin-

nerung den Gemüthvollen bei dem Andenken des vielen Gräßlichen und Entsetzlichen, das auf diesem schmalen Raum Erde vorgegangen, und die furchtbaren Bilder des oligarchischen Uebermuthes treten mit grasser Wahrheit in dem düstern Mondeslichte vor das bewegte Auge. Auf jeder Stelle dieses merkwürdigen Platzes, der nicht seines Gleichen auf unserm Erdballe hat, ist vielleicht eine große That, vielleicht eine Unthat verübt worden. Mit Unwillen steht man auf dem rothen Steine, wo des unglücklichen Barbarossa Macht sich unter den Willen der Republik, sein Nacken unter dem Fußtritt des frechen Alexander III. beugte; mit Wehmuth betrat ich die Riesentreppe, auf welcher der achzigjährige Doge Marino Falliero durch Henkershand fallen mußte, weil er es gewagt hatte, aufzuhören Aristokrat zu seyn, und anfangen wollte Mensch zu werden; — mit Schaudern betrachtete ich diesen Dogenpalast, mehr Gefängniß als Fürstenwohnung, in welcher der mächtige Doge der erste Gefangene war, in welcher der Thron, vor dessen Macht die Gesandten der ersten Reiche, ja Könige selbst sich beugten, mit Tapeten der schlüpferigen Abenteuer Jupiters umgeben ist, deren Wände von den größten Malern Italiens zur Verherrlichung der Großthaten dieser stolzen Meerestyrannen bemalt wurden, in deren Sälen Kaiser und Welttheile Gesetze empfingen, in deren labyrinthischen Räumen der kleine Ausschuß der furchtbaren Zehner Recht ohne Gerechtigkeit sprach, aus deren furchtbarer Gerichtshöhle die verhängnißvolle Porta fatale hinab leitete in die entsetzlichsten Schluchten des Unglücks, in die gräßlichsten Marter-

kammern, die jemals teuflische Einbildungskraft ersonnen, wo noch das Blut der Entgliederten an den feuchten Quadern klebt, und die eisernen Ringe die vermoderten Knochen noch jetzt krampfhaft umranken. Und nun diese Bleidächer, diese schreckliche Ponte dei Suspiri, über die, wie auf Charons Nachen, Keiner mehr zurückkehrte, um zu erzählen, wie es da drüben aussieht. Es ist erschütternd diese Orte zu sehen, wo der Uebermuth einer Handvoll Menschen das Größte mit dem Scheußlichsten gepaart, Indem ich so sinnend und betäubt dastand, und hier mehr als je erkannte, wie wenig der Mensch wahrer dauernder Größe würdig und fähig ist, so hätte ich mir den traurigen Eindruck, welchen der sichtliche Verfall aller dieser Pracht nnd Herrlichkeit, die gräßliche Entartung dieses Heldengeschlechtes in mir erzeugte, doch nicht mit der Unkenntniß ihrer großen Geschichte abkaufen mögen. Es liegt etwas Tröstendes darin, Menschen und Völker zu finden, welche durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen sich ihres Glückes würdig gemacht haben; es stärkt und erhebt den menschlichen Geist, wahre Kraftanstrengungen mit so erstaunlichen und glänzenden Erfolgen gekrönt zu sehen, und man erkennt auf dieser großen Stätte der Geschichte mehr als auf irgend einem andern Punkte der Erde, daß die Nemesis zwar ehrend wahre Größe schützt, daß sie aber rächend die entarteten Sprossen großer Vorbilder in den Staub ihrer Unwürdigkeit zurückschleudert. Furchtbar haben die Erinnyen ihr Amt in der herrlichen Venezia geübt, und nichts ist den Nachkommen ihrer Helden geblieben, als der Stolz auf eine Vorzeit, deren

sie weder durch persönliche Vorzüge, noch durch Muth im Unglück sich würdig zeigten. Sie haben nichts gerettet, als den Hochmuth und die Einbildung, mit welchen sie auf eine Zeit zurückblicken, die sie nicht verstanden und welcher anzugehören sie nicht würdig waren, und man fühlt kein Mitleid mit Menschen, welche bloß die Namen der Weltgeschichte durch ein thatenloses Leben schleppen. Es ist ihnen nichts geblieben, als ein alle Gränzen überschreitender Leichtsinn und eine Unwissenheit und Trägheit, die jede Hoffnung, das edle Blut ihrer Ahnen wieder in ihren Adern zu finden, auf immer verschwinden machen. Je trostloser der Eindruck ist, den dieses gänzliche Hinschwinden der höchsten menschlichen Macht, mit welcher selbst die alte Roma sich in Berücksichtigung der Verhältnisse nicht vergleichen läßt, auf den Beobachter hervorbringen muß; je betrübender diese Umwandlungen sich dem Auge darstellen, welches mit Unwillen die Tribune, wo das allmächtige Haupt der Republik zu Gericht saß über Könige und Kaiser, in eine Halle für Licitationen verwandelt findet, und das sich mit Trauer von den prachtvollen, durch Jahrhunderte schwarzgefärbten Marmorpalästen wendet, die nun verlassen und verfallen die furchtbaren Wechselwirkungen des unaufhaltsam sich umschwingenden Rades der unerbittlich fortrollenden Ereignisse bezeichnen, — desto mehr fühlt der forschende Geist sich aufgefordert, in die Vergangenheit hinabzusteigen, durch die Phantasie die großen Bilder, welche uns die Geschichte mit ernstem Griffel aufzeichnete, vor den staunenden Blick zu zaubern, und ihr zu überlassen, was die Gegenwart

nicht, die Zukunft nimmermehr bieten kann. Von diesem Gesichtspunkte muß man ausgehen, um diesen großen historischen Punkt der Erde zu verstehen, und um nicht durch das, was geblieben, sich über das, was einstens war, zu täuschen. Um sich einen wahren Begriff von dem Reichthum und der architektonischen Schönheit Venedigs zu bilden, muß man seinen großen Canal hinabfahren. Zwar sind die Paläste jetzt schwarz und verfallen, allein die großartigen Formen bleiben und zeugen von der Größe aller damaligen Unternehmungen. Welche Schwierigkeiten boten sich aber diesen großen Menschen dar, welche Hindernisse des Bodens hatten ihre Künstler zu beseitigen! Sie waren in allen größern Ausführungen gehemmt, und man darf nur dem großen Canal folgen, um zu begreifen, warum die prachtvollsten Marmorpaläste, mit denen seine Ufer bedeckt sind, und an welchen manche Säule, manche Balustrade ein Menschenalter in Anspruch genommen haben mag, öfter gleichsam abgeschnitten oder abgehauen scheinen, da man in Aufführung derselben dem Gange und den Windungen der zahllosen Nebencanäle folgen mußte. Man betrachte nur den dreihundert Fuß hohen außerordentlich dicken Campanile der Marcuskirche. Wenn er auch so tief im Boden gegründet, als er in die Luft sich erhebt, welcher Baumeister unserer Zeit wagte es eine solche Steinmasse auf Pfähle in ein Meer zu stellen? Man muß bedenken, auf was man steht, und bei dieser Erinnerung erscheint hier Alles doppelt erhaben, ja unbegreiflich, da man immer eben so tief, oder noch tiefer in den Grund bauen mußte, als das Gebäude nach oben

hoch werden sollte. Es ist wahr, was man Venedig vorwirft, daß es keinen entschiedenen Baustyl ausspricht; allein der Grund liegt nicht fern, und das Ganze gewinnt dadurch außerordentlich. Alles zeigt hier, daß es sich mehr darum handelte, die unermeßlichen Weltschätze in kleine Räume zusammenzudrängen, als sie mit Eintheilung, dem Auge und Verstande klar, aufzustellen, weßhalb der Künstler, welcher hier den schulmeisternden Maßstab der Kritik anlegen will, stets mehr zu tadeln als zu bewundern findet. Der Grund, warum man hier mehr Pracht und Verschwendung findet, als Geschmack und richtige Anordnung der Kunst, liegt einfach darin, daß die alten Venezianer wohl Mittel genug besaßen, die größten Künstler ihrer Zeit an sich zu ziehen und zu beschäftigen, daß sie aber nie die Muße fanden, sich selbst einer künstlerischen Ausbildung zu widmen, ohne welche es doch nicht möglich ist, die Kunst zu würdigen und zu leiten. Wie deutlich wird dieß Alles an Ort und Stelle! Wo hat die Welt einen ähnlichen Platz, wie den des heil. Marcus? Und ist es von den Franzosen nicht lächerlich, ihr Palais royal damit vergleichen zu wollen? Diese alten Procuratien mit ihren königlichen Säulengängen, in denen noch jetzt die meisten Nobili wohnen, denen sie sonst als Residenz gedient; diese neuen Procuratien mit ihren prachtvollen Porticus und der glänzenden Wohnung des Vicekönigs; dieses römische Mittelgeschoß, welches beide an Schönheit übertrifft, und in welchem Napoleon sich eines seiner würdigsten Denkmäler in Italien setzte; diese Marcuskirche, die bizarrste Mischung von arabisch-grie-

chischem, ich möchte sagen gothisch barbarischem Style, in welcher man die Sophienmoschee in Constantinopel zu betreten wähnt, deren Inneres einem Irrgarten gleicht, wo Blick und Fuß jeden Augenblick auf neue Wunder stößt, deren wellenförmiger Boden aus Mosaiken der kostbarsten Steine besteht; welcher die edelsten Marmorbrüche des Orients fünfhundert Säulen geliefert, aus deren Nischen das Gold von fünf Jahrhunderten noch blendende Strahlen wirft; deren Decken, Wände und Vorhallen mit Mosaikbildern besät sind, welche das schärfste Auge für Arbeiten der größten Maler hält, während man in der ganzen Kirche kein Gemälde findet, und in welcher eine solche Anhäufung von Marmor, Mosaik, Bronze, Gold, Schnitzwerk und edlen Steinen vorhanden, wie sie in der Welt nicht zweimal zu finden, und in der man nur das Bedürfniß erkannte, alles Kostbare, das man ihr abgenommen, an Einem Orte aufzuspeichern; und dieser Riesenpalast der Dogen, der in seinen gigantischen Massen hoch das adriatische Meer überragt, dem an besonderer Bauart nichts auf Erden gleicht, der den Architekten in Verzweiflung bringt und den Maler entzückt, und endlich dieser Marcusplatz selbst mit seinen herrlichen Arkaden, mit seinen zahllosen Kaufgewölben und Kaffeehäusern, mit seinem ewigen Leben und Treiben, mit dem unermeßlichen Lärm, der zu allen Stunden vom ihm ausgeht, dieses Herzblut der Bewegung von hunderttausend ihm zuströmenden Menschen, welche auf diesem kleinen Fleck alle ihre Geschäfte machen, wohin jeder gewiß einmal des Tages gehen muß, sollte er auch nur

wissen wollen, was die Theater geben; dieser wunderbare Platz, auf dem man sich mit ein wenig Phantasie nach Asien versetzt sieht, wenn man die Moschee erblickt und die Armenier, Griechen, Türken, Chioten den ganzen Tag in großen Gruppen hier unter den Baldachinen der Kaffeehäuser in orientalischem Phlegma mit ihren langen Pfeifen gelagert sieht. Wo ist eine Stadt, die einen ähnlichen Brennpunkt ihres Lebens hätte? Ich möchte diesen Platz unter der alten Venezia dominante gesehen haben, wie die ehrwürdige Signoria über ihn schritt, wie der Handel von vier Welttheilen hier seinen Stapelplatz hatte, und wie die Reichthümer des Orients auf ihm abgeladen wurden. Ich möchte dieses alte Venedig gesehen haben, wie noch seine großen wunderbaren Häuser mit den herrlichsten Gemälden großer Meister bedeckt waren; an welchen man jetzt die Vergänglichkeit der in freier Luft befindlichen Fresken studiren kann; ich möchte die Marmorpaläste gesehen haben, als sie, noch nicht von dem trüben Dunst verhängnißvoller Jahrhunderte in schwarze Nacht getaucht, im magischen Schimmer des glänzenden weißen Gesteins, im Wiederglanze der italienischen Sonne Pracht und Herrlichkeit weit über ihre stolzen Ufer hinaus verkündeten. Allein so sehr man die so einzig dastehende Erscheinung des Marcusplatzes mit der ganz übergoldeten Marcuskirche bewundern muß, so stehen doch dieser aristokratische Feuerherd und alle die unerreichten großen gemeinnützigen und menschenfreundlichen Anstalten zur Sicherheit der Republik, zur Versorgung der in ihrem Dienste Verunglückten, zur Abhülfe der zu allen Zeiten in Venedig

gräusenerregenden Armuth, so wie selbst alle seine Marmor- und Feenschlösser, seine herrlichen Theater, Quais, Brücken, ja selbst seine dreihundert prachtvollen Tempel, weit hinter den Riesenanstalten, durch welche Venedig den Andrang des verderbendrohenden Meeres von sich lenkte, und die allein ihm die unerschöpflichen Mittel boten, einer ganzen Welt und allen Flotten der Erde zu trotzen. Was ist die Mauer, welche China schützen soll, gegen die Murazzi; was sind selbst die größten Bollwerke der Natur, jener längst überstiegene Balkan, die Alpen und Pyrenäen, gegen diese Felsendämme von Menschenhand, welche nun schon so viele hundert Jahre die stolze Meereskönigin vor der Wuth der Wogen schützen und sie zur wahren Herrscherin der Meere machten? Was hat der menschliche Geist Kühneres entworfen, was die menschliche Beharrlichkeit Größeres ausgeführt, als jene Lagunen, welche die größten Flotten in sich aufnahmen, und jenen Riesendamm, in das unergründliche Meer gesenkt und mit tiefer Berechnung über seine Fläche emporragend, so weit gerade, daß die Wogen der empörten Wasserwelt selbst in der wüthendsten Brandung kaum über sie zu reichen vermögen, und daß Schiff und Stadt mitten im rasendsten Orkan, mitten in der tobendsten See, Schutz und Sicherheit hinter den von Menschenhänden geformten Felsenriffen finden? Und würdig steht neben diesen, die schönste Römerzeit überbietenden Werken das Arsenal Venedigs, die außerordentlichste Schöpfung ihrer Gattung. Es faßt Alles in sich, was Schiffbau und Schifffahrt bedarf, und aus seinen ungeheuern Eingeweiden ging die Seemacht

hervor, welche die Welt eroberte und sich die mächtigsten Reiche zinsbar machte. Da steht es nun seit dem vierzehnten Jahrhundert mit seinen unerschütterten Mauern, noch lagern die athenischen Riesenlöwen vor seiner schönen Pforte, noch schmücken es die herrlichen Denkmale, welche die dankbare Republik ihren Helden errichtete, noch sieht man die Rüstung des großen französischen Helden Heinrich, mit der er um den Patriziernamen der allmächtigen Republik buhlte; aber die Helden fehlen und der Löwensinn ist dahin gegangen! Die erbeuteten Waffen und Trophäen sind mit moderner Rüstung zusammengeworfen, und wo sonst Tausende ewig sich mühten, die schreckenverbreitende Armada zu zimmern, da wenden noch einige hundert Sträflinge ihre entnervte Kraft an die nothdürftige Erhaltung vermodernder Fahrzeuge. Napoleon hat es erkannt, was die große Republik ihm überlassen. Während seines Interregnums bot er Alles auf, um Venedig seinen alten Flor und seine Bedeutung wieder zu geben, und die Wichtigkeit der Mittelsee erkennend, würde er von hier aus verheerendere Blitze gegen Albions Macht geschleudert haben, als aus den eigenen Häfen. Die Venezianer bauten alle Schiffe unter Dach, und die Versuche, die mit dem Bau in offenen und bedeckten Chantiers gemacht wurden, haben den Vortheil der letztern hinlänglich erwiesen. Cherbourg wurde nach dem Muster Venedigs erbaut. Das Haupthinderniß bleibt stets der große damit verbundene Kostenaufwand; aber unter dem Kaiserreich gab es kein Hinderniß, so wenig als in England. Es ist unglaublich, welche Wunder in diesem Arsenale durch Con=

centrirung aller Hülfsmittel erzeugt werden können, und Holz im Ueberflusse liegt seit Jahrhunderten hier ebenfalls unter Dach im Wasser. Alle Werke sind vortrefflich und bedürften nur der Unterhaltung. Die Seilerei, welche 1000 Fuß lang ist, liefert immer fünf der größten, der dicksten Ankertaue zugleich. Alle Werkstätten sind von einem Umfange, der sie zur Aufnahme der größten Arbeiterzahl fähig macht. Im Modellensaale kann man ein Linienschiff ersten Ranges zeichnen, und hier sind allein fünf Kanonengießereien. Kurz, Alles trägt den Stempel der venezianischen Größe. Allein so war es, und wie ist es jetzt! Napoleon beschäftigte hier viertausend Menschen, jetzt sind es kaum achthundert, der Admiral und die Bewohner des Bagno mit eingerechnet. Man hat die Schiffe, die man fand, verkauft, und das letzte Linienschiff „Italien" verfault als Wachtschiff. Ein Linienschiff, das man begonnen, wurde wieder demolirt, und ein Decennium erzeugt höchstens eine Fregatte, während die Republik stets vierundzwanzig Linienschiffe zum Auslaufen und 200 Galeeren unter den Chantiers in Bereitschaft hatte. Die Lagunen werden nicht mehr gereinigt und versumpfen, und es wird gut seyn, wenn das Actienproject, eine hölzerne Brücke über sie nach dem festen Lande zu schlagen, zur Ausführung kommt, ehe sie ganz zu Schlamm werden, obschon das Unternehmen einer stundenlangen Brücke nicht zu den unbedeutenden zu rechnen ist.

Wer je von der Macht des alten Dogen gehört und von der Pracht seiner Vermählung mit dem Meere auf dem stolzen Bucentauro, der hat Mühe zu glauben, daß

dieser mächtige Mann die Herrlichkeit seiner äußern Erscheinung nicht auch auf sein Privatleben übertragen durfte. Die Eifersucht der Republik ging so weit, daß sie ihrem Oberhaupte kaum eine anständige Wohnung während seiner Herrschaft gestattete, und die einfachen Zimmer, in welche die verhängnißvolle Seufzerbrücke über den kleinen Canal führt, waren dem Vertreter der größten Seemacht angewiesen. Der Staat zahlte dem Dogen jährlich nur 300,000 Lire, trug aber alle Kosten der Repräsentation, denn nur für diese, nicht für die Person des Dogen, war der immense Palazzo ducale. Auch besaß der Doge kein Vorrecht, außer zwei Vota bei den Abstimmungen. Indessen waren alle Familien so reich, daß jeder zum Dogen gewählte fürstlichen Aufwand machen konnte. Auf alle Weise suchte man dem Luxus zu steuern, und es war nicht erlaubt eine Gondel anders als schwarz auszustatten. Auch in Kleidung war die höchste Einfachheit, da Alles im Mantel, selbst in die Abendgesellschaften ging, und man im Sommer Seide, im Winter Tuch trug, im Carneval aber kein Nobili unmaskirt erscheinen durfte. Sie verwendeten daher Alles auf die Baukunst und die Einrichtung ihrer Paläste, und hier findet man jetzt noch Spuren der höchsten Pracht. Es gereicht den größtentheils ganz verarmten Nobili zur hohen Ehre, daß sie das Erbe ihrer Ahnen gleich den römischen Großen zu erhalten trachten, und sich lieber Alles versagen, um nur den Glanz ihrer Paläste nicht untergehen zu sehen. Doch fanden sich Manche, die auch diesen letzten Schatten von Größe begraben halfen; einige

Familien waren auch ausgestorben und ihre Besitzungen verkauft worden. Ein sinnreicher Engländer hatte den Einfall, einen solchen Palast zu kaufen, um ihn nach Hause zu schicken. Er wurde sorgfältig abgebrochen, die Marmorquadern und Säulen zerlegt, numerirt, auf Schiffe gepackt, und an der Themse gerade so wieder aufgerichtet, wie er am großen Canal gestanden war. Die Idee fand Nachahmung, obschon die venezianischen Paläste so wenig nach England paßten, als die Sixtinischen Castraten zum Escurial, und man hätte vermuthlich in zwanzig Jahren Venedig in England suchen müssen, wenn die Regierung nicht durch ein neues Kaufproject aufmerksam geworden wäre. Die Familie Pesaro, vielleicht die reichste Venedigs, errichtete dem großen Dogen das kolossale Grabmal, das neben dem Canova's in der herrlichen Kirche ai frari steht. Die Riesenfiguren sind von carrarischem Marmor, und das ganze kostete unermeßliche Summen. Letzteres haben Europa und Amerika mit Mühe durch Subscriptionen, ersteres eine venezianische Familie allein bezahlt. Der Palast dieser Familie ist der schönste Venedigs, und ihr letzter Abkömmling, den nichts hatte bewegen können in sein der Freiheit beraubtes Vaterland zurückzukehren, starb vor einigen Jahren in England. Der Rest dieses Palastes mit doppelter Säulenfaçade besteht aus Stämmen des kostbarsten Ebenholzes, welches den Besitzern unbekannt war. Reiche Juden hatten das Geheimniß aus Archiven aufgespürt, und erboten sich nun den ganzen Palast abzutragen und wieder, wie er steht, aufzubauen, wenn man ihnen gestattete,

einen andern Rost für den bisherigen einzusetzen. Hierdurch aufmerksam gemacht, untersuchte man die Sache näher und fand die Pfähle wirklich von dem edelsten Holze. Man untersagte von nun an jede Abtragung eines Palastes, und hätten die Juden sich nicht verrathen und lieber den Palast selbst gekauft, so hätten sie den kostbaren Rost umsonst bekommen. Hieraus kann man am besten schließen, mit welcher Verschwendung die alten Venezianer ihre Häuser bauten. Ganze Wände, ganze Mauern, die Façaden ohnehin alle, sind von den edelsten Marmoren. Wenn man die längs des großen Canales in finsterer Schwärze ausgebreiteten Paläste abwaschen wollte, so würden sie trotz ihres Verfalles Venedig zum zweitenmale zur schönsten Stadt der Welt machen.

Venedig erfordert so viele Zeit, wie Rom, um ganz gesehen zu werden, und von seinem großen Reichthum macht man sich erst in seinen Kirchen den wahren Begriff. Hier sieht man, daß es sich bei ihnen nie darum handelte, ökonomischen Rücksichten Gehör zu geben, sondern nur, wie die unzähligen Kunstschätze würdig unterzubringen seyen. Mit welchem Feuer der Kunst haben aber die großen venezianischen Meister für ihre geliebte Vaterstadt gemalt, und wo könnte auch der Künstler mit heiligerer Begeisterung schaffen, als im dankbaren und reichlich lohnenden Vaterlande! Man weiß oft nicht, soll man mehr die Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, mit der diese herrlichen Menschen arbeiteten, oder die vollendete Durchführung ihrer Werke bewundern, und was ich immer Großes von den Venezianern in andern Städten gesehen, ihre Werke

im Heimathlande schienen mir immer von wärmerem Ton und in höherer Farbenpracht gemalt, wie wenn die Luft und die Liebe sich bei der Arbeit verschwistert hätten. Tintoretto, Paul Veronese, Tizian, Pardenone, Bonifazio, Palma, Rizzi, Basano haben hier gewetteifert, um den Brennpunkt der Weltherrschaft und den Triumph der Kunst zu verherrlichen. In der Akademie, dieser Schöpfung des würdigen Cicognara, sieht man das größte Bild Tizians, die Himmelfahrt, und alles Andere verschwindet neben dieser Vollendung der Farbe und Kühnheit der Idee. Hier sieht man seine Präsentation im Tempel, seinen Johannes in der Wüste, und Paul Veronese's unübertroffenes Abendmahl. Hier begreift man Tizians Fruchtbarkeit, wenn man sein erstes Bild, den Gruß Mariä, das er als fünfzehnjähriger Knabe malte, neben seinem letzten, der Grablegung Christi, mit dem der neunundneunzigjährige Greis sich selbst zu Grabe legte, gegeneinander über aufgestellt sieht. Neben Canova's Herzen deckt ein einfacher Stein im Boden der Kirche ai frari die Gebeine des unsterblichen Nestors der Malerei: Qui giace il gran Tiziano dei Vecelli, emulator de' Zeusi e degli Apelli 1575.

Eine prima Recita ist in Venedig ein Evenement, ein Nationalfest. Alles ist in Gährung, jeder will von der neuen Oper schon etwas gehört haben, der eine läßt sie Furore, der andere Fiasco machen. Ehe man noch das Mindeste davon weiß, bilden sich schon die Parteien für die Sängerinnen, und es kommt schon zu Zank und Streit, bevor noch eine Probe gehalten war. Die An-

züge, der Damen sind zu diesem großen Ereigniß bereits Monate vorher von Paris und Wien verschrieben, und die Dilettanti harren in ängstlicher Spannung dem entscheidenden Tag entgegen. Als ich das erstemal Venedig besuchte, traf die erste Aufführung der Montecchi und Capuletti, die ihr Verfasser, wie es in Italien Sitte ist, in den drei ersten Darstellungen selbst leiten mußte. Da stand nun am hohen Pulte der herrliche Jüngling, den die Italiener seiner Schönheit wegen Bellino statt Bellini nannten, und das Parterre wogte und kochte gleich dem sturmbewegten Meere, und kein Mensch war in den Logen noch zu sehen, nach denen aller Augen gierig herumspähten. Wer sollte nun glauben, daß in einer civilisirten Stadt solche barbarische Gebräuche sich erhalten können. Es ist nämlich hier ein uraltes Herkommen, daß bei einer prima Recita die erste Dame, die in eine Loge tritt, ausgezischt wird, und das Publicum ließe sich das saubere Privilegium um keinen Preis nehmen. So stehen dann die armen Frauen debattirend in den Corridors, wer sich zuerst herauswagen solle, und welche ihrer Schwestern in Deutschland würde nicht lieber auf die ganze Oper verzichten, als sich zu solchem Scandal hergeben. Nur noch wenige Minuten waren zum Anfange der Oper, die Musiker auf ihren Posten und immer tiefer wurde die Stille des auf seine Beute lauernden Parterres. Da öffnet sich eine Logenthüre, ein weißer Hut mit glänzenden Schwungfedern wird sichtbar, eine junge Dame tritt rasch und fest an die Balustrade der Loge vor, wie der Brave sich der Feuer und sichern Tod

aussendenden Batterie entgegenwirft, und im Moment entsteht ein unbeschreibliches, einem Kosaken-Hurrah nicht unähnliches Brüllen und Zischen. Aber ruhig steht die edle Gestalt und sieht lächelnd auf die aufrührerische Masse, und nun erkennt man sie, die schönste Frau Venedigs, die herrliche Gräfin V. Plötzlich verstummt das wilde Getöse, und ein Mann springt auf die Bank und schreit: Evviva la bella Contessina! und tausend Kehlen schreien: Evviva la bella! und alle Thüren öffnen sich, die Logen sind in einem Augenblicke gefüllt, und die schöne Gräfin lächelt noch eben so lieblich auf ihre Vergötterer hinab, wie sie den furchtbaren Angriff beantwortet hatte, und kräftig und herrlich beginnt die alles übertönende Ouverture. Allein der Funke der Gährung war in dieß bewegliche Publicum geflogen, die Parteien hatten die rechte und linke Seite eingenommen und jetzt erschien die Grisi, noch in ihrer ganzen üppigen Jugendkraft. Cara Grisi! Divina Grisi! unterbrachen die erste Arie und ein fuori nach ihrer Beendigung brachte die erste Opposition herbei. Diesem Streite der Parteien muß die arme Sängerin mit zusehen und abwarten, auf welche Seite der Sieg sich neigt. So ging es nun fort. Das Schwierigste waren die Duetten, da jede Faction ihren Schützling rief. Die Caradori stand der prächtigen Grisi würdig als Nebenbuhlerin zur Seite, allein die Passion, die beim Italiener entscheidet, fehlt ihr. Die leidenschaftliche Grisi wurde von ihrer tragischen Rolle einmal so weit hingerissen, daß sie durch ihre Thränen außer Stand gesetzt war, weiter zu singen, und wirklich glaube ich,

daß man den Romeo nicht ergreifender fühlen und darstellen kann. Das Publicum schluchzte laut, und es war ein Moment des höchsten dramatischen Triumphes. Im letzten Acte vereinigten sich die feindlichen Parteien, besiegt von der gleichen Meisterschaft der Sängerinnen, und der Augenblick nach dem großen Duett, wo alle Stimmen des ungeheuern Hauses sich zum Vorrufen beider Sängerinnen vereinigten, gehört zu den rührendsten Situationen, die ich in einem Theater erlebt. Bellini war so oft gerufen worden, daß er sich in die Loge des Gouverneurs flüchtete, allein auch in dieser wurde er noch erkannt und hervorgezogen. Die Caradori wurde zwölfmal, die Grisi dreizehnmal hervorgerufen, und die Verzögerungen, welche hieraus und durch die bei dem Vorrufen meistens stattfindende Opposition entstanden, machten, daß die Oper, die um halb neun Uhr begonnen hatte, nebst dem Ballete bis Morgens halb drei Uhr dauerte. Damit war es aber nicht zu Ende, und der wahre Triumph sollte erst noch kommen. Vor dem Fenice war heller Flambeauxschein, und wie die blonde, liebliche Caradori die Stufen herabkam, wurde sie von ihren Anhängern umringt und das Orchester der Oper führte sie mit dem großen Chor des vierten Actes nach Hause. Die Grisi aber wurde von den Begeisterten nach Hause getragen, und die Banda orientale des Regiments Esterhazy spielte dabei den prächtigen Marsch aus der Oper. Halb betäubt von der Anstrengung ihrer Rolle und der Ueberraschung dieses Exaltismus, erklärte sie erst zu Hause angekommen, daß sie in Gesellschaft

zur Gräfin Albrizzi gehen müsse. Sogleich wendete das ganze escortirende Anbeter-Heer um, und wir zogen mit Marsch zu dieser Dame, die nicht wenig erstaunt war, ihren Besuch unter so zahlreicher und lauter Begleitung zu empfangen. Es ist übrigens in den Gassen Venedigs keine kleine Aufgabe für ein starkes Musikchor, richtig zusammen zu spielen, da diese Calli so eng sind, daß der große Trommelschläger kaum Platz zu seiner Function findet, und höchstens zwei Spielende nebeneinander marschiren können. Bis zum halben Tage zogen wir mit unserer cara Grisi noch von Salon zu Salon, und sie gedachte dieses schönen Tages noch mit Rührung, als ich sie jetzt in London daran erinnerte. Nur in Italien kann ich wieder so singen, wie damals, sagte sie wehmüthig, nur dort versteht man, was Gesang ist, ma in Londra si pagano meglio, setzte sie schelmisch lächelnd hinzu. Herrliches Fenice, lieblichstes, prächtigstes Theater, du bist nun auch nicht mehr! Nie habe ich in einem Theater solches Vergnügen empfunden, wie in deinem glänzenden Tempel, und wenn sein Publicum auch ganz eigene Privilegien genießt, so ist es doch das gerechteste, feurigste und passionirteste von ganz Oberitalien. Hier in den Logen werden Ankunfts- und Abschiedsbesuche empfangen und gegeben, da es bei den Nobili nicht gewöhnlich ist, im Hause jemanden zu sehen, außer nach dem Theater. Visiten bei Tag würden sehr auffallen, da der Venezianer keinen Tag kennt. Die Logen der Fenice waren lang und schmal, und enthielten zwei Bänke, die der Länge nach angebracht waren, so daß Frontsitze außer

den Eckplätzen, so wie Stühle, nicht zu finden waren. In der einen Ecke mit dem Rücken gegen die Scene sitzt die Dame, und diese Bank bleibt höchstens für weiblichen Besuch, der jedoch sehr selten vorkommt. Die Bank gegenüber ist für die Cavaliere, die Besuche abstatten, und die, gleich den Königen im Macbeth, vor der Padrona defiliren. Unter diesen befindet sich zuweilen auch der Gatte, öfter der officielle Cicisbeo, am längsten aber der insgeheim Begünstigte. Es ist ein ewig wechselndes Bild, man setzt sich beim Eintritt auf das letzte Ende der Bank, und rückt nun nach, je nachdem der zunächst der Dame Sitzende Platz macht, und es gälte für unschicklich, zu lange den vordersten Platz behaupten zu wollen. So kann eine Logenbesitzerin an manchem Abend über hundert ihrer Bekannten sprechen, und wo wären Frauen in Europa, die solcher Freiheit genössen. Für den Fremden ist diese Sitte unschätzbar, denn er ist all' des ceremoniösen Vorstellens und Vorfahrens überhoben, und in Einer Nacht mit einer ganzen großen Stadt, wenigstens mit ihrer Elite bekannt. Aber auch für die Einwohner hat es den großen Vortheil der Bequemlichkeit und der Zeitökonomie, da sie den ganzen Tag für sich oder eigentlich für ihren Schlaf gewinnen. Wie unglücklich werden die armen Venezianer jetzt seyn, deren goldenes, reizendes Fenice gerade an der Schwelle des Carnevals eine Beute der grausamen Flammen wurde! — Das Theater San Benedetto ist ebenfalls sehr groß und für die Opera buffa bestimmt. Alles ist hier gewöhnlich mittelmäßig, und eine einzige gute Sängerin muß das

Ganze halten. Die Chöre sind nicht sehr eingeübt, allein immer noch zu bewundern, wenn man weiß, daß keiner der Choristen eine Note lesen kann, sondern alles aus dem Gehöre lernt. Bei einer Arie der prima Donna zog ein kleiner Violinspieler im Orchester, ein junger Mensch von kaum sechzehn Jahren, durch seine Lebhaftigkeit unsere Augen auf sich. Er spielte sehr gut und rief dann beinahe ganz allein die Sängerin heraus. Im Zwischenact ließ sich ein Jongleur sehen, allein es fehlte zu der ihn begleitenden Musik der Director. Alles schrie: Musica, und der Handel drohte schlimm zu werden, da mit dem ungeduldigen Venezianer nicht zu spaßen ist. Da schwang sich unser kleiner Geiger an das Directionspult, gab keck das Zeichen zum Anfang und führte seine Sache ganz brav durch, wofür er dann reichliche Anerkennung fand. Ein junger italienischer Grenadier stand neben mir ganz vorn am Proscenium Wache. Er hatte das Gewehr beim Fuß, wurde aber bei einer recht hübschen Arie der ersten Sängerin dermaßen von Rührung hingerissen, daß er es bei Seite stellte, wie besessen applaudirte und die Sängerin heraus rief. So etwas kann nur in Italien geschehen, in St. Petersburg hätte man den jungen Enthusiasten gepeitscht.

Es war Morgens 1 Uhr, als ich zum erstenmal den Salon der Gräfin Benzona betrat, die noch in ihrem hohen Alter durch die Liebenswürdigkeit ihres Umganges bekannt ist. Bei ihr versammelt sich jeden Morgen, was Venedig von seinem großen Namen noch gerettet, und ich war voll Begierde, diese Ausnahme von der euro=

päischen Gesellschaft kennen zu lernen. Die Beweglichkeit der siebzigjährigen Frau setzte mich in Erstaunen, allein ich war noch mehr betroffen über ihren Anzug, der mehr einer arkadischen Schäferin, als der Repräsentantin der alten Venezia anzugehören schien. Dieselbe Ungezwungenheit im Anzuge fand ich hier überall, und so viele Damen kamen, so viele waren anders gekleidet. Dieß gibt der Versammlung eine große Mannichfaltigkeit, wie denn überhaupt ein Salon der alten Nobili in Venedig keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern, am wenigsten mit einem Pariser Salon hat. Man haßt in diesen Gesellschaften das Französische selbst bis zur Sprache herab, und es geschah mir einigemale, daß Damen, die ich französisch ansprach, mir keine, oder italienische Antwort gaben. Diese Abneigung gegen Franzosenthum darf man den armen Nobili wahrlich nicht verargen. Ihre Nachsicht in der Landessprache ist dagegen um so größer, als der Italiener sich überhaupt ungern zu fremden Sprachen bequemt, und ihr Dank kennt keine Gränzen, wenn man nur einigermaßen fließend in ihre lebhafte Unterhaltung eingreifen kann. Ist man einmal bekannt, so wird man von dem Zauber der Unterhaltung, der Jovialität, dem anmuthigen Witz und jener liebreizenden Geschwätzigkeit hingerissen, die der Franzose mit causer bezeichnet, wofür aber das italienische ciarlare noch besser paßt. Unaufhörlich strömen die reizendsten Plaudereien über die feinen, schönen Lippen, durch die Perlenreihen der glänzendsten Zähne dieser anmuthigen Frauen, und wenn sie Stunden aufs lieblichste verschwätzt, rücken

sie erst näher, und meinen, jetzt wollen wir ein bißchen zusammen plaudern. Der zwar verdorbene, aber doch so angenehm klingende Venezianer=Dialekt lernt sich leicht, und ich kenne kein Idiom, das sich mehr zu dem reizenden, hinreißenden ciarlare eignete. Kaum in den Salon getreten, eilte eine alte Dame mit schneeweißen Toupées, einem neckisch darüber hängenden weißen Schweizerhütchen, herabhängenden rothen Bändern, Schuhen mit Stöckeln à la Pompadour und einem weißen Schäferstabe, auf mich zu, faßte mich unter dem Arm und sagte mir nun in Einem Athem, daß sie schon Alles wisse, was ich sey, woher ich komme, und daß ich sobald nicht wieder fortkommen werde, dafür müßten diese Damen sorgen, und hierbei präsentirte sie mich dem nächsten Kreise von Damen, setzte mich zwischen die Fürstin Gonzaga und die geistreiche Schriftstellerin Gräfin Albrizzi nieder, und überließ mich nun meinem Schicksal. Ich wußte damals noch nicht, daß Letztere ein sehr interessantes Werk über Canova geschrieben, und da wir über den großen Meister zu sprechen kamen, und ich mich in meinen Ansichten den ihrigen durchaus nicht anschließen konnte, so wurde die Unterhaltung sehr lebhaft, als die Benzona herbeitrippelte und mir meinen händelsüchtigen Charakter verwies. Die Gräfin lud mich zu sich ein, um das Gespräch fortzusetzen, und ich verdankte dieser edlen Frau bei diesem, wie bei einem spätern Aufenthalt eine Reihe schöner, lehrreicher und unvergeßlicher Abende. Die Unterhaltung wird nie allgemein, wozu schon die ganze Stellung der Meubles nicht geeignet wäre. Einzelne Divans

mit doppelten Sitzen nehmen die einzelnen Coterien auf, die Damen sitzen auf einer, die Herren hinter ihnen auf der andern Seite, und diese Einrichtung ist für die ernste, wie für die verliebte Conversation gleich günstig. Die ältern Herren versammeln sich meistens um den stets am Kamine Posto fassenden Cavaliere Rangoni, ausharrendem Cicisbeo der Gräfin Benzona aus der guten alten Zeit, und der oft in Frankreich und Italien auf der Spitze des Degens den chevaleresken Beweis geführt, daß die Gräfin die schönste Frau der Welt sey. Die Männer sind in der Regel eben so gehaltlos und eifersüchtig, als die Damen geistreich und zugänglich, weßhalb sie ganz unter der Herrschaft ihrer Frauen stehen. Die Gräfin Policastro, deren Gemahl letzter Gesandter der Republik in Paris war, steht an Geist und Anmuth neben der Gräfin Albrizzi. Mädchen sind selten zu sehen, allein die Frauen sind größtentheils jung und reizend, und man kann nichts Schöneres sehen, als diese Gräfinnen Soranzo, Avogadro, Vollani, Venier. Glühende Augen brennen einen durch und durch, und oft brechen aus falben venezianischen Todtengesichtern versengende Sonnenstrahlen hervor. Hier saß der größte englische Barde jeden Abend, und mit jugendlicher Begeisterung spricht noch jetzt die so oft von ihm besungene Benzona von jenen schönen Stunden. Diese Salons sind in ewiger Bewegung, und man kann bis zu den Morgenstunden in ihnen herumschwärmen. Man geleitet die Damen in den Gondeln und in den Calli, und singend und scherzend durchzieht man die stille, klare Nacht. Für den Fremden ist diese Lebensart unendlich

reizend, aber auch doppelt ermüdend, da er den Tag über so viel zu sehen und zu laufen hat, während der Venezianer schläft. Ich kam selten vor 5 Uhr Morgens zu Bette, während meine Wißbegierde mich gewöhnlich um 8 Uhr schon wieder in die Kirchen und Paläste trieb. Eine junge Französin gestand mir ganz naiv, daß sie das Fenice sacrificire, sich um 9 Uhr zu Bett lege, eine Stunde nach Mitternacht Toilette mache, und um 2 Uhr früh in die Gesellschaft gehe. Es ist über eine Campagne. Auf dem Marcusplatz ist noch bis in den Morgen hinein das regste Leben, es ist eine Unterhaltung, von der man sich nicht losreißen kann. Die Lebhaftigkeit, die man in Italien überall findet, hat hier ihren Culminationspunkt, und es ist ein Geräusch, das man in Wien mit Bajonnetten zum Schweigen bringen würde. Alles schwätzt, singt, schreit, jubelt, wie es jedem gefällt, und es fällt den Venezianern in ihrer Langweile gar Vieles ein. In den Entresols der alten Procuratien sitzt Alles voll Damen, und die schöne Welt wird eben so wenig müde, die Vorüberziehenden zu mustern, als diese sich mustern zu lassen. Dabei nirgends Affectation, überall Natur. Keine Frau ist ohne männliche Begleitung, und hier tritt die ungemessene Eifersucht der Männer stärker hervor, als irgend anderswo. Viele Frauen haben die reizende, altvenezianische Tracht beibehalten, und lassen den künstlich um die herrliche Haarflechte geschlungenen weißen Schleier weit über die elegante Taille herabfallen. Ich war mit dem edlen, herrlichen Pirch das erstemal nach Venedig gekommen, den uns bald darauf ein furcht-

barer Tod entriß. Wir waren nur unter dem Namen i due Giganti bekannt, und mußten uns endlich, trüber Ahnungen voll, trennen, da mein Weg mich nach Rom führte, während er nach Hause seinem grausamen Schicksal entgegen reis'te. Von einem großen Balle des Gouverneurs geleiteten mich die unvergeßlichen Freunde alle nach der Dogana, und nochmals wendeten wir uns nach dem herrlichen Marcusplatze, der im Silber des Mondes magische Schatten warf. In stiller Nachtfeier durchschifften wir die engen Canäle, in denen die Stimmen der sich von Ferne zurufenden Gondoliere hohl wiedertönten, und die hohen, majestätischen Formen der Paläste, die schauerlichen Schlagschatten, und das hier und da durch die düstere Nacht brechende sanfte Strahlenlicht der mild glänzenden Mondscheibe, wirkten mächtig auf unser Gemüth und riefen Empfindungen hervor, über die man sich keine Rechenschaft geben kann, und die, gerade weil sie namenlos unser Herz beschleichen, den Zauber unendlichen Sehnens nach unbewußten Gegenständen im Heraustreten aus der reizenden Wirklichkeit in sich fassen. Nichts stört hier die ewig thätige Phantasie, ungestört kann jedes Gefühl sich entfalten, und still und geräuschlos ziehen die schwarzen Gondeln in schwarzer Nacht und einförmigem Ruderschlage neben einander fort. Keiner von uns wollte die letzte, den feierlichen Regungen der Seele geweihte Stunde durch Nichtssagen unterbrechen.

Sprühende Funken, bläulich elektrische Flammen entlockten die Ruder dem bewegten dunkeln Meer, und

mit Schmerz sahen wir die heimliche Wasserfahrt sich enden, um, am Landungsplatze angelangt, aus der freien, sanften Gondel in den Bauch eines österreichischen Eilwagens zu steigen, aus dem ich den Theuern die Hand zum letzten Abschiede reichte, um dahin zu fliegen durch das himmlische Land, che l'Appennin parte e il Mar circonda e l'Alpe!

Mailand.

Das Alterthum hat uns keinen Triumphbogen überliefert, welcher mit dem zu Mailand zu vergleichen wäre, und selbst der im verflossenen Jahr an der Barrière von Neuilly eröffnete scheint mir nicht so schön und antik zu seyn. Napoleon wollte sein schönstes Werk würdig beschließen, und befahl die Straße über den Simplon, durch diesen herrlichen Bogen, durch das schönste Thor der Erde, in das schönste Land der Welt einzuführen. Sein Plan war, das alte Castell zu rasiren, das zwischen ihr und der Stadt liegt, und die Straße in ihrer ganzen Breite von Domo d'Ossola herein gerade durch die Stadt bis vor den Dom zu ziehen. Diese Idee war erhaben, wie alle, die von dem großen Mann ausgingen. Nur er konnte sie fassen, er allein konnte sie vollführen, unsere arme Zeit konnte sie aber nur verkrüppelt zur Ausführung bringen. Cognola, der das aus jonischen Säulen gebildete Ticinesische Thor baute, machte den Plan zum Bogen, und Antolini entwarf das prachtvolle Forum Bonaparte, das auf sechzig Millionen angeschlagen war. Die Sache blieb unausgeführt, da das Kaiserreich zusammenstürzte, bevor der Triumphbogen vollendet war. Das Monument konnte man nun freilich nicht mehr zerstören, da es zu weit vorgeschritten war, obschon es Leute gab, die seine Demolirung gewünscht hätten. Es fragte sich daher

nur, zu welchem Zweck es noch dienen konnte, und wo die Simplonstraße, wo dieser prachtvolle Bogen hinführen sollte. Diese Frage wurde nicht gelös't. Einsam und ohne Bestimmung steht das herrliche Meisterstück der neuern Zeit an den Gränzen eines weiten Exercierfeldes, hinter einer alten Soldatencaserne, und sieht trauernd auf die Verkehrtheit einer engherzigen Zeit herab, die das Große nicht begriffen, die es nicht einmal nachzuahmen verstanden. Die neue Regierung erklärte ein für allemal, daß sie mit der Vollendung dieses Triumphbogens, der freilich nicht für ihre Triumphe begonnen war, sich nicht befassen werde, und es gereicht den Mailändern zur Ehre, daß sie solche auf eigene Kosten unternahmen, wozu ihnen übrigens selbst die Erlaubniß schwer genug gemacht worden seyn soll. Wie aber wurde dieß nun ins Werk gesetzt, und wie vollbringt der Unverstand und die ängstliche Rücksicht das Beginnen des großen Mannes? Was soll man dazu sagen, wenn in den herrlichen Basreliefs Napoleon in den Kaiser Franz verwandelt wurde, und wenn der Mameluk, dessen Metamorphose wohl zu viele Schwierigkeiten im Marmor darbot, neben dem ehrwürdigen Monarchen die Huldigung der Lombarden empfängt? Wäre es wohl nicht besser gewesen, der Größe ihr Recht zu lassen, kleine, doch stets dem Wechsel unterworfene politische Rücksichten der Anerkennung unvergänglicher Majestät des menschlichen Geistes unterzuordnen, und die staunenerregende Episode des längst nicht mehr zu fürchtenden Riesengeistes in dem herr-

lichen, von ihm begonnenen Kunstwerke zu verewigen? Was Italien Gutes, Schönes, Zweckmäßiges besitzt, stammt von Napoleon. Man frage, wer hat diese Canäle gebaut, wer diese Brücken, wer diese Straßen; wer hat diese Münzen geschlagen, wer diese Gesetze gegeben, und immer ist die Antwort: Napoleon. Kann man denn das Große nicht anerkennen, selbst wenn es vom Feinde stammt, und ist es nicht ehrenvoller, ein erhabenes Andenken zu ehren, als jede Spur davon vandalisch zu zerstören? Nur war dieß hier nicht ganz möglich, oder die gerechte und mäßige Regierung gab es nicht zu. Allein die nicht mehr ganz umzuändernden Basreliefs zeigen in ihrer halben Verstümmelung eine solche bizarre Mischung von Allegorien, daß ihre Auslegung wohl einstens durch Gesetzeskraft erhärtet werden müßte, obgleich selbst dann noch das Gedächtniß der wahren Deutung und die Erinnerung an den ersten Restaurator italienischer Größe und Macht in den rebellischen Gemüthern dieses Landes nicht so leicht verwischt werden dürfte. Die drei Bögen sind vollendet schön und von den edelsten Verhältnissen. Oben wird die Göttin des Friedens auf einer Biga von sechs muthigen Rossen gezogen, auf jedem der vier Ecken steht eine Siegesgöttin auf einem im kühnsten Sprunge begriffenen Pferde. Pferde und Figuren sind Bronze und von vortrefflicher Zeichnung und Guß. Canova hat zwar die berühmten Pferde auf der Marcuskirche für Meisterstücke erklärt, allein ich kann nun einmal diese leblosen Thiere, mit ihren unnatürlich abgebogenen Hälsen, mit den unrichtig angesetzten Köpfen,

und dem matten trägen Schritte, wie sie da oben stehen, durchaus nicht schön und auf keinen Fall malerisch finden, und Canova hat in der Thierplastik nichts geliefert, was seiner Autorität hierin unbedingten Glauben verschaffen könnte, wie denn das große Pferd seiner Reiterstatue Karls III vor der neuen Kirche Bianchi in Neapel dieselbe Reglosigkeit und Mattigkeit zeigt, wie die Antiken in Venedig. Die hier gegossenen Thiere sind voll Leben und Muth, größer wie jene, und Manfredini, ihr Verfertiger, erwirbt sich durch dieses Werk einen europäischen Namen. Die Basreliefs von Aquisti und Marchese verdienen den schönsten Arbeiten des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden. Die Schönheit und Reinheit der Verzierungen, besonders der Rosetten an der Decke, sind tadellos. Das Ganze wurde aus den Marmorbrüchen des Lago Maggiore, die Basreliefsbekleidungen aus carrarischem Marmor gehauen.

Das Theater der Scala ist um eine Loge kleiner als das San Carlo in Neapel. Vor einigen Jahren stürzte sein Plafond ein, worauf es zugleich eine im Ganzen benöthigte Ausbesserung und Verschönerung erhielt, die es wieder zu einem der schönsten in Europa machen. Das Maschinenwesen ist riesenhaft, der Lustre prachtvoll, und die Akustik, ungeachtet der Größe, bis in die fernsten Theile des Hauses ausreichend. Die Façade ist mit unbedeutender Säulenfronte. Die Canobbiana ist das zweite Theater, ebenfalls sehr groß und angenehmer für Gehör und Auge des Publicums, besonders aber für die Kehlen der Sänger. Wenn man die Mailänder fragt,

so haben sie immer schlechtes Theater. Sie sind so verwöhnt, daß sie stets die ersten Talente fordern, um nur einigermaßen zufrieden zu seyn, und sie dienen als das schon oft theuer bezahlte Beispiel, daß man in Kunstleistungen nicht zu viele Federn zugleich anspannen darf, wenn man die Spannkraft nicht durch Mißbrauch lähmen will. Uebrigens möchte ich doch fragen, welches Recht denn Mailand hat, die erste Oper der Welt zu besitzen, und ob es sich der Mühe lohnt, seinem Publicum solche Opfer zu bringen, wozu es selbst so wenig durch Geld und Benehmen beisteuert. Die Regierung zahlt jährlich mehr für die Scala, als für den Fortbau des Doms, und dennoch kann kein Impressario bestehen. Das Publicum aber ist bis ins Ungeheure verdorben, und in Anforderung und Lebensart sind die Mailänder die arroganteste Plebs in Italien. Sie dünken sich die Kunstkritik und Mäcene des Landes, und schreien und lachen bei den gelungensten Stellen wie Gassenjungen. Die Frauen machen hievon keine Ausnahme, und suchen eine besondere Glorie darin, wenn sie der Art ins Haus hineinlachen, daß man ihnen in den tiefsten Schlund hinab die übrigens durchaus wunderschönen Zähne nachzählen kann. Die Neapolitaner und Palermitaner haben heißeres Blut in den Adern, als die Mailänder, allein sie verhalten sich in ihren Theatern viel ruhiger, und dulden niemals solche auffallend anhaltende Störungen, wie dieß hier widersinniger Weise fast stets der Fall ist. Unteritalien zeigt ein Uebergewicht von Geschmack, Sitte und Verstand, und beweis't zugleich, daß kein Mangel

an Kunstgefühl ihm vorgeworfen werden kann, da in Neapel jeder Facchino, jeder Lazzarone neue Arien geschmackvoller und richtiger nachtrillert, als die hiesigen bengelhaften jungen Fashionables, die höchstens in der Ungezogenheit, gewiß aber nicht in Beurtheilung der Kunst in Italien den Ton angeben können. Dieß ist auch einer der vielen Gründe, weßhalb sich hier in die Länge keine Unternehmung halten kann. Der Abonnementspreis für die Stagione ist sechszig Lire, die Lira zu einem österreichischen Zwanziger gerechnet. Die Officiere der überaus zahlreichen Garnison zahlen hievon nur ein Drittel, und es kann daher selbst bei beständig überfülltem Hause nicht genug Einnahme seyn, wo eine Sängerin allein 180,000 Lire verschlingt. Die Pasta war wirklich der Ruin der meisten Theater, weil sie die Preise auf eine bisher unerhörte Höhe trieb, oder besser gesagt, weil die Impressarien sich wechselseitig um ihren Besitz so enorm hinauftrieben. Die Leistungen der hiesigen Ballets, der Chöre und des Orchesters zeigen, daß man sich an der Bildungsquelle von Tanz und Musik befindet, und obgleich die erstere versiegt ist, so ist das Balletcorps doch noch eines der bessern in Europa. Man findet bier noch das wahre Ensemble, gleiche Bewegung der Arme und Beine im ganzen Tanz. Alles ist aus Einem Gusse, eine Bewegung wie die andere, das Ganze wie am Drath gezogen, und eine Verzierung, ein Battement, ein Entrechat, eine Pirouette wird von dreißig Choristinnen eben so rein und gleich vorgetragen, wie von zweien. Dieß ist Schule. Außerdem wird mit sehr viel

Geschmack, Grazie und Ruhe getanzt, und da die Ausstattung glänzend und prachtvoll ist und die Tänzerinnen meistens hübsch und gut gebaut sind, so verdient das Mailänder stets noch den ersten Rang nach dem Pariser Ballet. Das Orchester ist sehr zahlreich, theilt aber den Fehler aller übrigen in zu starkem Accompagniren der Singstimmen. An Feuer und Präcision darf es sich mit dem neapolitanischen nicht messen, und ich weiß nicht, ob es noch unter Leitung des trefflichen Violinspielers Rolla steht. Im Gesang erkennt man hier sogleich die große Schule des Conservatoriums, und die Chöre werden nur von denen des Kärnthnertheaters übertroffen. Als der Vicekönig mit seiner Gemahlin in der Loge erschien, empfing man ihn mit Applaus, und kurz darauf die erste Sängerin auf dieselbe Weise. Ich finde dieß ganz in der Ordnung. Ein Publicum muß seine Freude wie seine Anerkennung aussprechen können, obgleich auch der Erzherzog Recht hatte, den etwas schwachen Empfang zu ignoriren.

Hätten die Julius-Franzosen sich ein wenig besser aufgeführt, so hätte man ihnen vielleicht die Mühe erspart, den großen Mann für die Vendomesäule zu gießen, denn hier schmachtet sein schönstes Bild schon Jahrzehnte im dunkeln, feuchten Keller in unwürdiger Haft, wie sein hohes Modell in dem Felsengrab des Oceans. Hier liegt der Mann, welcher Welten erschütterte, in einem Winkel des finstern Kellers auf zwei Holzblöcken ausgestreckt, und es bedarf eine geraume Zeit, bis das Auge den erhabenen Gegenstand fassen, bis man Canova's

Meisterwerk in Bronze vor sich erkennen kann. Ein Drittel über menschliche Größe, würde die Kraft und Herrlichkeit der Figur schon ausdrücken, wen der Künstler gemeint, wäre auch das sprechende antike Gesicht nicht zu sehen. Ganz nackend, hält er in der rechten Hand die ihm verfallene Weltkugel, über welcher die ihm zinsbar gewordene Siegesgöttin schwebt, und die linke faßt kräftig den Lanzenschaft, auf dem das Herrscherscepter emporragt. Der rechte Unterfuß ist gegen einen Block gestemmt, an dem ein römisches Schwert hängt, und malerisch umfließt ein reich drapirter Mantel die linke Schulter und Arm. Und wer den großen Kaiser in seiner tiefsten Vergessenheit schauen will, der steige hinab in die finstere Nacht der Katakomben der Brera, des Museums von Mailand, und labe sich an dem Anblick des herrlichen Bildes, das der schönsten Zeit des Alterthums würdig wäre, und das seinen wahren Platz auf der Siegessäule leider nicht gefunden hat. — Noch einen Schatz besitzt diese reiche Kunstsammlung in den aus den Kirchen Mailands gehobenen Fresken. Sie sind in drei Sälen mit drei Zoll dicken Mauern aufgestellt, und mit großem Geschick und ohne sonderliche Restauration hieher gebracht worden. Die Malerei ist aus dem sechszehnten Jahrhundert, die besten von Lucinio und Ferrario, und diese Fresken, so wie überhaupt alle Bilder, in goldene Rahmen gefaßt, worunter die Namen gesetzt sind. Unter den neuen Bildern zeichnet sich die Copie des Abendmahls vom verstorbenen Bossi aus, nach welcher der jetzt in Rom lebende Professor Raphaele

sein vortreffliches Mosaikbild gefertigt, das bereits unter Napoleon für den Preis einer Million begonnen wurde, und bis jetzt noch vergebens im Belvedere zu Wien einer würdigen Aufstellung entgegensieht. Ich will wohl glauben, daß französischer Vandalismus, welcher das Refectorium der Santa Madonna delle Grazie, wo das Abendmahl noch zu sehen, in einen Stall verwandelte, viel zum Verderben der schönen Fresken beigetragen hatte, meine aber doch, daß der wahre Grund des Verbleichens und Verlöschens der Farben tiefer zu suchen ist, und daß die Erfahrung, welche Raphael in den Stanzen machen mußte, daß Oelfarbe nicht auf die Mauer taugt, auch da Vinci nicht unbekannt hätte seyn sollen. Auffallend bleibt dieß immer, wenn man die beiden äußersten Figuren, welche Leonardo auf die gegenüberstehende Kreuzigung ebenfalls mit Oel gemalt, gegen das übrige Bild ansieht, und die gänzlich verblaßten Oelfarben mit dem noch ziemlich erhaltenen übrigen Gemälde vergleicht. Es ist indessen des Malers größter Triumph, daß trotz der Einflüsse der Zeit, trotz des Nachlasses der Farbe, trotz der fast gänzlichen Zerstörung dieses Bildes der Geist und Charakter der Physiognomien noch ganz entschieden hervortritt, worunter besonders der liebliche Jüngling Johannes und der über ihn hingebeugte, väterlich mahnende, herrliche Petrus Bewunderung erregen, während man nicht genug bewundern kann, daß der Kopf des Heilands, den wir von Lenardo's Meisterhand in der höchsten erreichbaren Vollkommenheit voraussetzen dürfen, vermuthlich am früheſten unkenntlich geworden ist. So

viel ist gewiß, daß unter den vielen gemalten Copien keine entfernt dem Original nahe gekommen ist, und daß Morghens Kupferstich vielleicht allein den wahren Geist des hohen Meisters aufgefaßt hat.

Das topographische Institut ist eine der besten Anstalten der Militärwelt. Man ist hier im Zeichnen wie im Kupferstich weiter als in Wien. Die aus ihr hervorgegangene große Karte der Lombardei und von Venedig übertrifft Alles, was man bis jetzt von Kartenvollendung gesehen, und verdunkelt selbst die Carte de Chasse, die vortreffliche Küstenkarte des adriatischen Meeres und die schöne Karte Skribanaks von Parma. Die vortreffliche Zeichnung des Gebirgs, die deutliche Einsetzung der Namen, die Auseinandersetzung der Gegenstände geben diesem Werk eine Klarheit, die man leider zu oft bei Karten vermißt. Die Karte besteht aus vierzig Blättern und ist im $\frac{1}{50000}$ Maßstabe. Der österreichische Generalstab besitzt Aufnahmen von Piemont, Neapel und Sicilien aus den Zeiten der Occupation. Toscana soll den Antrag gestellt haben, sein Land durch österreichische Officiere aufnehmen zu lassen, welches aber wohl nur auf Kosten jenes Landes geschehen dürfte, und es wäre somit kein weiteres Hinderniß als der Kirchenstaat, um von Italien eine Karte zu erhalten, wie kein Land der Erde sie aufzuweisen hätte.

Die ungeheure gothische Filigranarbeit des Mailänder Doms machte auf mich einen weit größern Eindruck als die Peterskirche. Gespensterähnlich erhebt sich der schnee=

weiße Marmortempel aus dem schwarzen Häusermeere und breitet seine unzähligen Schnörkel, Figuren, Kreuze und hieroglyphischen Verzierungen polypenarmig in die Lüfte aus. Gleich Lianenpflanzen umranken die wundersamen Gebilde den geheimnißvollen Bau, und magisch fühlt man sich berührt, wenn man vor diesem weithin strahlenden Prototyp gothischer Bizarrerie steht. Gäbe es hier russischen Winter, so könnte man es für ein Werk aus Eis ansehen, und hätten die Titanen Zuckerbäcker, so könnten sie sich derlei Aufsätze von candirtem Zucker auf ihre Tafeln setzen lassen. Kurz, es macht eine überraschende Wirkung, man mag immerhin gegen den Bau selbst aussetzen, was man will, und diese Wirkung habe ich bei den meisten gothischen Bauwerken oder ihren Ruinen empfunden. Napoleon hat mit seiner gewöhnlichen Energie den Bau dadurch beschleunigt, daß er das früher dazu bestimmte Capital von mehrern Millionen, mit dessen jährlichen Zinsen man in Ewigkeit fortbauen wollte, auf Einmal verwendete und so die prächtige Façade herstellte. Indessen bleibt immer noch viel zu thun, und da man gegenwärtig nur etwa 100,000 Lire jährlich dafür ausgibt, so ist die Beendigung nicht abzusehen. Einen schauerlichen Eindruck macht das Innere dieses Doms mit seinen hundert kolossalen Marmorsäulen und Pilastern, mit seinen großen, in die schönsten Farben getauchten Fenstern, mit seiner ewigen düstern Dämmerung und der tiefen in ihm herrschenden Grabesstille. Ich stieg zu dem Mausoleum des Karl Borromäus hinab, das ganz mit Silber und Edelsteinen bedeckt ist. Hinter dem

Altare steht die Marmorstatue des heiligen Bartholomäus, der seine ihm abgeschundene Haut auf der Schulter trägt, gräßlich anzusehen und mehr in ein anatomisches Theater passend. Die silbernen Statuen in der Sacristei und Michelangelo's Grab der Medicis sind vortrefflich. Um aber das gothische Wunder ganz zu übersehen, muß man hinaufsteigen und von seinen höchsten Zinnen auf diese unzähligen Thürme, Statuen, Schnörkel und alle die Ausgeburten phantastischer Bauweise herabschauen, die gleich den Treppen, Galerien und dem ganzen Dach von blendend weißem Marmor sind, dessen Glanz im Sonnenlichte kaum zu ertragen ist. Die Aussicht von dieser Höhe auf die unendliche Fläche der reizenden, mit Bäumen übersäeten, üppig blühenden Lombardei und die jenseits kühn begränzenden Alpenketten, in ihrer Verbindung mit den Apenninen und den Tyroler Gletschern, ist außerordentlich. Bedauern muß man, daß Mailand keinen großen Strom in seiner Nähe hat, dessen Mangel die beiden schiffreichen Canäle der Odda und des Po's nicht zu ersetzen vermögen. Dieser wunderbare Dom steht nebst der an ihn stoßenden Residenz auf einem kleinen winkeligen Platz und ist von andern Seiten durch enge Straßen und hart angränzende Häuser sehr unwürdig umgeben. Alles dieses sollte niedergerissen und die große Straße vom Simplon in die Kathedrale hineingeleitet werden, wozu bereits alle Häuser angekauft gewesen seyn sollen. Die Buden unter den Arkaden des Platzes sind sehr geschmackvoll ausgestattet und Mailands Palais royal. Ist aber die Lombardei reich an

Erinnerungen an Napoleon, so finden wir in Mailand das rührendste Andenken an den Achill seines Heeres, an den Heldenjüngling der Pyramiden, an den herrlichen Eugen. Hier in diesem anspruchslosen Palaste lebte die edelste Fürstin, die beste Mutter, die Wohlthäterin Italiens und die deutsche Grazie. Mit Thränen des Dankgefühls erzählte man mir von ihrem edlen Walten in diesen königlichen Hallen, und jeder Fleck trägt das Datum einer schönen Handlung. Die Gemächer des Schlosses sind nicht reich, aber äußerst geschmackvoll. Die Fresken Appiani's aus der Geschichte Napoleons sind wohl die schönsten, welche in der neuern Zeit, ja ich möchte sagen seit Raphael gemalt wurden, und schon seine chiaroscuren Skizzen in der Brera bezeichnen den hohen Meister. Von ihm sind auch die herrlichen Bilder Napoleons, die hier wie ihr Bruder von Bronze im Gewölbe campiren müssen. Leider ist Appiani zu früh der Kunst durch den Tod entrissen worden. Die Perle einer Sammlung marmorner Büsten des Imperators ist der kolossale Kopf mit der eisernen Krone von Monza. Ehre dem edlen Erzherzoge, daß er diese großen historischen Erinnerungen nicht vertilgen ließ, sondern von ihnen umgeben hier sein schönes Regiment führt. Die Regierung ist sehr beliebt in der Lombardei, obgleich sie schon öfter die Erfahrung gemacht, daß zu weit getriebene Humanität schadet und daß Strenge oft bessere Früchte tragen dürfte. Die Garnison ist in Mailand stark, allein sie hat harten Dienst, theils durch eine Menge Entsendungen zur Unterstützung der auf alt=

französischem Fuß organisirten guten Gendarmerie, vorzüglich aber durch Nachtposten in der Stadt, welche man in solcher Menge in den Straßen antrifft, daß sie bei den häufig vorkommenden Einbruchsfällen sich zurufen und beispringen können. Die Neigung zum Stehlen ist in der Lombardei vorherrschend, während sie in Unteritalien fast fremd scheint. Die Frechheit des hiesigen Gesindels geht über alle Begriffe. Es plündert am hellen Tage die Häuser aus, und es geschieht sehr häufig, daß sie von den Dächern durch die Kamine herabsteigen und ihren Raub auf demselben Wege fortschaffen. Dabei ist die Polizei zwar sehr aufmerksam, aber in ihren Bestrafungen zu gelinde, und da der hiesige Pöbel ebenfalls ausnahmsweise von dem Unteritaliener sehr dem Trunk ergeben ist und sich der Einschreitung der Truppen nicht selten widersetzt, so verliert der Soldat häufig an dem so nöthigen Ansehen, da man ihn nicht unterstützt, und die Strafen selten im Verhältniß zur verübten That stehen.

Das Pflaster ist nebst dem römischen das einzige in Italien von kleinen Steinen, doch weit besser als dieses. Die Trottoirs sind von breiten Quadern, und in der Mitte der Fahrstraße laufen durch das kleine Pflaster eine, zwei, auch drei Radbahnen, welche Eisenbahnen gleichen, aber natürlich von flachen Steinen zusammengesetzt sind. Jeder Streifen einer solchen Radbahn ist etwa siebzehn Zoll breit, und steht vom andern sieben Zoll entfernt. Diese Bahnen dienen zur Schonung der Räder und zur Vermeidung des Stoßes, und wenn eine Stadt besondere

Schonung auf ihre Wagen wenden darf, so ist es Mailand, wo man die schönsten, solidesten aber auch theuersten Equipagen auf dem Continente baut. Man genießt durch diese einfache Vorrichtung die Annehmlichkeit, kein Wagengerassel zu hören, und mehrere Städte Oberitaliens sind darin schon dem Beispiele Mailands gefolgt. Unter diesen Radbahnen ziehen die Abzugscanäle durch die ganze Stadt. Der Corso ist durch den Glanz der Equipagen, die seinen Maßstab geben, der prächtigste Versammlungsort in Italien, und die an ihn gränzenden öffentlichen Gärten bestehen aus vielfachen, von eisernen Gittern umschlossenen Alleen. In diesen befindet sich ein offenes Sommertheater nach antikem Bau mit Gradinade versehen, die Bühne ist aber bedeckt. Guerra entzückte uns hier mit seinen herrlichen Reitern. Das Leben in den Straßen ist selbst Nachts sehr bewegt und ganz das der großen Stadt, allein das fürchterlichste Geschrei der unteritalienischen Städte findet man hier in weit geringerem Maße, wie überhaupt Mailand vermuthlich durch die vielfache Mischung mit andern Völkerstämmen mehr den Charakter einer großen französischen Stadt besitzt. Die Frauen tragen hier fast durchgehends schwarze Schleier, wie die Genuesinnen weiße, und Morgens ist keiner zu rathen, sich ohne diesen reizenden Kopfputz auf der Straße zu zeigen. Uebrigens kleiden sie sich einfach, aber äußerst geschmackvoll. Eine feierliche Procession zeigte mir Mailand in seiner Pracht, in der Ueberfülle seiner schönen Frauen. Selbst in Rom verbindet man nicht diese Eleganz mit

Kirchenfesten. Ueber alle Straßen, durch die der Zug ging, waren gewöhnlich aus den zweiten Stockwerken weiße mit Gold und Roth bordirte seidene Draperien gespannt, und ein Riesenbaldachin von denselben kostbaren Stoffen empfing den Zug vor dem großen Portale des Doms. Die Straßen waren dicht mit Blumen bestreut, und der schöne klare Azurhimmel lächelte wonniglich auf dieses herrliche Schauspiel herab. Alles war im festlichen Putz, und wer die Schönheit der Mailänderinnen kennen lernen will, muß einem solchen Feste beiwohnen. Man rechnete über sechzigtausend Menschen, die durch die Straßen wogten, und doch herrschte überall der feinste Anstand, die beste Sitte, die überhaupt Italien im öffentlichen Leben auszeichnet, da das Frauenzimmer überall geachtet und beschützt ist.

Um ganz Mailand läuft ein Wall mit Graben, alles reich mit Bäumen garnirt. Man sieht hier mehrere ganz runde Kirchen, nicht von der Größe des Pantheons, allein mit ähnlichen Kuppeln, welches mir stets die schönste und zweckmäßigste Form für jedes, öffentlichen Zwecken geweihte Gebäude scheint. Das Thor des Tessins, das nach Pavia führt, ist ein auf Säulen ruhender Triumphbogen, wie noch einige andere, worunter sich besonders das am Ende des Corso stehende orientalische Thor auszeichnet. Warum baut man bei uns nicht auch solche Bögen als Eingänge in unsere offenen Städte, da sie ohne Verbindung bestehen können, und so viel schöner und leichter sich ausnehmen, als das schwerfällige Burgthor in Wien, oder das Brandenburger Thor in Berlin?

Der Anblick Mailands präsentirt sich äußerst reizend, und macht einen höchst wohlthuenden Eindruck, wenn man über den reich mit Bäumen bepflanzten, großen grünen Platz vor dem alten Castell in die volkreichen Straßen tritt. Ueberall herrscht reges Leben, und es ist sehr erfreulich keine zerrissenen Menschen mehr zu sehen. Ich stieg beim freundlichen Landsmanne Reichmann an der Porta Romana ab, und es war mir wohlthuend, wieder deutsch sprechen zu hören. Wie behaglich fühlt man sich wieder in einem auf deutsche Sitte eingerichteten Zimmer, und so herrlich das Reisen immer seyn mag, die Liebe zum Vaterlande, die Sehnsucht nach seinen Gebräuchen begleitet uns doch überall hin, und die Heimath bleibt stets ihr schönstes Ziel. Ich hatte etwas Mühe, mich in Mailand zu finden, ging aber doch nicht von meiner Gewohnheit ab, dieses ohne Führer durchzusetzen. Man lernt jede Stadt viel leichter kennen, wenn man sich in ihr herumfragen muß, während man oft sehr lange dazu braucht, wenn man stets hinter einem Lohnbedienten einhertrabt. Zudem ist mir ein italienischer Cicerone das unerträglichste Geschöpf unter der Sonne. Diese Leute sind wo möglich noch fataler als ihre deutschen Cameraden, und die albernen Phrasen, welche sie papagaienähnlich ableyern, sind doch aus den meistens eben so leeren Guides, Descrizioni und wie der Plunder aller heißt, auswendig gelernt, oder Fremden nachgeplappert. Wenn man in einer großen fremden Stadt nicht das Glück hat, von aufgeklärten und unbefangenen Männern in seinen Besichtigungen und Forschungen geleitet zu werden, so nehme man sich einen

Plan in die Tasche, notire sich kurz die der Besichtigung würdigsten Gegenstände in die Brieftasche, und gehe und sehe, und prüfe allein. Jeder Mensch muß sich eine Ansicht bilden können über das, was ihm Fremdes vor Augen kommt, sonst bleibe er lieber zu Hause, und Alles, was man mit eigenen Sinnen und eigenem Verstande auffaßt, wird klarer und größtentheils richtiger als fremdes Urtheil. Nachdem man selbst gesehen, kann man die Leitbücher durchgehen, und wird sich sehr oft überzeugen, wie oberflächlich, wie einseitig, wie parteiisch die meisten Beurtheilungen sind, man müßte denn die berühmte Apokalypse der Miß Starke ausnehmen, den treuen Gefährten der ewig reisenden Insulaner, das Evangelium dieser Automatenzugvögel, in dem sie ganz richtig finden, wo sie zu Nacht bleiben, wo sie gutes Beefsteak haben, und wo sie ihre Wäsche flicken lassen können.

Florenz.

Florenz ist der Gegensatz von Rom. „Rom hat das Mark von Italien, und Toscana die Knochen,“ sagt ein altes Sprüchwort. Unruhe, Uebermuth, ewige Beweglichkeit und Thätigkeit sind die hervorragenden Eigenschaften des Florentiners, und bilden einen grellen Contrast gegen den ruhigen, hohen Charakter, gegen das wahrhaft und ungesucht Große des Römers. Die Würde und Bestimmtheit der römischen Sprache geht in Florenz in zierliches, emphatisches Geplauder über. Auffallend aber ist vor Allem die Ordnung, welche in Toscana herrscht, und die gegen den schmutzigen Bettel und die Habsucht, wodurch das Reisen in Unteritalien oft zur Qual wird, so wohlthätig absticht. Sitte, Anstand und Wohlhabenheit leuchten aus der ganzen Gestaltung des Landes hervor, und in Florenz würde man sich in eine reinliche, gewerbsame deutsche Stadt versetzt glauben, wenn nicht seine Bauart antiken italienischen Typus verriethe. Die vier prächtigen Brücken über den breiten majestätischen Arno, die herrlichen Quai's mit ihren großen Palästen, die grandiosen Monumente und Standbilder erwarben Florenz den Beinamen der Schönen; allein so reizend, so lieblich die Umgegend mit ihren schönen Hügeln und Landhäusern auch erscheint, so fehlt ihr doch die unbeschreibliche, unvergeßliche Majestät der römischen Fernsichten. Wer den dunkelblauen, amphitheatrali-

schen Gebirgshorizont Roms einmal gesehen, wird kaum einen andern Landschaftshintergrund ganz erhaben finden können.

Das Erste, was beim Anblick der Florentiner Paläste, dieser kolossalen, festungsähnlichen Gebäude, vors Gedächtniß tritt, ist die glänzende Beschreibung Machiavells von den Kriegen, welche die Großen in Florenz unter sich geführt. Die Thürme, unterirdischen Gänge, Marter- und Schaffotgewölbe, die man in den meisten derselben noch heutzutage findet, beweisen die Wahrheit der romantischen Schilderungen von den Belagerungen, welche diese castellähnlichen Paläste oft auszuhalten hatten, die Grausamkeit, womit die florentinischen Familien sich befehdeten, und die Möglichkeit, sich Jahre lang in ihren festen Wohnungen, oft selbst gegen ihre nächsten Nachbarn zu halten und vertheidigen zu können. Allein Größeres, als diese traurigen Ueberlieferungen aus den grausamsten Bürgerkriegen, findet man in den unendlichen Kunstschätzen des herrlichen Florenz, dieser Wiege der Kunstentwicklung vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, und man bedarf hier beinahe so viel Zeit, wie in Rom, um wenigstens das Vorzüglichste zu sehen und in sich aufzufassen. Die Fresken Massaccio's leuchten aus allen als Stern erster Größe hervor. Auch hier empfand ich den unendlichen Eindruck, den die edlen, sprechenden Gesichtsformen dieses großen Meisters in St. Clemente auf mich gemacht, und die Frescobilder in der allein vom Brande der Kirche del Carmine geretteten Capelle aus dem Leben Petri, übertrafen jene

wo möglich noch an Schönheit und Adel. Florenz verdrängte den Barbarismus des Mittelalters, und sein Cimabue erweckte wieder das wahrhaft Schöne. Wie leicht, wie lieblich, wie verständlich und so ganz aus Leben und Natur gegriffen haben diese großen Meister gemalt! Sie wußten die so lange vor ihnen karrikirte Natur wieder zu idealisiren, weil sie in ihren innersten Tiefen sie belauschten und die passenden Momente zu fesseln verstanden, während unsere meisten Künstler zwar schöne Bilder, schöne Formen, aber auch nur geistlose Puppen malen, in denen wohl der Ausdruck der Handlung sich aussprechen kann, die aber nicht selbst zu handeln scheinen, weil der Künstler nicht versteht, ihnen ein Leben einzuhauchen, das ihm selbst fremd geblieben. Wie wundervoll spricht sich jedes dieser Gesichter in einer andern Individualität, in einem verschiedenen Geist aus, wozu freilich die beliebte Sitte der damaligen Zeit, seine Freunde, Frauen und Bekannten auf historischen Bildern abzuconterfeien, mächtig einwirken mußte, da die Maler ihren Geist am tiefsten erfaßt haben konnten. Wenn man aber diese Nuancen eines Charakters, wie er sich in jeder Gemüthsbewegung, Leidenschaft und beim Wechsel der Gefühle anders ausspricht, nicht kennt oder doch nicht in allen seinen Abstufungen studirt hat — wie will man aus der erzwungenen Stellung und Gebärde eines feilen Modells einen leidenschaftlichen Ausdruck der Miene, wie aus dem Gesicht einer erkauften Phryne eine heilige Magdalena, eine verklärte Maria in der himmlischen Milde und Schönheit der reinsten Seele darstellen, wenn

man nicht das höchste Ideal der wahren Schönheit stets vor Augen hat, und Leben und Seele aus der eigenen Brust in das Bild überzutragen vermag? Dieses tiefe Erfassen der Naturwahrheit setzte allein die alten Meister in den Stand, so unendlich rührend und überzeugend zu malen, und dieß erklärt auch, wie sie so erstaunlich viel malen konnten, ohne jemals in Wiederholung oder Uebereilung zu gerathen. Sie trugen das Bild des wahrhaft Schönen in der eigenen Seele, und wem diese Seele fehlt, der wird wohl recht schöne Bilder, recht schöne Figuren, recht schöne Farben auf die Leinwand bringen, allein das Leben, das allein wahre, ewig schöne Leben wird ewig fehlen. Wenn man die bezaubernd einfachen, unzähligen und sich doch nie wiederholenden Weiberköpfe der Ghirlandajo, Fiesole, Mammi, Massaccio genau betrachtet, so muß man den hohen Geist dieser Männer anstaunen, welche durch anscheinend so einfache Mittel die erhabensten Zwecke heiliger Rührung hervorzuzaubern wußten. Die wahrhaft schöpferische Kraft der damaligen Meister begnügte sich nicht mit Einem Fache der Kunst allein, sie richteten ihr großes geistiges Vermögen nach allen Seiten, und wirkten in Allem, was sie ergriffen, Vorzügliches, weil sie, dem bloß Mechanischen abhold, stets nur die geistige Idee und Tendenz der Kunst vor Augen hatten. Eine der bedeutendsten Kirchen in Florenz ist Santa Maria Novella. Es soll Folge der Pest und der Bürgerkriege seyn, daß die meisten Kirchen von außen nicht vollendet, oder mindestens ihrer innern Pracht nicht würdig ausgeführt sind. Hinter dem Hochaltare dieser Kirche befinden

sich die unbeschreiblich schönen Fresken des Ghirlandajo, des großen Lehrers Michelangelo's und Leonardo da Vinci's. Sie stellen Scenen aus dem Leben der Maria und des Johannes dar. Diese Fresken sind unübertroffen an wahrem Leben und himmlischem Ausdruck, und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gemalt. In einer Capelle sieht man hier eine vortreffliche Madonna von Cimabue aus dem zwölften Jahrhundert. In der sogenannten spanischen Capelle sind die herrlichen Fresken von Gaddi und Mammi aus dem dreizehnten Jahrhundert, unter denen sich Portraits der Laura und Petrarca's befinden. Es ist erstaunlich, wie genial diese Männer gemalt haben, und wie umfassend sie in allen Zweigen der Kunst waren, beweis't die correcte Zeichnung ihrer Perspective, so wie aller architektonischen Verhältnisse, welche den meisten Malern unserer Zeit so fremd sind, daß sie solche durch Leute vom Fach in ihre Gemälde müssen eintragen lassen. Das Einzige, worin jene Zeit zurück war, ist Luftperspective und Thierzeichnung, obgleich selbst in der letztern überall Geist vorwaltet. Ghirlandajo's berühmtes Altarblatt aus dieser Kirche ist mit so vielen andern Kunstschätzen nach München gewandert. Die Glasmalerei ist in dieser, wie in allen Kirchen zu Florenz, sehr alt, was man an den sehr unvollkommenen Figuren und den herrlichen Farben leicht erkennt. Aus den kostbarsten Marmoren sind in der Kirche St. Lorenzo die Gräber der großen Medicis gehauen, denen Florenz seine Blüthe und seine Größe verdankt. Der kenntnißreiche Galeriedirector Benvenuto malt Fresken

aus dem alten Testament in die neuerbaute Kuppel, und hier sieht man in einer kleinen Capelle Grabmonumente von Michelangelo, Tag, Nacht, Morgen- und Abenddämmerung vorstellend, die nicht ganz vollendet, deren Kraft, Schönheit und Schwierigkeit in den Stellungen aber bewundernswerth sind. — Sehr merkwürdig ist der Dom von Arnolf, Cimabue's Schüler, im vierzehnten Jahrhundert erbaut, ein außerordentlich großes, im Innern aber wenig verziertes Gebäude. Seine Kuppel ist die schönste, die man kennt, und der von der Kirche getrennt stehende, viereckige, mit Marmor belegte Glockenthurm, von dem man die schönste Aussicht über Florenz genießt, nebst der gegenüberstehenden Taufcapelle mit Bronzethüren, welche nur mit denen zu Loretto zu vergleichen sind, und deren Hauptreliefs Erinnerungen aus dem Testament enthalten, bilden einen grandiosen Anblick. In der Kirche Santa Croce sind die Grabstätten Galilei's, Michelangelo's und Macchiavell's, hinter dem Altare Fresken von Gaddi und in der Sacristei Gemälde von Giotto. Im Vorhofe der Santissima Annunciata sieht man die wunderschönen Fresken des Andrea del Sarto, und nahe dabei in der kleinen Kirche agli Innocenti ein Staffeleigemälde von D. Ghirlandajo, die drei Könige vor der Maria, und weiter hinten sein herrliches Bild, der Kindermord. — Die Kunstakademie enthält eine chronologische Ordnung der Meisterwerke der florentinischen Schule. Im Nebensaale ist Fiesole's jüngstes Gericht, und der berühmte Silberschrank mit biblischen Vorstellungen, und ohne Silber, das die Franzosen mitspa-

zieren ließen. Hier ist ein großes Gemälde von dem genialen und, wie mir scheint, hier nicht gehörig gewürdigten Unterdirector Pezzuoli, das den Einzug Karls VIII in Florenz darstellt. In seinem Atelier sehen wir eine ausgezeichnet schöne Venus und ganz vortreffliche Portraits. In der Akademie wird auch die berühmte florentiner Mosaik gemacht, die bekanntermaßen aus harten und meistens edlen Steinen zusammengesetzt wird und äußerst kostspielig ist. Die erhobenen Arbeiten sind viel theurer als die flachen. Man zeigte mir die Säle, die Dessins und die Art zu arbeiten, welche durch das sorgfältige Schneiden und Poliren der harten Steine sehr schwierig wird. Die Vorräthe von Marmoren aller Farben sind äußerst reich. Einen Tisch mit Blumenvasen sahen wir eben vollendet. Zehn Menschen hatten sieben Jahre lang täglich zehn Stunden daran gearbeitet, und die Tischplatte allein war auf dreißigtausend Gulden geschätzt. Die Arbeit gleicht der vollendetsten Malerei. — Sehr interessant sind in Florenz die berühmten Strohflechtereien. Das Korn zu dem hiezu tauglichen Stroh muß in felsigen Boden gepflanzt werden, und man läßt es niemals ganz zur Reife kommen. Im zweiten Stadium der Entwicklung wird die Frucht abgeschnitten, und die innerste Röhre aus dem Strohhalme gezogen, welche nun an der äußersten der Aehre zunächst liegenden Spitze abgeschnitten wird. Man zeigte mir Strohhüte von 60 bis 70 Filen, die leicht wie Blondenhäubchen sind. Indessen drückte die stets zunehmende Concurrenz anderer italienischen Städte die frühern hohen Preise sehr herab,

und um 40 bis 50 Gulden kann man sich aus den feinsten Geflechten aussuchen, da diese nicht mehr so beliebt sind als die etwas dichtern. — Die Pergola ist eines der schönsten Opernhäuser in Italien, und der Palast Riccardi, früher Medici, ist der schönste in Florenz. Dann folgen die der Corsini, Gerini, Strozzi. Man zeigt hier die Wohnhäuser Michelangelo's, des Americus Vespuccius und der unglücklichen Bianca Capello in der Straße Maggio, deren über alle Schilderung trauriges Schicksal mir schon oft als Knabe so viele Thränen entlockte. — Das physikalische Cabinet enthält die berühmten Wachspräparate der menschlichen Anatomie, von demselben Meister, und nur mit Zugabe von zwei weiblichen Körpern von besonderer Schönheit und meisterhafter Ausführung. Auch hier ist das Ganze mit der hier eigenthümlichen Eleganz geordnet und aufgestellt. — Der Palast Pitti liegt auf der Höhe eines Platzes, dessen Zugänge, gleich allen Straßen in Florenz, eng sind. Die umstehenden Häuser sind dieses Palastes unwürdig und stören den großen Anblick. Er besteht aus zwei Stockwerken, beide mit langen Galerien umgeben, und ist ganz alla Rustica gebaut, wie mehrere der größern Florentiner Paläste, nämlich aus enormen, beinahe rohen Felsenblöcken von schwarzgrauem Stein, ohne alle Verzierung und Mörtelverbindung aufeinander gelegt, durch ihre specifische Schwere sich selbst tragend, wodurch diese ganze Vorderseite ein feierlich ernstes Ansehen und eine schlichte großartige Einfachheit erhält. Der Palast Pitti ist selbst in dem milden toscanischen Klima nicht in allen Jahres-

zeiten in den großen Gemächern der Vorderseite zu bewohnen, weßhalb die Einrichtung besteht, daß für jede Zeit andere Wohnungen darin bezogen werden können. Man rechnet in Italien zehn Jahre bis ein alla Rustica gebauter Palast ohne allen Nachtheil bewohnt werden kann. Der rechte Flügel enthält die berühmte Bildergalerie, worin sich allein eilf Raphaele, und hierunter die Madonne della Sedia befinden; der linke besteht aus den glänzenden Sälen für Feste, in deren Schlußcabinet das Meisterwerk der neuern Sculptur, Canova's Venus, sich befindet. Ein schöner Garten erhebt sich terrassenförmig hinter dem Schlosse bis zu den Ringmauern der Stadt, und setzt die Festung mit dem Palast in unmittelbare Verbindung. Gleich auf der ersten Terrasse steht ein großes Marmorbassin mit Springwasser, und vor diesem ein nach antikem Muster erbautes Amphitheater mit Steinsitzen. Rückspringende Flügel des Schlosses dienen zu Wache und Stallungen, indessen ist die Rückseite nicht vollendet. — Der Platz des Gran Duca hat einen höchst eigenthümlichen Charakter, und erscheint mit seinem alten Palaste, dessen gothische Bauart und Thurm sich ganz bizarr ausnehmen, dann mit dem Riesen Neptun auf der Fontaine, mit den kolossalen Statuen von Michelangelo's David und Bandinelli's Hercules, mit den Logen der Arkaden, Lanzi genannt, von dem berühmten Orgagna erbaut, mit dem herrlichen Sabinerraub von Johann von Bologna, dem Perseus, Bronzemeisterwerk Benvenuto Cellini's, der geharnischten Judith von Donatelli, und andern großen Standbildern, als einer der

unregelmäßigsten, originellsten und aus allen Formen des Herkommens weichenden Plätze Europa's. Ueberhaupt macht Florenz durch seine Bauart einen ganz besondern Eindruck. Die Piazza del gran Duca ist aber das Herz von Florenz. Hier ist das eigentliche Leben, hier die Douane, die Post, die meisten Kauf- und Kaffeehäuser, und in der zum Platze führenden engen Straße ist ein ewiges Drängen, Treiben und Schreien. Das schöne Gebäude Sotto gli Uffizi mit seinen doppelten Buden- und Säulenreihen setzt den Platz mit der Riva in Verbindung — diesen herrlichen Quais längs des Arno, auf denen in kühlen Abendstunden die schöne Welt sich begegnet. Der Arno ist zwar trüb und gelb, gleich der Tiber, allein dennoch verschönert er Florenz ungemein, und seine vier schönen Brücken vollenden das freundliche Bild.

In den Uffizi befindet sich die berühmte Galerie. Man geht schon lange mit dem Plan um, ihr ein anderes Locale auszumitteln, weil das jetzige ungeachtet seiner großen Ausdehnung nicht groß genug ist, vorzüglich aber, weil man besorgt, daß das Gebäude eine solche Last in einer Höhe von vier Treppen nicht in die Länge werde tragen können. Die Gemälde sind mit Statuen vermengt, was stets zum Nachtheil der letztern, zuweilen auch beider, gereicht. Uebrigens herrscht hier, wie in allen öffentlichen Anstalten, eine Ordnung und Liberalität im freien Eintritte, die man im übrigen Italien vergebens sucht. Aeußerst sinnig ist man bereits in der Vorhalle durch die Bildnisse der florentinischen Für-

sten empfangen, welche diese Sammlung gegründet und vermehrt haben. Die Niobiden, außer den Aegineten in München, die vollständigste Ueberlieferung antiker Marmorbilder, füllen einen ganzen Saal, und das gräßliche Schicksal dieser zahlreichen, der Rache der Götter verfallenen Familie, flößt selbst in der todten Steinmasse durch den hier in allen seinen Abstufungen aufs erschütterndste dargestellten unermeßlichen Schmerz der schönsten Gestalten, die tiefste Rührung ein. Der schöne Hermaphrodit, die schönste mir bekannte Leda, die reizende Gruppe Amor und Psyche, Venus Anadyomene nach Apelles, wie sie dem Meere entsteigt, Minerva, Ganymed, eine halbnackte Venus, wie sie das Gewand über den Gürtel streift, nach der Mediceischen die schönste mir bekannte, der herrliche Faun-Torso, über dem des Vaticans, sind Statuen erster Schönheit, ersten Ranges. In Bronzen ist die hiesige Sammlung nur von der in den Studien übertroffen, und der Mercur von Johann von Bologna, und Cosmus von Benvenuto Cellini sind ausgezeichnet. Die griechischen Vasen sind meistens schwarz, nur wenige mit Schrift. Die ägyptische Sammlung und das Cabinet der Inschriften sind sehr reich. Die Gemälde sind nach Schulen eingetheilt und enthalten die Meisterwerke der Nationen. Einzig in seiner Art ist der Saal, in dem die Bildnisse aller berühmten Maler aufgestellt sind, wie sie sich selbst gemalt haben. Mitten im Saale steht die berühmte Vase aus der Villa di Medici, mit dem Opfer der Iphigenie, und ringsum hängen die Bilder des jungen Raphael, Michelangelo's,

Leonardo's, Tizians, Paul Veronese's, Dominichino's, Guido's, Parmegianino's, Dürers, Holbeins, Rubens', van Dyks, Rembrandts, bis zu Massaccio hinauf im höchsten Glorienscheine verklärter Künstlerapotheose. — Das Cabinet der Gemmen und kostbaren Steine ist überreich. — Mit heiligem Schauer betritt man aber das höchste Kleinod der Kunstwelt, die Tribüne, in welcher das Kostbarste vereinigt ist, was Sculptur und Malerei hervorgebracht, und die in ihrer Zusammenstellung einzig in der Welt ist. Sie ist rund, sehr hoch und das Licht, wahrscheinlich weil es von zu hoch oben einfällt, nicht ganz günstig. Die Mediceische Venus machte beim ersten Anblick nicht den erwarteten Eindruck auf mich; je anhaltender ich aber dieses Wunderbild betrachtete, desto mehr entzückte es mich. Geschmückt mit dem süßen, überschwänglichen Reiz eines eben reif gewordenen himmlischen Geschöpfes, mit dem Gesicht voll hohen Geistes und jonischer Grazie, mit dem schlanken vollen Leib voll frischer, kerniger, unbewußter Wollust, zeigt sie das Bild eines überirdischen Wesens. Stolz und Zärtlichkeit schmelzen auf diesem Zaubermunde zusammen, und der Adel der höchsten Schönheit flammt über dem entzückend schwellenden Leib herab. Es ist der Inbegriff edelster weiblicher Liebeskraft, und aus dem Ganzen spricht jungfräulicher Ernst und Stolz — nichts Lockendes. Hier sieht man Alles vereint, Seelenreiz und Körperschönheit, Feuer und Geist der Empfindung und den lautern Quell des Lebens, der den Durst nach aller Art von Glückseligkeit im Menschen erquickend stillt. Oft

schien mir der Marmor Fleisch zu werden, wie er auch wirklich eine Farbe der Carnation zu tragen scheint. Alles, was Grazie und Anmuth in einem Mädchen vereinen können, sehen wir hier ausgedrückt, und allein würdig, mit der Göttin zu wetteifern, steht ihr gegenüber der junge Apoll, das reizendste Bild des vollendetsten Jünglings, mit der in Gottheit blühenden Seligkeit und Adel des Gesichtes, mit der tiefen Empfindung, dem stillen Sinnen, mit dem entzückendsten Blick der Liebe, der ungewissen Ahnung, dem zauberischen Verlangen, und dem bezaubernden Ausdruck der ganzen liebeathmenden jugendlichen Gestalt. Und die berühmten Kämpfer, dieser Triumph der Bildhauerei, die man für die schönste Arbeit des Alterthums hält, aus Einem Stück Marmor erzeugt, in der auserlesensten kühnsten Stellung des Ringens, mit den von Kraft und höchster Stärke gespannten Sehnen und Muskeln. Und der Faun, des Propitales würdig, wie er die Cymbalen spielt und mit dem Fuß das Scabile tritt, den Michelangelo so täuschend wiederherstellte. Was müssen nun solchen Meisterstücken der Sculptur für Malerwerke zur Seite stehen, um sich gebührend zu behaupten, und wer anders als Raphael konnte aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen. Raphael, diese Quelle der Schönheit und Empfindung, der sich schon als Jüngling die Gunst und Bewunderung der Menschheit erworben, und dessen frühe Entwicklung wir dem geistreichen und herrscherischen Papste Julius verdanken, der sichern Blickes das wahre Talent erkannte und durch den siebzehnjährigen Raphael in den Stanzen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

beweisen ließ, daß sein Falkenauge den höchsten Genius herausgefunden hatte. Und hier sahen wir nur den kühnen Julius, das Meisterstück seines Pfleglings, als ein Ideal vom heiligen Vater, mit der höchsten Naturwahrheit, Erhabenheit und Geistesruhe im Nachsinnen. Die Stellung im Stuhle mit beiden Händen aufgestützt, der glänzend herabfließende, so herrlich aufgesetzte Bart, das feste Feuer der ganzen Arbeit und die Beleuchtung von Stirn und Bart, Alles vollendet schön. Dann die heilige Familie, das Jesuskind vor dem rechten Knie der Maria mit einem Vogel in der Hand, während der kleinere Johannes nach dem Vogel hascht und dabei auf der Mutter Fuß tritt, in deren halbgeöffnetem Schoße er steht. Dieses Bild ist bekannterweise unzähligemale copirt, lithographirt, gestochen und gehört der besten Zeit des Meisters an. Es lag lange in einem verschütteten Hause, ist aber trotz der wiederholten Beschädigungen, Restaurationen und Reparationen ewig bezaubernd und in Schönheit unvergänglich. Johannes der Täufer in der Wüste sitzend, ist aus der letzten Zeit; die Fornarina aber mit nie erlöschender Gluth, in höchster Vollkommenheit, mit Anstrengung und reiner, voller Seele gemalt und aus der Natur hervorgeholt. Man muß erstaunen über die große Menge Werke, die Raphael in so kurzem Leben, und bei seinem Hange zur Wollust vollenden, und so gefühlt und ausempfunden, so technisch untadelhaft vollenden konnte. Schade, daß er beinahe nur aus der Kirchengeschichte seine Stoffe entlehnte, und daß außer der Geschichte der Psyche in der Farnesina, und

dem Parnaß in den Stanzen kein Bild Raphaels bekannt ist, das nicht der Theologie entnommen wäre. Michelangelo und Raphael sind unbestritten die größten Meister der neueren Kunst, allein die Staffeleigemälde des Erstern verschwinden hier ganz gegen die Werke Raphaels. Die knieende Maria, wie sie das Jesuskind dem Joseph hinreicht, zeigt abermals, daß Buonarotti nicht für das Graciöse und Einfache war. Sein Riesengeist kannte nur Kühnheit und Kraft, und was ihn vor Allen auszeichnete, war die antike Auffassung des Nackten und die Erhabenheit seiner Denkart. Die bewundernswürdige Farbenfrische in den vier Bildern des Correggio, dann die schönsten Bilder des Giulio Romano, Rubens, Fra Bartolomeo, Caraccio, van Dyk, Guido, Veronese, Dürer, Dominichino, Leonardo bilden einen Kranz der edelsten Kunstvollendung. Allein den schwersten Kampf der Antike mit dem Modernen, der Statue mit dem Bilde, hat hier Tizian auszufechten. Ueber dem Prototyp attischer Bildnerei hängt die Venus des Nestors der italienischen Meister. Warum aber Venus? Hat denn Tizian in seinen üppigen nackten Gestalten die Göttin der Liebe, und nicht bloß die Liebe selbst malen wollen. Welcher Unterschied, ja welcher Gegensatz von der griechischen Venus zu der Tizian'schen Buhlerin. Dort der Geist des Göttlichen, hier der Körper für Sinnentaumel, dort hoher Adel, hier bloß süße Begierde im Gesichte, dort eine himmlische und unbefleckte Jungfrau, hier die üppige Phryne, die mit gierigem Verlangen dem wollüstigen Moment entgegenharrt. Was kann Tizian

dafür, daß man seine reizende, aufs weiße glänzende Lager hingegossene, von Gluth und Kampflust brennende junge Venezianerin später als Göttin der Liebe taufte. Tizian wollte offenbar keine Griechen-Venus, sondern eine Buhlerin malen. Sein Fleisch hat allen Farbenzauber und ist von heißem Jugendblute durchströmt; seine Aufgabe, die er sich vorgesetzt, hat er besser als irgend ein anderer Meister gelös't. Ich saß stunden-, tagelang in diesem Heiligthum, in diesem Brennpunkt der Kunst, und unverlöschlich wird der erhabene Eindruck meinem Gedächtniß eingeprägt bleiben.

Durch die reizende Cascine führt ein zauberischer Weg nach der Villa der größten Sängerin Europa's. Hier ruht sie von ihren Triumphzügen auf nie verwelkenden Lorbeeren, und ihre Einrichtung, Lebensweise und Umgang zeigen die Frau, welche mit allem Großen der Welt verkehrt, der nichts fremd geblieben, und die ihren jugendlich glühenden Sinn für wahre Kunst mit den fast ungeschwächten Mitteln der Stimme ins Alter hinüber genommen hat. Ich traf sie ganz allein im Garten, und ob ich sie gleich zehn Jahre nicht gesehen, erkannte sie mich sogleich und überhäufte mich mit Fragen nach bekannten Personen. Nach und nach fanden sich immer mehrere Besuche, doch sie beschäftigte sich gastlich mit mir als dem einzigen Fremden fast ausschließend. Ich erzählte ihr, daß Mad. Fodor in Neapel beinahe nicht mehr zum Singen zu vermögen sey, und mir diese Gunst in einer Gesellschaft erst gewährt habe, nachdem ich ihr versichert, daß ich tausend Stunden ge-

macht, um sie zu hören. „Um mich noch einmal zu hören, brauchen Sie keine tausend Stunden zu machen; wenn sie mir aber versprechen, tausend Stunden bei uns zu bleiben, verspreche ich Ihnen gleich, den ganzen Abend zu singen,“ sagte die verbindliche, gutmüthige Frau, nahm mich unter den Arm und führte mich in ein Musikzimmer, das von den Musen selbst zu ihrem Tempel erbaut zu seyn scheint. Hier sang sie eine Reihe der lieblichsten provençalischen und sicilianischen Romanzen, und trug endlich eines unserer schönsten deutschen Lieder von Schubart ohne allen Accent und mit einem Schmelz der Stimme vor, den ich kaum in ihrer frühern Zeit von ihr gehört und jetzt wahrhaftig nicht mehr erwartet hatte. Sie lachte, als sie meine Ueberraschung bemerkte und bat eine junge Dame, die Gräfin L... mit ihr zu singen, damit der Fremde doch in seinem Vaterlande erzählen könne, daß die Catalani auch noch mehr als Romanzen singen könne. Ich habe das große Duett aus der Semiramide nie vollendeter gehört und alle die herrlichen Erinnerungen an die Dilettantenvirtuosität der Catalano in Neapel und der Fürstin St. Cusco in Rom traten mir bei dem meisterhaften Gesange der jungen Gräfin lebhaft vor die Seele. Ich mußte ihnen viel von diesen Privatconcerten erzählen, als ich aber Mad. Catalani bemerkte, daß ich sie noch jetzt über die Pasta fände, lehnte sie dieß zwar bescheiden ab, versicherte aber, daß sie nur Ein wahrhaft großes, ja unermeßliches Genie auf der europäischen Opernbühne kenne, und dieß sey die Malibran. Mit hoher Rührung und Begeisterung sprach sie von dieser außerordentlichen

Erscheinung; und was mag sie gelitten haben bei der Nachricht von dem frühen Dahinwelken dieser edelsten Blume der Kunstwelt! Der wahre Künstler würdigt immer das wahre Talent, und Neid ist großen Seelen fremd. Es ist unwahr, daß Mad. Catalani junge Künstlerinnen aufzieht, allein jedes jugendliche Talent findet bei ihr Rath und Hülfe, und auf die Kunstübung der schönen Florentiner Gesellschaft übt sie eine magische Wirkung. Welche Macht der Stimme, welch' siegreiche Tonbildung und welch vollkommenes Portament begleiten diese große Sängerin bis ins Alter. Und gibt es einen schönern Lohn für eine Matrone, die ihr ganzes Leben zum Entzücken eines Welttheiles verwendet, als auch zurückgezogen vom Glanz der Erde, Freude und Entzücken über ihre Gäste und Freunde zu verbreiten?

Genua.

In den Marmorbrüchen von Carrara hatte ich zwei junge Künstler kennen gelernt, die sich mir auf dem Wege nach Genua anschlossen. Heiteres glückliches Volk, welch' schöne Stunden verdanke ich deinem Umgange! Nur wer die Kunst liebt, weiß das Leben zu genießen. Ich hatte mir in Lucca eine Sedia gemiethet, ein einspänniges, unbedecktes, elegantes Fuhrwerk mit einem fauteuilähnlichen erhabenen Sitze. Solche Gegenden muß man in offenem Wagen oder zu Fuße bereisen, und meine muntern Gefährten beredeten mich leicht, mit ihnen den Weg auf letztere Art zu machen. Wir luden daher unsere Habseligkeiten auf das Wägelchen und wanderten glücklich wie Götter auf der herrlichsten Straße fort. Hätte Napoleon alle seine großen Plane ausführen können, so wäre jetzt Genua vernichtet, und Nizza und Spezzia die ersten Seehäfen des mittelländischen Meeres. Spezzia liegt in einem herrlichen Meerbusen und die natürliche Festigkeit seines Golfs, der eigentlich sieben sichere Häfen einschließt, hätte namentlich bei der Bedeutung, die in unserer Zeit das Mittelmeer erlangt, der erste Hafen der Welt werden müssen. Die Lage ist außerordentlich schön, und obgleich viel Leben und Handel und auch das Mercantil-Lazareth hier ist, so sieht man doch mit Bedauern, daß Spezzia's wahre Bestimmung durch die Eifersucht Genua's und durch die Lethargie der Landesverhältnisse gänzlich verfehlt ist. Nach dem romantischen Sestri führt ein be-

schwerlicher, aber unendlich reizender Weg. Man macht sich keinen Begriff von diesem herrlichen Piemont und seiner Fruchtbarkeit. Von dem am Meere gelegenen Chiavari fängt nun die berühmte und erst seit vierzehn Jahren vollendete Kunststraße an, welche nur von der des Simplons übertroffen wird. Die ganze Straße liegt bei Rapallo so hoch, daß wir die Wolken unter uns über den Abgründen schweben sahen, und fast überall mußte sie den Felsen abgezwungen werden. Steile Saumwege führten sonst über die Apenninenkette, wo jetzt die schönste breite Straße, eben und gefahrlos über grausenerregende Tiefen hinzieht. Auf diesem Wege sieht man die Marmorbrüche von Lavagna, einer schwärzlichen sich sehr schön verarbeitenden Steinmasse, die in Genua auch als Pflaster und Dachbedeckung verwendet wird. Bei Rapallo wird die Gegend über alle Schilderung malerisch. Auf der höchsten Höhe, ehe man nach Rotto kommt, biegt die Straße plötzlich links in ein natürliches Felsenthor ein, durch das man wie durch ein Fernglas ganz Genua mit seinem majestätischen Meerbusen, und die mit ewigem Eis bedeckte Alpenkette, die sich gegen Nizza hinzieht, als das bezauberndste in einen Rahmen eingefaßte Bild vor sich sieht. Ich habe nie einen wunderbareren Eindruck empfunden, und selbst Neapel hat keinen so concentrirten zauberhaft überraschenden Punkt aufzuweisen. Die stets heftige Brandung im Golf, auf dessen äußerstem linkem Vorsprunge Rotto liegt, faßt die ganze Felsenküste mit einem schäumenden weißen Silberrande ein. Genua bietet zwar nicht die großartige unermeßliche Erscheinung

Neapels, aber die üppige Bekleidung der ringsumschließenden schönen Berge, die bis in die Fluthen hinab mit köstlichen Oliven, Feigen, Orangen und Citronen übersäet sind, gibt dem Gemälde eine Frische des Colorits, einen Schmelz der Farbe, welcher den kahlen Bergen und Gestaden Neapels ganz mangelt, und den mir nur Sicilien bisher in ähnlicher Schönheit gezeigt hat. Wir blieben hier die heißen Mittagstunden, und konnten uns nicht von dem reizenden Anblick trennen. Einer meiner ausgelassenen Gefährten schlug zur Feier dieser schönen Stunden ein Pistolenschießen vor, und Champagner war der Preis. Ein Blatt Papier wurde an den Felsen geklebt, an dem die Straße über den hohen Berg hinabzieht, und eben hatte ich den letzten Schuß gethan, als Wagengerassel und furchtbares Geschrei mir ans Ohr schlug. Im Augenblicke stürzten zwei zügellose Pferde mit einem Reisewagen auf uns herab. Einer meiner Gesellschaft hing sich an das innerhalb laufende Pferd und wurde fortgeschleift, der andere warf sich den Pferden entgegen, die jedoch, dadurch noch rasender gemacht, links anstatt nach seiner Absicht rechts wandten, und der Wagen war am Abgrunde, als er an mich kam, der ich am tiefsten unten stand. Es war unvermeidlich, daß ich mit hinabstürzen mußte. An ein Aufhalten war nicht mehr zu denken, und ich schleuderte beinahe, ohne zu wissen, was ich that, dem Pferde, das zunächst am Rande lief, die noch in der Hand gehaltene Pistole auf den Kopf. Im entscheidendsten Momente warf sich das schwergetroffene, vom Schmerz betäubte Thier auf seinen Nachbar, und nun

hängten wir uns alle drei an die schnaubenden Rosse, und nachdem wir lange noch von ihnen herumgeschleppt wurden, gelang es uns, sie an die Felsenwand zu drängen, und den Wagen durch Anlaufen an sie zu sperren. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks, und jetzt erst, nachdem der Kutscher mit den Zäumen und mein Knabe herbeigelaufen kamen, konnten wir uns über dieses blitzschnell verlaufene Abenteuer aufklären. Im Wagen saßen drei Damen, eine ältere Frau und zwei junge Mädchen, selbst in dem halbtodten Zustande des Schreckens überraschend schön. Der unvorsichtige Kutscher hatte an einem höher stehenden Gasthofe zu Rotto seinen Pferden Futter am Wagen gegeben, den die Damen, um die Aussicht besser zu genießen, nicht verlassen wollten. Unser Schießen hatte die entzügelten Thiere allarmirt, und sie rannten urplötzlich mit ihrer schönen Bürde den Berg hinab. Freude verscheuchte bald die Furcht, die Pferde waren in Ordnung gebracht, und man nöthigte mich nun, da ich selbst erst gewahr wurde, daß ich sehr übel zugerichtet war, den besten Platz bei den Damen einzunehmen, während meine Gefährten in der Sedia folgten. So zogen wir in erquickender Abendkühle durch den ewigen Zaubergarten und die Legionen Sommerhäuser in das stolze Genua ein, wo mich die in Dank nicht ermüdenden zierlichen Frauen in der Croce di Malta absetzten, mir eindringlichst Ruhe empfahlen und sogleich ihren Arzt zum Verbande einiger leichten Verletzungen sendeten. Wie aber konnte ich an Ruhe denken, wo mein ganzes Wesen in Auf=

ruhr war. Es gibt kein herrlicheres Gefühl, als eine glücklich überstandene Gefahr und die Freude zur Rettung von Menschen beigetragen zu haben. Aus meinem Zimmer übersah ich den ganzen Hafen mit seinem rauschenden Leben und Treiben, und bis in die tiefe klare Mondesnacht hinein lag ich am Fenster, um dem reizendsten Bilde zu folgen. Nichts füllt doch so mächtig die Seele, als das Meer. Es ist das Schönste, was wir auf Erden haben. Das Firmament ist dagegen nur eine Ahnung höherer Welten, eine Masse glühender Punkte, und nebst dem Zaubermantel des Aethers nur eine Zierde der Wirklichkeit. Hier aber ist wahres Leben, hier vereinigen sich die Vollkommenheiten aller Wesen und aller Fähigkeiten des Menschen, hier gibt sich der Mensch Flügel, die ihm die Natur versagte; hier ist der Triumph des menschlichen Geistes, der höchsten irdischen Kühnheit und Kraft. Wer das Meer nicht kennt, und seine Herrlichkeit und seine Wuth, der hat das Leben nie von der poetischen Seite erfaßt, denn hier ist Alles Klarheit und Reinheit, und alles Kleine, was von den Winkeln der Städte in uns nistet, wird hier von den großen Massen weggescheucht. Auf den Ocean muß man, um die Ewigkeit zu begreifen; und welche Wiege wäre der größten Seehelden würdiger gewesen, als du, kühnes, ewig von Brandung umtobtes Genua, auf dessen paradiesische Berge dein unsterblicher Andreas Doria, und dein weltenerobernder Columb wehmüthig aus Elysium herablächeln! Ihr tratet kühn hinaus in die unermeßliche Sphäre von Gewässer und die ungeheure

Majestät schwellte eure stählerne Brust zu Götterthaten! Euer Geist schwebte weit über den grundlosen Tiefen, denn eure großen Seelen fühlten ganz die unaussprechliche Wonne seiner Unendlichkeit.

Die Gräfin D..., deren Gatte seit Jahren in einer diplomatischen Mission im Orient abwesend war, lebte still und zurückgezogen mit ihren zwei Töchtern, abwechselnd in ihrem Palaste zu Genua und auf ihren Gütern. Die Zwistigkeiten, welche von jeher unter den großen Familien dieser Stadt geherrscht, erstreckten sich bis auf unsere Zeit, und waren durch das Unglück und den Verfall der berühmten Republik nicht gemildert worden. Die ältere Tochter Giulia kann ich nur mit einer Raphael'schen Madonna vergleichen. Das blasse Gesicht von unbeschreiblichster Anmuth, seine liebliche Farbe und das unübertreffliche goldblonde Haar, liehen dem sanften milden Wesen einen überirdischen Heiligenschein. In ihrem Körper, in ihrem Wesen hatten sich alle Vollkommenheiten der Natur vereinigt, und eine rührende unerschütterliche Schwermuth war über die ganze hohe Gestalt ausgegossen. Ganz im Widerspruch mit dieser Erscheinung stand ihre Schwester Bianca. Schelmisch, muthwillig, geistreich, und Feuer und Bewegung im ganzen Wesen, milderte sie die ausgelassene Fröhlichkeit nur, um der sichtbar leidenden Schwester nicht wehe zu thun. Der Blitz ihrer glänzenden Augen brach unwiderstehlich unter den griechischen Augenbrauen und der ihre herrlichen Schultern üppig umwallenden rabenschwarzen Haarfülle hervor. In hoher Schönheit

mit so verschiedenem Ausdruck, waren beide Jungfrauen zum Siegen geboren, und das ewige Schicksal hatte ihnen im voraus alle Herzen unterworfen. Die Mutter vereinte Alles, was sie würdig machte, solche Kinder zu besitzen, und der ruhige Ernst der Matrone, die Güte und Würde ihrer Erscheinung, vollendete das Zauberbild dieses kostbaren Trifoliums. In dieser Familie war ich nun einheimisch, und wer Italien kennt und weiß, wie schwer es ist, mit seinen Bewohnern ganz befreundet zu werden, wird sich meinen glücklichen Zustand vorstellen können. Die Frauen machten es mir zur Gewissenssache, ihr Haus als das meinige anzusehen, und boten sich sogleich an, mich genau mit Genua bekannt zu machen. Als wir am nächsten Morgen traulich beim Frühstück zusammensaßen und das Ereigniß des verflossenen Tages recapitulirten, drückte ich meine Verwunderung aus, Giulia allein von der Familie in tiefer Trauer zu sehen. Die auf meine Bemerkung folgende Stille verrieth, daß ich eine Saite berührt, die, von fremder Hand gefaßt, Mißklänge geben muß, und ich sann eben, wie ich diese Unzartheit verbessern könne, als Giulia selbst mit fester Stimme das Wort nahm und mit hoher jungfräulicher Würde erklärte, daß es ihr auf ewig verlornes Glück sey, was sie beweine und ewig beweinen werde. Sie gestehe dieß in Gegenwart ihrer edlen Mutter, die ihre beste Freundin sey, und immer ihr Bestes gewollt habe, um ihr selbst den Schmerz einer Erzählung zu ersparen, die sie mir nicht vorenthalten wolle. Giulia war durch die

Grausamkeit von Familienrücksichten von dem Mann ihrer Liebe getrennt worden, da die Väter, nachdem sie beide früher die Verbindung gewünscht, in Streit und unauslöschlichen Hader gerathen waren. Der junge Graf G...., einer der herrlichsten Jünglinge Genua's, war aus Gram nach Aegypten gegangen und hatte unter Ibrahim Pascha vor St. Jean d'Acre den Tod gefunden. Alle Nachrichten stimmten mit dieser Botschaft überein, welche überdieß durch ein Blatt Papier, das der treue Diener der verzweifelten Geliebten heimgebracht und das wenige Worte von des Sterbenden Hand enthielt, außer allen Zweifel gesetzt wurde. Giulia's große feste Seele trat bei dieser alle Wunden aufreißenden Rede in ihrer ganzen Schönheit hervor, und als sie die Vorzüge ihres Geliebten schilderte, ging eine gewisse Heiterkeit, eine Frühlingsrosenröthe in ihrem himmlische Antlitz auf, das sonst der innere Gram mit einer melancholischen Lilienblässe überzog. Wir waren Alle tief bewegt, und ich faßte ihre Hand, während ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Wenn solche Engel nicht glücklich seyn können, wer verdient es dann noch zu seyn? Warum müssen wir arme Sterbliche so gebunden seyn, und jeden Tropfen Lust mit Schmerz erkaufen. Alles in der Natur ist glücklich, nur der Mensch nicht. Vorurtheil, und was wir Vernunft nennen, steht unserm und Anderer Glück stets hemmend entgegen, und diejenigen, welche man ihrer Vollkommenheit wegen bewundert, sind die Armseligsten unter Allen.

Meine Haltung hatte durch diese traurigen Ent-

hüllungen eine andere Richtung genommen, und wir traten unsern ersten Ausflug in sehr wehmüthiger Stimmung an. Mein ganzes Streben ging dahin, der unglücklichen Giulia meine unbegränzte Theilnahme zu beweisen, und die Anerkennung, die ich dafür bei diesen guten Menschen fand, linderte die tiefe Trauer, in welche uns das grausame Schicksal des tiefleidenden Mädchens versetzt hatte.

Genua ist mit Recht la Superba genannt; es hat eine Eigenthümlichkeit, die es mit keiner andern Stadt der Welt theilt. Vom Meer und einem Amphitheater von Bergen umschlossen, hat die Natur schon viel gethan, um es fast unüberwindlich zu machen, und die Kunst noch Alles aufgeboten, um es nach der Regel zu befestigen. Die rings auf den spitzigen Höhen angebrachten Castelle, Thürme, Batterien, so wie die doppelten Ringmauern und der feste Hafen machen es beinahe nur dem Hunger möglich, Genua zu bezwingen, und nur dieser furchtbare Feind und die dadurch geschmolzene Besatzung konnte Massena vor der Schlacht von Marengo zur Uebergabe bestimmen. Ein erst kürzlich mitten in der Stadt wieder fester als jemals aufgerichtetes Castell hält die ihres Freiheitsschwindels wegen verdächtigen und unruhigen Einwohner im Schach. Noch immer sind die Genueser reich, betriebsam, und der piemontischen Herrschaft abhold. Genua ist Piemonts Indien, und gibt ihm jährlich dreißig Millionen, während Sardinien, das unter den Römern so ergiebig war, stets unterstützt werden muß. Die Finanzen Piemonts sind vielleicht

die geregeltsten auf dem Continent, allein die sehr zugänglichen Beamten sind weniger Ursache, daß Piemont fast keine Schulden besitzt, als der unversiegbare Reichthum Genua's, das man wie eine Citrone auspreßt. Die Genueser sind lebhaft, stolz und bigott. In ihren Adern rollt noch das alte republicanische Blut. Ihre Weiber sind so schön wie die Römerinnen, und ihre Tracht ist üppig, wie ihr Körperbau. Sie lieben lebhafte helle Farben, die so wohl zu dem Azur ihres klaren Himmels passen, und alle tragen den weißen Schleier über dem Kopf, die Frauen gemeinen Standes blendendweiße Tücher mit den buntesten Blumen und Stickereien, die sie unendlich reizend über dem Haarkamme befestigen und über die Schultern herabfallen lassen. Diesen Schleier, Mesaro genannt, tragen selbst die ersten Damen des Morgens, und nur Abends sieht man sie mit Hüten. Die Wirkung der unter dem weißen Schleier hervorstrahlenden, in Sonnengluth getauchten schwarzen Augen ist über aller Beschreibung. Bei jedem Tritt erkennt man den Reichthum des alten Genua's und den Ueberfluß an köstlichem Marmor. Venedig selbst kann nicht in die Schranken treten, da die Paläste Genua's weit größer und architektonisch edler gebaut sind. Wo in der Welt fände man die Zauberpaläste der Doria, Balbi, Durazzo mit der Marmortreppe, Brugnole, Pallavicini, Rovera, Carrega, Serra mit dem schönsten Saal in Europa, den Palazzo ducale der verwittweten Königin, den Palast Spinola und so viele andere? und welche Stadt kann Straßen wie

Strade nova, Balbi, Strade novissima aufweisen, wo man in fortlaufenden Marmorspalieren wandelt. Das Innere der Paläste ist so prachtvoll wie die marmorne Außenseite und enthält die kostbarsten Galerien. Man glaubt sich in das alte Babylon versetzt, und die hängenden Gärten der Semiramis sind keine Fabel mehr, nachdem man hier auf allen Terrassen, Balconen und auf den platten Dächern der thurmhohen Paläste große Orangengärten und Springbrunnen sieht. Die Lage Genua's ist wahrhaft zauberisch, und vom Meer aus gesehen scheinen die unzähligen, zum Theil palastähnlichen Landhäuser der reichen Genueser mit der Stadt ein Ganzes zu bilden, da sie bis an die den steilen Horizont ringsum begränzenden malerischen Festungswerke hinaufreichen. Die Straßen sind nicht so enge, wie die venezianischen, aber doch der Steilheit wegen für Pferde sehr beschwerlich. Das Treiben am Portofranco und dem alten und neuen Hafendamm ist betäubend. Einen wunderbaren Anblick gewährt die lange Brücke Carignan, die sich mitten in der Stadt von einem Berge zum andern zieht über Häuser und Straßen und zwei Stadttheile verbindet. Sie ist seit uralten Zeiten Eigenthum der Familie, welche ihr den Namen gab, und endet mit der kleinen schönen Kirche Carignan, die fast ganz von Marmor und als Miniaturbild der Peterskirche gebaut ist. Von ihrer Kuppel, um welche drei Marmorgalerien laufen, übersieht man das erstaunliche Panorama Genua's. Hier stehen zwei schöne Statuen von Puget; in St. Stefano ist die Steinigung dieses Märtyrers größtentheils von Raphaels Hand, und in

Alberzo dei Poveri sind die berühmten Basreliefs von Michelangelo. Uebrigens sind die Kirchen in Genua mit den venezianischen nicht zu vergleichen.

Welche Luft, welche Sonne! Ueberall mildert die Seeluft die Hitze, und sie ist leichter in der Sonne als im Zimmer zu ertragen, wo man ruhig sitzend in Schweiß geräth. Wo Meerluft beikann, ist die Hitze nie unerträglich. Wer aber kann den Anblick des Meeres entbehren, wenn er daran gewöhnt ist, und Gebirge und Meer erzeugen stets Sehnsucht, wenn man ihnen wieder fern gerückt ist. Wie entzückend ist dieser Anblick. Das unbegränzte Meer, das herrliche Genua, die stolzen Alpen, die kühnen Molos, die sturmtrotzenden Leuchtthürme, die unzähligen Masten, das Lärmen und Toben der Matrosen, die Mora, von feurigen Paaren gespielen — all das schöne, herrliche bewegte Leben lag vor unsern trunkenen Augen ausgebreitet. Mit wehmüthigem Lächeln schweifte das schöne Auge Giulia's über dieses Zauberbild hin, und die reizende Bianca frohlockte in lautem Uebermuth über das herrliche Schauspiel. Strahlend fiel die Abendsonne auf diese Blumen der Schönheit, und ich wiegte mein Daseyn in ungestörtem Genuß in dem doppelt paradiesischen Anblick. Welche Reden, welche Gefühle, und wie schwindet die Zeit mit solch' himmlischen Geschöpfen! Beide hatten so ganz das, was bei Weibern allein Grazie ist, das Liebreizende, was so oft den schönsten und verständigsten fehlt. Wohl hat jener Weise Recht: wenn man den Umgang mit reizenden Frauen dem Leben abzieht, so bleibt uns nichts als der Tod.

Wir wohnten einer Prüfung im Taubstummeninstitut bei, einer in Italien berühmten Anstalt, worin aber die Zöglinge zur Zeichensprache gebildet werden und nicht zur Lippensprache mit jener verbunden. Es mag wohl im lebhaftern südlichen Charakter liegen, daß man den Kindern Zeichensprache besser beibringt, und welche Fertigkeit alle Italiener in der Fingersprache besitzen, sehen wir in vielen Spielen, besonders aber der Mora, wo der Gegner im selben Augenblicke die Zahl der erhobenen Finger ausrufen muß, wo der andere die Hände oder eine Hand vorstößt. Die unglücklichen jungen Leute sind abgerichtet wie die Affen, und haben besonders viele linguistische und historische Kenntnisse. Ich legte ihnen Fragen in drei Sprachen vor, die mir glänzend beantwortet wurden. Die muthwillige Bianca gab ihnen meinen Namen auf, der ihr selbst immer viel zu schaffen machte und den sie für barbarisch erklärte. Die Jungen mußten einen Buchstaben nach dem andern durch Zeichen geschichtlicher oder wissenschaftlicher Andeutungen errathen, und ich war zweifelhaft, ob ich mehr die überaus witzige Verständlichung des geistreichen Mädchens, oder den durchdringenden Scharfsinn eines Knaben von vierzehn Jahren bewundern sollte, der nach wenigen Minuten den ganzen Namen aufschrieb. Allein diese Verstandesübungen sind Nebensache, und das Praktische im Unterrichte von Handarbeiten und Professionen, besonders in denen der Buchbinder, Schuhmacher und selbst Kupferstecher, wird sehr zweckmäßig betrieben. Lehrer und Locale sind vortrefflich; jeder der Zöglinge hat sein eigenes Zimmer;

die eine Hälfte derselben wird von dem Staat und der Stadt unterhalten, die andere dagegen besteht aus Pensionären, die 5—600 Franken zahlen.

Die Acqua sola ist der schönste Spaziergang Genua's. Er liegt hoch und bietet eine reizende Aussicht. Hier sah ich die Schönheiten der Stadt in vollem Glanz, und den Triumph meiner Begleiterinnen ungeschmälert. Auf den uralten Stadtmauern, einem der höchsten Punkte Genua's, gerade über der Acqua sola, liegt oder hängt vielmehr die Villa Negro, der Sitz eines tiefen Denkers und liebenswürdigen Philosophen. Hier ist auf kleinem Raume Alles zusammengezaubert, was das Leben angenehm und reizend machen kann, und eine Menge tropischer Pflanzen und Gewächse, Ananas, Datteln, Palmen gedeihen hier in üppiger Vegetation. Es ist ein kleines Paradies.

Abends gingen wir in das Theater Carlo felice, das erst seit acht Jahren steht, und von den Genuesen das achte Wunder der Welt genannt wird. Es ist sehr schön, aber ein Wunder kann ich nicht darin finden. Die Façade mit sechs gedrängten Säulen, zwei kleinen Flügeln und einem schwerfälligen Frontispiz nebst einer Figur, ist zu viel gepreßt, gedrückt, ja selbst etwas plump. Das Innere ist äußerst glänzend, weiß mit Gold, allein die blauen seidenen Draperien mißfallen mir hier an den Logen, wie die rothen in der Pergola zu Florenz. Die Logen sind zu klein und nieder, weßhalb man besser gethan hätte, anstatt sechs nur fünf Reihen zu machen. Durch die abgeschlossenen Logen muß aber jedes Theater verlieren, und nur freihängende Galerien ohne alle Abson-

derung vermögen einem Schauspielhause einen ganz freundlichen, angenehmen Anblick zu verleihen. Durch die Gräfin D.... lernte ich im Theater eine Menge Personen kennen, sah aber bald, daß in Genua gar kein geselliges Leben besteht; auch ist hier kein einziges Haus, das man Abends besuchen kann, ohne gebeten zu seyn. Die genuesischen alten Familien sind noch immer sehr reich, leben aber ganz zurückgezogen. Die Damen gehen Morgens in die Kirche, Abends auf die Acqua sola, und Nachts ins Theater, das ist Alles. Die Fremden halten deßhalb sehr zusammen und bilden eine eigene Colonie. Wie beneidenswerth war daher mein Loos im Umgange der liebreichsten Menschen dieser Stadt.

In der Darsena liegen mehrere bedeutende Linienschiffe und Fregatten und ein großer Vorrath von 32 Pfünder-Kanonen. Hier herrscht große Thätigkeit, obschon die Regierung zu viel auf diese Branche zu verwenden scheint, da sie doch kaum jemals als Kriegsmacht wird auftreten können. Als Gegensatz von Venedig, wo das größte Arsenal der Welt war, hatte die Republik Genua gar keines, und die Chantiers sind erst unter den Franzosen entstanden. Das alte Genua hatte seine Schiffe immer gekauft, und auch jetzt ist diese Anstalt ärmlich ausgestattet und die Fahrzeuge werden im Freien gebaut. Wenn man sich auf einen beherrschenden Punkt stellt, von dem man die ganze Befestigungskette übersehen kann, so muß man gestehen, daß sie zu viele Ausdehnung hat. Anlage und Bau sind jedoch vortrefflich. Eine seltene Erscheinung ist es, daß von

der Festung gar kein Plan existirt, weil der früher in österreichischen Diensten gestandene und nun pensionirte Genieoberst d'Andrés niemals einen Plan herausgeben wollte, um den hier herrschenden feindseligen Parteien keine Blöße zu geben. Man hatte ihm ganz freien Spielraum gelassen, und von ihm sind fast alle neuen Werke. Ich machte hier die Bekanntschaft des Majors Martini, Chefs des lombardischen Generalstabs, eines der geistreichsten Officiere der österreichischen Armee.

Von besonderem Interesse sind in Genua die kirchlichen Processionen, denen an Pomp vielleicht keine der katholischen Welt gleichkommen. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß sie von drei verschiedenen Secten und zwar durch rein aristokratischen Impuls ausgehen. Diese Brüderschaften heißen Cassasse. Jede hat ein anderes Jesusbild, welches sie vorträgt, nach dessen Farbe die Cassasse benannt wird. Die Talare sind von derselben Farbe, in welche die Brüder gekleidet sind, bestehen in Sammet mit Gold und sind so kostbar, daß ein einziger Anzug auf drei bis viertausend Lire zu stehen kommt, welche Kosten der Adel bestreitet. Die Cassassen bilden sich aus den verschiedenen Stadtvierteln und hassen sich unter sich recht christlich bis in den Tod. Wenn sie sich in ihren Anzügen begegnen, greifen sie sich an, und es kommt nicht selten in den Straßen zu den blutigsten Auftritten. Dieses religiöse Schisma scheint noch von den Spaltungen der Familien unter der Republik herzurühren, und kein Beherrscher Piemonts durfte bis jetzt wagen, daran zu rütteln. Bei Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich

wünschte dieser Monarch, sie alle drei vor sich zu sehen. Nach langem Weigern verstanden sie sich dazu, schwuren jedoch, daß diese Vereinigung bloß dem Kaiser zu Ehren und ohne alle Folge seyn solle. An dieser Hartnäckigkeit scheiterte der Wunsch des edlen Fürsten, sie auf immer zu versöhnen. Man kann sich nichts Prächtigeres denken, als diese Processionen, in denen Crucifixe von geschlagenem Silber und Gold getragen werden, welche so schwer sind, daß ihre Träger jeden Augenblick unter ihrer theuren Last zu erliegen in Gefahr sind, und deßhalb auch beständig abgelös't werden müssen. Wie strenge übrigens der Bigottismus in Genua herrscht, sahen wir an einigen jungen piemontesischen Officieren, welche auf einem Balcone standen, und unter sich über ganz andere Dinge lachten, als eben eine Procession vorbeizog. Das erbitterte Volk machte Miene das Haus zu stürmen, und die jungen Officiere wären verloren gewesen, wenn der entschlossene Hausherr sie nicht durch eine Hinterpforte gerettet hätte. Indessen ließ die allgemeine Gährung sich auf keine Weise beschwichtigen, und die Regierung mußte trotz aller Betheurungen der jungen Männer dem erbitterten Volk ein Sühnopfer bringen. Die Unbesonnenen kamen auf ein Jahr in die Citadelle in enge Haft, von wo man sie nach einigen Wochen im Stillen auf Reisen schickte.

Meine beiden von der Schönheit der herrlichen Genueserinnen entflammten Künstler hatten mit glücklichem Erfolg diese herrlichen Modelle in Bild und Büste zu copiren begonnen, und wir saßen am Vorabend meiner endlich auf den folgenden Tag festgesetzten Abreise im

freundlichen Kreise bei dieser schönen Arbeit, als eine Einladung eintraf, den Thee auf der Fregatte Carlo felice einzunehmen. Wir begaben uns sogleich in den Hafen und ruderten in kühler Frische des schönsten italienischen Abends nach der neuen schönen Fregatte, deren Capitän Verwandter unserer Damen und eben von Nizza zurückgekommen war. Die Officiere empfingen uns auf festlich geschmücktem hohem Verdeck, und eben zog eine andere Fregatte mit schwellenden Segeln in den schönen Hafen ein. Der Donner der salutirenden Geschütze machte das Schiff schwanken, als ein junger hoher Mann in Mamelukentracht auf Giulia zustürzte, und sie mit durchdringendem Ausrufe O Dio! in seinen Armen lag. Wer schildert das Wiedersehen des todtgeglaubten Geliebten, und was ist alle Seligkeit im Himmel und auf Erden gegen einen solchen Augenblick. Es bedurfte langer Zeit, bis wir aus dem Wirrwarr der Ausrufungen und Umarmungen, aus dem Schluchzen und der überströmenden Wonne der Beglückten einen Zusammenhang dieses Ereignisses finden konnten. Der junge Graf G...., denn er war es wirklich, lös'te nun das Räthsel. Er lag sterbend auf dem Schlachtfeld und schrieb seinen vermeinten letzten Abschied an die Geliebte in der sichern Ueberzeugung seines Endes. Nachdem sein Diener beim Herannahen der Araber geflohen, fiel er in ihre Hände, wurde menschlich behandelt und genas nach Monaten in der Gefangenschaft. In Tunis, wo er fruchtlos getrachtet hatte, den Seinigen Nachricht zu geben oder zu entfliehen, ergriff er das einzige sich ihm darbietende Rettungsmittel und ging mit einer

starken Reiterentsendung in das Lager des Abd=el=Kader, der in steten Gefechten mit der französischen Armee sich befand. Auch hier wollte es ihm lange nicht gelingen, seinen Plan zur Flucht auszuführen, und einmal, als er übergehen wollte, erhielt er von einem Chasseur d'Afrique einen Säbelhieb. Erst bei dem heftigen Nachtkampfe bei Bona entzog er sich den ihn stets im Auge haltenden Spahis und warf sich unter die Franzosen, denen er sich zu erkennen gab, und nach Algier zurückgebracht wurde. In Nizza fand er den Capitän der sardinischen Fregatte, welcher ihm die Trostesbotschaft gab, daß die Familie sich bei der Nachricht von seinem Tode versöhnt nnd seine Giulia in Liebe und Trauer noch ihm gehöre. Sie verabredeten nun diese Ueberraschung, die so schön gelang. Wir waren alle glücklich wie Götter, und der dankbare schmachtende Blick, den die überselige Giulia aus den großen feuchten Augen gen Himmel sandte, erfüllte uns alle mit Andacht und Rührung. Nein, so viel Schönheit war nicht gemacht, um auf Erden zu verwelken. Sie konnte nicht auf ewig zum Kummer verurtheilt, sie mußte zu höchster Seligkeit bestimmt seyn, wie sie Andere nur selig machen kann.

Turin und die Seen.

Ich machte mich mit dem Tage auf, um von Genua Abschied zu nehmen, von diesem prächtigen großen Amphitheater, das von jeher seine Bewohner antrieb, das Meer zu beherrschen und stets die größten Seehelden erzeugte. Ich sah hinaus in die unermeßliche Sphäre von Gewässer, wie wenn ich es nie wieder schauen sollte, und die ungeheure Majestät wollte mir die Brust zersprengen. Mein Geist schwebte weit über der Mitte der Tiefen und fühlte in unaussprechlicher Wonne seine Unendlichkeit. Von den Segenswünschen der glücklichsten Menschen begleitet, verließ ich sie am herrlich gelegenen Faro, und über die wilden kahlen Felsenkrümmungen des Apennins hinweg stieg ich hinab in die reizende Bochetta, und weit hinter mir lag das tiefe blaue Meer, vom glühenden Strahlengewölk des schönsten Morgens umgossen. Lange stand ich auf den Höhen von Novi, wo Moreau vom wilden Suwarow geschlagen wurde, diesen verhängnißvollen Höhen, die als Stellung für den Rückzug so vortrefflich, für den Angriff so nachtheilig sind. Damals zog noch keine breite Straße durch das steile Hügelland, und nur schmale Saumwege bahnten den beschwerlichsten Eingang in die geheimnißvolle Bochetta. Was wäre hier aus Moreau geworden, hätte Suwarow seinen Sieg verfolgen und nicht nach der Schweiz sich wenden müssen? Welch Glück für seinen Ruhm, wenn ihn dort eine rus=

sische Kugel erreicht, statt des vaterländischen Bleis, das ihm später Ruhm und Leben raubte. Eine Stunde von Alessandria liegt Marengo in unabsehbarer, jetzt meist mit jungem Gehölz bewachsener Ebene. In dem Hause, wo Napoleon den Waffenstillstand unterzeichnete, versammelten sich die Verschwornen im Jahre 1821. Man hat die Ehrensäule, wo Desaix fiel, entfernt; den Ehrenplatz dieses Siegers von Marengo wird man aber nicht aus der Geschichte streichen können. Alessandria ist groß und wenig bevölkert. Die Festungswerke sind geschleift, und nur die Citadelle erhalten, die sehr fest, aber zu ausgedehnt scheint. Von Marengo nach Alessandria führt eine prächtige Allee von Maulbeerbäumen, wodurch in Piemont der Seidenbau zu einem der ersten Erwerbszweige erhoben wurde. Den Platz mit Bäumen, auf dem das königliche Schloß und das Rathhaus stehen, wünschte ich Florenz oder Genua. Schon von Moncaliere zieht sich die schöne Straße längs des Po's fort, den man endlich auf der großen Brücke passirt, und sich dann mitten auf dem grandiosen Platze Vittoria und in der herrlichen Straße del Po in Turin befindet. Turin ist vielleicht die regelrechteste Stadt der Welt. Die Straßen sind alle rechtwinkelig, die Häuser von äußerst gefälliger Bauart, alle mit Balconen und Fensterthüren. Hätte Napoleon länger regiert, so wäre das alte Castell abgetragen und dadurch der schönste Platz in Europa geschaffen worden. Von seinem Mittelpunkt sieht man nach den vier Stadtthoren, wie man die Stadtausgänge nennt, wenn gleich nur Barrieren da sind. Rings um diesen

Platz und die ganze prächtige Poststraße hinab sind zu beiden Seiten hohe breite Arkaden, der Vereinigungsort für die schöne Welt. In dem königlichen Palaste ist viele alte Pracht und einige gute Gemälde. Im Dom ist aber nichts sehenswerth, als die anstoßende, sehr hohe Capelle. Es thut weh, wenn man von Genua kommt, die Frauen in Turin zu sehen, und sie stehen zu ihrem Nachtheil im Contrast mit den ausgezeichnet schönen Männern dieser Stadt. Ich habe diese Bemerkung in Gesellschaft wie auf den Promenaden unter den Arkaden gemacht, die bei den hiesigen Frauen eine wahre Manie ist, und wo das Gedränge oft lästig wird. Indessen suchen sie durch ungemessenen Luxus zu ersetzen, was ihnen die Natur an Schönheit versagt, und die Verschwendung läßt sich nur mit ihrer Sittenlosigkeit und Verbuhltheit vergleichen, wovon ich hier schon am ersten Tage meines Aufenthalts ein auffallendes Beispiel erlebte. Alles spricht französisch, selbst das gemeine Volk. Das Piemontesische ist einer der abscheulichsten Jargons, die ich in Europa kenne, und besteht aus französischen Wörtern mit italienischen Endungen, aber beides verstümmelt. Die Umgebungen Turins sind eben so reizend, als die Stadt im Innern schön. Die Plätze des Castells, Vittoria, St. Carlo, Carignan und andere gehören zu den schönsten, die mir bekannt, werden aber alle durch die wunderliebliche Anlage des neuen italienischen Platzes an dem Thore Vittoria verdunkelt. Das neue Thor trennt den schönen Waffenplatz von dem jetzigen Corso, der von ihm sich bis zum Po in den herrlichsten Alleen hinzieht.

Ganz Turin ist mit Legionen Ahornalleen umgeben, die stundenweise nach allen Richtungen hinauslaufen. Die Aussicht auf die Alpen, deren nahe weiße Massen so gespensterartig gegen die blühenden grünen Fluren des Po-Thals abstechen, ist bezaubernd. Auf der andern Seite des Po's ähnelt die Landschaft, besonders auf der Höhe, wo das Landhaus der Königin der Brücke gegenübersteht, der Umgegend Baden-Badens, sonst aber erinnert man sich beim Anblick dieser schön geformten Berg- und Hügelreihen an die Umgebungen von Florenz. Keine Stadt faßt wohl auf einen Blick so nahe beisammen ewig von Eis strotzende Gletscher und ewig blühende grüne Berge. Die Brücke, welche in einem Bogen über den Duero führt, ist eine der kühnsten Schöpfungen unserer Zeit, und der beinahe ebene Bogen ein Meisterstück der Baukunst. Der Bogen hat 45 Meter Oeffnung und besteht aus gehauenen Granitquadern. Diese Brücke ist nebst der über den Po den ersten Brücken der neuern Zeit an die Seite zu setzen, und wir sehen hier, wie an den Waterloo-, Carroussel-, Buffalora-, Rouen-, Bordeaux-Brücken, wie hoch wir in diesem Bauzweige über dem Alterthum stehen. Unbegreiflich bleibt es immer, wie man dennoch in manchen Ländern auf der alten Brückenbauart verharren mag, während die kleinen unansehnlichen Bögen durch ihre vielen Pfeiler weit mehr Kosten verursachen, als ein großer Sprengbogen. Die Paläste Turins sind nicht mit denen in Genua zu vergleichen, und überhaupt ist Turin nur durch den Totaleindruck bedeutend, das Einzelne aber wenig aus-

gezeichnet. Der Luxus in Equipagen ist eben so groß, wie der in Toilette, und die Wagenburg auf dem Corso darf sich mit jeder Italiens messen. Das königliche Theater hängt mit dem Schlosse zusammen und ist eines der schönsten in Italien. Es spielt nur im Carneval, und das Theater Carignan hat gewöhnlich die beste Gesellschaft, welche das Land im recitirenden Schauspiele besitzt. Im Theater d'Angennes sah ich aber eine Oper, die zu den schlechtesten zu rechnen, welche ich Zeit meines Lebens gehört. Ich weiß nicht, soll ich die Indolenz, womit das überfüllte Haus diese miserable Aufführung ruhig hinnahm, bewundern oder belachen. Vor der Hand ergriffen wir den letzten Ausweg, und hätten beinahe Anstand mit dem ehrbar und andächtig zuhörenden turineser Publicum bekommen, weil uns Alles lächerlich vorkam. Man gab eine ganz elende Oper von Caccia, in welcher die Prima Donna in Deutschland in der ersten Arie ausgepocht worden wäre. So sind aber die Italiener, das Vorzügliche mißachten sie oft, und das Schlechte dulden sie. Auch das Orchester ist hier ganz schlecht. Eine Eigenthümlichkeit der hiesigen Theater ist aber eine totale Finsterniß. In Carignan ist ein Lustre, der dem sechsten Range gehört und nach unten kein Licht gibt, in d'Angennes aber ist gar keiner, sondern die ganze Beleuchtung besteht in zwei Lampen am Proscenium und den Lichtern des Orchesters. Es ist daher rein unmöglich, jemand in den Logen zu unterscheiden, welches übrigens für die hiesigen Damen nur vortheilhaft seyn kann.

Der Weg durch Piemont ist sehr reizend, und man fährt fortwährend durch eine schöne fruchtbare, mit Bäumen aller Art überdeckte Ebene, während zur Linken die mit den Wolken sich vermengenden Gletscher, der majestätische Mont Cenis, Simplon und Bernhard eine malerische Hinterwand bilden. Einen unangenehmen Eindruck machen übrigens die zahlreichen Reisfelder, welche stets ganz unter Wasser erhalten werden müssen. Wie man vortreffliche Straßen bauen kann, auch ohne in ihrer Nähe vortreffliches Material zu besitzen, sahen wir in Piemont. Die Unsicherheit auf ihnen ist aber stets noch sehr groß, und während ich zweimal um Mitternacht durch die so verrufenen pontinischen Sümpfe ohne Anstand passirte, kam ich in diesem Lande mehrmal zu Raubgeschichten. Wir verließen Turin um 4 Uhr Morgens, und hatten kaum eine halbe Stunde zurückgelegt, als wir einem ausgeplünderten Courier begegneten, dem seine Habseligkeiten kaum zehn Minuten früher abgenommen worden waren. Die Couriere werden zwar bei Nacht durch die sehr guten Carabiniers escortirt, seitdem aber auch am hellen Tage beraubt. Diese Banden scheinen sich über ganz Piemont und die Lombardei auszudehnen, beschränken sich aber hauptsächlich auf Oberitalien, während ich in dem sonst so übelberüchtigten Unteritalien niemals von Räubereien hörte. Die Posten sind schlecht im Stande und werden auf den Straßen nicht respectirt. Auch fährt man hier sehr schlecht. Die großen Mauthgebäude, welche auf den beiden hohen Ufern des die Lombardei von Piemont scheidenden Tessins sich

drohend, gleich feindlichen Castellen, gegenüberstehen, sind das wahre Bild unserer beschränkten und beschränkenden Zeit. Wir wurden zuerst von den sardinischen Douanenschergen und dann von den österreichischen ausgezogen, wodurch ein Aufenthalt von vier Stunden erwuchs. Die Brücke über den reißenden Tessin, welcher auf dem Gotthard entspringt, durch den Lago Maggiore fließt und sich unter Pavia mit dem Po vereinigt, ist eines der schönsten Werke unserer Zeit. Die Verheerungen, welche der wilde Gebirgsstrom jährlich anrichtet, und die dadurch oft monatelang unterbrochene Verbindung hatten ihren Bau längst gebieterisch gefordert, und dieser ist endlich auf Kosten beider Länder zu Stande gekommen. Es ist die längste Brücke, die ich kenne, ganz in Quadern und mit Uferdämmen. Man scheint übrigens den Faschinenbau hier nicht gehörig zu würdigen und gelangt nicht zu radicalen Flußverbesserungen. Daher die furchtbaren Zerstörungen der Sesia und des Tessins. Dämme von künstlich verfertigten Steinböcken ersetzen unsere Nagelflühsteine. Die Brücke von Buffalora ward bereits unter französischer Herrschaft begonnen, ihre Bögen, Widerlager und obern Theile sind aber erst seit acht Jahren vollendet. Sie ist aus festem Granit und besteht aus eilf Bögen, jeder mit 24 Meter Oeffnung, wozu vier Meter auf jeden Pfeiler Durchmesser kommen. Die im breiten Flußbette liegenden, stark bewachsenen Inselgruppen widerhallen vom Nachtigallenschlage, und der herrliche Morgen mit diesem unnachahmlichen Concerte versüßte einigermaßen unsere Mauthbedrängnisse. Das

Land wird nun durchgehends flach, und wer lange am Meer und auf Gebirgen gereis't, gewöhnt sich schwer an diese Monotonie. Das Reisen in Ebenen ist ermüdend, und nichts Langweiligeres, als auf schnurgeraden Straßen schon stundenweit den nächsten Kirchthurm zu sehen. Unverkennbar ist aber der Einfluß der österreichischen Regierung, die von der des ganzen übrigen Italiens so wohlthuend absticht. Die Ortschaften sind alle von Backsteinen erbaut, und der so lästige Bettel hört mit Einemmal auf. Die Menschen sind durchgehends gut gekleidet, und der ganze äußere Anschein verräth Wohlhäbigkeit. Die lombardische Weise, silberne Nadeln und Kämme, an deren Enden taubeneiergroße Knöpfe befindlich, durch das dicke Haar zu stecken, kleidet die Frauen sehr wohl. Am Lago Maggiore angekommen, mußte ich eine der schlimmsten Erfahrungen machen, die einem Reisenden in unsern Tagen zustoßen können: ich hatte nämlich meinen Paß verloren. Der Inspector im Sesto Calende gestattete mir zwar auf mein gegebenes Ehrenwort, daß ich der Nämliche sey, für welchen ich mich angab, die Weiterreise auf dem Dampfschiffe, versicherte mir jedoch, daß ich auf dem Rückwege von den borromäischen Inseln, die bekannterweise zu Piemont gehören, nirgends mehr auf österreichischem Gebiete würde eingelassen werden. Ich fuhr dennoch, auf mein Glück bauend, ab. Die Dampfschiffe, welche auf den Seen die Tour machen, sind elegant und wohlfeil. Der Lago Maggiore hat einen großartigen Charakter und ist von hohen Bergen umringt, über denen sich in ewiger Majestät die Alpen-

gletscher mit ihrem Könige, dem Monte Rosa, aufthürmen. Gleich einem zierlichen Rosenbouquet entsteigt die Isola bella der spiegelklaren Fluth, und Alles, was man mir von dieser Feeninsel erzählt, bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Dieses Werk ist der kühnsten Römerzeit würdig. Die Hälfte der Insel, nämlich der ganze Terrassengarten, ist mit einer Quadereinlage, gleich Venedig, auf einem Roste in die See hineingebaut und erhebt sich auf dieser Unterlage in zehn Felsenhallen, durch welche man geräumig schreiten kann. Alle diese künstlichen Terrassen sind mit der besten Erde überlegt, und auf ihnen wuchern üppige Tropenpflanzen. Man erblickt hier nichts, als exotische Gewächse, und das Klima ist so mild, daß selbst der härteste Winter ihnen nichts anhaben kann. Die Verzierungen der Sculptur, besonders des Meerpferdes auf der obersten Kante, sind etwas stark karrikirt, bilden jedoch ein besonders überraschendes Ganzes. Man glaubt sich nach China oder Japan versetzt. Selbst der zarte Kampher wächst hier im Freien, Cypressen und Citronen blühen ewig. Eine Ceder vom Libanon ragt über alles hervor, und hier stehen die zwei größten Lorbeerbäume in Europa, jeder 9 — 10 Fuß im Umfang, deren einer durch das Wort Battaglia verewigt ist, das Napoleon zwei Tage vor der Schlacht von Marengo in seine Rinde schnitzte. Das reich ausgestattete Schloß ist eine Mischung von alter und neuer Pracht, und dürfte wohl, da der Bau Millionen erfordert, nie ganz vollendet werden, da die zwar noch reiche Familie Borromeo sich an diesem Unter-

nehmen schon ziemlich verblutet haben mag. Ihre Stammschlösser Arona und Angera liegen sich gegenüber, und die ungeheure Kupferbildsäule des heiligen Borromeo, in die man wie in einen Kirchthurm hinaufsteigt, schadet der schönen Landschaft mehr, als sie ihr nützt. Die Isola madre ist ein großer Hühnerhof der Isola bella, indessen hat dort die Natur gethan, was hier nur der Kunst gelang. Das Schloß ist unbedeutend, aber die Sammlung seltener Vögel, besonders Goldfasanen und Perlhühner, außerordentlich. Die Insel liegt gerade vor den dunkeln tiefen Schluchten, welche an den Fuß des sich hier mächtig erhebenden Simplons führen. Auf dem Berge schneite es stark, und der Wind erhob sich immer bedenklicher. Ich hatte mich ganz allein auf den Inseln aussetzen lassen, und sey es nun, daß die Schiffer Vortheil aus meiner isolirten Lage ziehen wollten, oder daß sie bei der stürmischen See nicht zu fahren sich getrauten, sie schlugen mir alle ab, mich ans feste Land zu bringen. Der Wind wurde stets drohender, die Nacht kam immer näher, und es gelang mir endlich, um einen unmäßigen Fuhrlohn vier Männer zur Fahrt zu bestimmen. Mitten auf der See brach der Sturm mit Wuth los, die Wogen schlugen unaufhörlich über den Nachen, und die Herren Schiffer machten sich curiose Zeichen, die nicht undeutlich erinnerten, daß sie mich eben so gut über Bord werfen, als ans Land setzen könnten. Endlich landeten wir, und es war höchste Zeit. Allein in dem Städtchen Laveno angekommen, drohten mir neue Drangsale. Der Strand stand voll Menschen, die dem Kampfe

meiner Barke mit dem aufgeregten Elemente zugesehen, und als ich ausstieg, trat ein Mann aus der Menge, und forderte meinen Paß. Ich sagte, daß ich keinen habe und deutscher Officier sey. Auf diese Erklärung winkte der Polizeibeamte einigen andern Personen, und sagte mir zugleich, daß er mich nicht passiren lassen könne, und daß ich entweder mit demselben Nachen zurück oder hier in Haft bleiben müsse. Immer näher drängten sich die neugierigen Italiener herbei, und da ich über die Menge hinaus einspännige Sediolen erblickte, so zog ich unbemerkt einige Fünffrankenstücke heraus und hob sie hinter mir in die Höhe. Zugleich machte ich den Beamten für alle Folgen einer so auffallenden Behandlung verantwortlich, und als dieser sich etwas zurückgezogen, um mit den andern Rücksprache zu nehmen, benützte ich das freie Terrain, warf mich in die sachte herbeigekommene Sedia, und fort ging's in sausendem Galopp. Für Geld kann man in Italien Alles probiren. Ich trieb meinen habsüchtigen Kutscher zur Eile, da ich immer sorgen mußte, verfolgt zu werden, bemerkte aber bald, daß ihn die Furcht vor Räubern mehr antrieb, als meine Aufmunterung. Es war herrlicher Mondschein, und dieser Weg ist äußerst reizend. Er geht stets Berg auf und ab, und führt zwischen dem Vareser See und schönen Anhöhen fort. Himmlisch schlugen die Nachtigallen durch die stille Luft und um Mitternacht kamen wir endlich mit dem halbtodten Rosse in dem freundlichen Städtchen Varese an, dem mein gesetzübertretender Kutscher zugehörte. Die ganze

Nacht zogen Pilgerschaaren singend unter meinen Fenstern vorüber nach dem berühmten heiligen Berge, dessen Festtag auf den nächsten Tag fiel. Die einfachen, schmucklosen Weisen der frommen Lieder, der richtige Vortrag der Chöre, welcher das gute musikalische Gehör dieser Landleute beurkundet, diese klangvollen rührenden Melodien machten einen sehr feierlichen Eindruck in der lautlosen, reinen Abendluft; vorzüglich setzte mich aber der Gesang von Kinderstimmen in Erstaunen, der in untadelhaften Schwebungen gleich Engelschören durch die Nacht hinzog. Der Mond beschien noch die düstere Scene, als ich durch das sich bereits zur Wallfahrt anschickende Städtchen fuhr, und ich genoß des seltenen Schauspiels, die Sonne mehrmal aufgehen zu sehen, da sie sich jedesmal, wenn ich die Berge hinabfuhr, wieder verbarg, um beim Aufsteigen mit doppelt feuriger Pracht wieder hervorzutreten. Das schwärzliche Blau, in welchem die zwischen ihr und mir liegenden, so wie die unter ihren Strahlen ausgebreiteten dunkeln Berge auf dem glänzenden Silberweiß der beleuchteten Gletscher sich abdrückten, bildete einen malerischen Contrast, und der schöne heilige Berg mit seinen vielen glänzenden Capellchen, der sich hoch über der ihn umrankenden lombardischen Ebene erhebt, vollendete das prächtige Bild. Ich stieg mit den Pilgercolonnen, die von allen Seiten den Berg erklimmten, zu Fuß hinan, und freundlich nickte das schöne Bauernvolk und die reizenden Mädchen dem Fremdling zu. Die Weiber vereinigen hier das Stämmige, Kernige der Schweizerin

mit dem feurigen Geist und glühenden Auge der Südländerin. Auf der letzten Höhe hielt ich noch lange an, gefesselt von Bewunderung über den großen Anblick, und hier sagte ich den schönen Eisbergen Lebewohl. Warum flößen Gebirge und Meere eine so unendliche Sehnsucht ein? Warum spannen sich unsere Sehnen stärker, und hebt sich die Brust höher bei ihrem Anblick, während uns das flache Land theilnahmslos läßt, gleich dem ewig gleichen Schlendrian des prosaischen Alltagslebens? Raschen Laufes rollte mein Cabriolet mit dem braven Schweizerrappen durch die üppigen Fluren an den herrlichen Landhäusern vorüber, von denen die Umgegend Varese's überfüllt ist, und eben läutete das Dampfschiff zur Abfahrt, als ich in das Städtchen Como hineinfuhr. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, mehr als zur Hälfte Damen. Ich kannte niemanden und wollte auch niemand kennen lernen, um mich ganz ungestört dem langersehnten Genusse zu überlassen. Auf Meerschiffen thut man wohl, sobald als möglich sich mit seiner Umgebung bekannt zu machen, auf Fluß- und Seefahrten gehen dadurch oft die schönsten Ansichten verloren. Der Comersee ist schmal und von nicht hohen, aber sehr steilen Bergen umschlossen, welche die Aussicht auf die Schneeberge verhindern. Unendlich reizend sind die Krümmungen, welche dieser schöne See macht, und öfters glaubt man ihn geschlossen, wenn sich plötzlich bei einem Umbug wieder ein neues, noch schöneres Bild entfaltet. Was menschlicher Fleiß dem Berge abgewinnen kann, hat er hier bewiesen. Bis zu den Gipfeln sind die übereinander-

hängenden Terrassen angebaut, und das verschiedene Grün und die mannichfaltigen Blumengattungen bilden ein Farbenspiel, das durch eine Reihenfolge der lieblichsten Dörfer und Landhäuser, durch wahrhaft prachtvolle Villa's und durch die auf den Höhen zerstreut herumhängenden, aus der Ferne beschneiten Stellen ähnelnden Capellen, Kirchen und Einsiedlerhütten bis ins Zauberhafte gesteigert wird. Schon über dem kleinen, in einer geräumigen Bucht wundervoll aufgeschachtelten Städtchen Como erhebt sich romantisch auf hoher Bergspitze ein uralter Thurm. Am Rande des Sees erblickt man zuerst die Schöne Villa d'Este, den frühern Aufenthalt der Prinzessin von Wales. Besonders reizend wird aber der See, wenn er sich nach dem Vorsprung bei Balbianino gegen Bellaggio zu öffnet, wo er den andern Arm von Lecco aufnimmt. Hier verließ ich mit einer Gesellschaft aus der französischen Schweiz den Vapor. Wir besahen zuerst den Palast der Villa Menzi und stiegen nun über den Berg nach der Villa Serbelloni, welche gerade auf der Höhe der Erdzunge liegt, unter welcher sich die beiden Arme des Sees verbinden. Dieser Punkt ist unstreitig der schönste. Von dem hübschen Bellaggio schifften wir nach der nicht zu viel gerühmten Villa Somariva über, an der ich nur tadeln möchte, daß sie zu viel auf Haus und Garten beschränkt, und das herrliche hinter ihr aufsteigende Bergterrain zu wenig zu Anlagen benützt ist. Die Einrichtung ist geschmackvoll. Beim Eintritt in den Salon erblickt man den Mars und die Venus auf

Piedestals. Rings unter dem Friese laufen die berühmten Basreliefs Thorwaldsens, den Einzug Alexanders in Babylon nach gewonnener Schlacht vorstellend. Der besiegte Mazeo empfängt den macedonischen Helden, dessen stolze Rosse die Siegesgöttin in der Biga leitet. Der Ausdruck der tapfern Griechen, der sich kühn unter ihnen bäumenden Pferde, und der Embleme des Triumphs, ist eben so charakteristisch gehalten, als die Unterwerfung der blumenstreuenden und Sühnaltäre errichtenden Ueberwundenen sprechend ausgedrückt. Man erkennt die babylonischen Senatoren, die das Lob der Könige sangen, und die Chaldäer, die den Lauf der Gestirne deuteten, und die schöne Beschreibung im Curtius trat lebhaft aus den Knabenjahren vor meine Seele. Der Palamedes ist wie alles von Canova's Meisterhand vollendet gearbeitet, doch finde ich an dieser Statue, was sich so oft beim Anblick seiner Werke aufdringt, Mangel an bestimmtem Charakter. Der Palamedes ist zu unmännlich, seine Formen öfter in die des Weibes streifend. Eine antike Andromeda, an den Felsen gebunden, ist unstreitig das beste hier befindliche Werk der Sculptur. La bella Gioconda von Leonardo da Vinci, und das kleine, aber vortreffliche Bild von Rubens, die Abnahme vom Kreuz, sind die schönsten Bilder. Doch hat die neuere Schule hier Ausgezeichnetes geliefert. — Wir nahmen im benachbarten vortrefflichen Gasthof der Cadenabbia ein vergnügtes Mittagmahl ein, und wenn ich jemanden einen angenehmen Aufenthalt rathen soll, so wäre es

hier oder in Bellaggio bei den lieben, braven und billigen Wirthsleuten. Wie wohl wird einem wieder in solchen Gasthöfen! Nach Tisch kam das Dampfschiff vom andern Ende des Sees zurück und nahm uns wieder auf. Unsere Hinfahrt war wo möglich noch reizender, wie die Heimfahrt; als wir uns aber auf der Höhe der bereits durch den jüngern Plinius wegen ihrer mysteriösen, lieblichen Lage besungene Villa Pliniana befanden, verfinsterte sich der Himmel, und nun bot der See mit den stets schwärzer sich färbenden Bergen ein düsterprächtiges Schauspiel, welches durch das heftig losbrechende Gewitter noch unendlich erhöht wurde. Wir waren unter Zelt auf dem Verdeck, und der Reiz dieses Bilds wurde noch dadurch vermehrt, daß kein Regen fiel. Die ganze Landschaft lag in feurigen Zuckungen der stets heller werdenden Blitzstrahle, und magisch beleuchtet stand die Villa Denzi vor uns, als ich mich hier aussetzen ließ, um bei der edlen Besitzerin, Mad. Pasta, einige Tage zu verweilen — Tage, die sich an die glücklichsten meines Lebens reihen. Was wäre die Welt, was das Leben, wenn alle Frauen mit solcher Anmuth, mit solchem Liebreiz begabt wären, wie diese Königinnen des Gesanges, die unsterbliche Catalani und die antikgroße Pasta!

Rom.

Nichts Unangenehmeres kann es in Italien für Reisende geben, als die Passage der Apenninen in einem strengen Winter. Die Italiener sind mit dem Eise so wenig vertraut, daß sie sich auf den glatten Straßen gar nicht zu helfen wissen, und das Geschrei, welches man ohnehin immer von den Postillonen hören muß, steigert sich bei Gefahren und Hindernissen oft zum Unerträglichen. Ich fand schon Loretto mit Schnee umgeben, und die Santa Casa, diese stille Wohnung der himmlischen Jungfrau, welche nach dem unglücklichen Kreuzzuge des heiligen Ludwig aus dem gelobten Lande in mehreren Reprisen über Meer und Dalmatien von den hiezu detachirten Engeln nach ihrem hohen Asyle zu Loretto getragen wurde, mußte gewiß Manches durch ihre rauhen Gebirgsnachbarn erdulden, bis Michel Angelo sie mit einer schützenden Kirche und einem passenden Hofraum umfaßte. Was nun jeder auch von der schönen Mythe denken mag, so wird doch niemand diesen ernsten und ersten christlichen Wallfahrtsort ohne heilige Schauer und Andacht betreten, und Bramante's carrarische Marmorhalle, die herrlichen Statuen der Propheten mit den römischen Sibyllen, die wundervollen Reliefs der größten Meister Italiens, die Pracht goldner Gefäße und endlich das von Jahrhunderten geschwärzte Bild der geretteten

Maria, geben reichen Stoff zu so vielen, in so kleinem Raume zusammengedrängten Erinnerungen, wenn gleich der Reichthum dieser interessanten Capelle, jene auf fünfzehn Millionen geschätzten Kostbarkeiten, als Opfer der französischen Revolution, aber nicht in die Hände der eindringenden Sieger, sondern in die sorgende Obhut des päpstlichen Schatzes gewandert sind, und die verminderte Religionsschwärmerei unserer Zeit weder in den kostbaren Spenden des frommen Königs von Sachsen, noch durch die herrlichen Perlen der Vicekönigin von Italien, je ein genügendes Surrogat für die früher hier aufgespeicherten Tribute des christlichen Europa's bieten konnten. Allein die Hauptzierden dieses Wundertempels sind glücklich den vandalischen Sansculottes und der rettenden päpstlichen Fürsorge entgangen, und noch sitzt der fünfte Sixtus segnend auf seinem Marmorstuhle, noch springt die heilspendende Quelle aus dem schönen Bassin, noch wandelt das rechtgläubige Volk durch Lombardi's herrliche eherne Himmelspforte zu seiner hehren Jungfrau mit dem Gotteskinde, und noch rutschen die Zerknirschten auf den carrarischen, das Sanctuarium umgebenden Stufen nach Hülfe ringend umher, ohne sie bis jetzt ganz durchgerutscht zu haben. Der Besuch dieser Miniaturbasilika wird durch eine Legion der unverschämtesten Bettler verbittert, die gleich Muskitos sich schaarenweise auf die Fremden setzen, und die traurigen Folgen des Krummstabregiments in den scheußlichsten Gestalten vor Augen bringen. Wir mußten uns förmlich kämpfend in den Wagen zurückziehen, und erhielten anstatt des gehofften

Segens eine Menge Maledictionen nachgeschickt, weil wir immer noch nicht genug gespendet hatten.

Wie schön muß dieser Weg nach Rom im Sommer seyn, da er selbst als Winterlandschaft so reizend erscheint! Der herrliche Aquäduct und kühn über Felsen hängende, die Thäler beherrschende Ricamata sind schöne Bilder, aber bei Tolentino beginnen die vierzig Miglien breiten Apenninen, die eben so arm an Subsistenzmitteln, als steril in Vegetation sind. Wir boten Alles auf, um sie den Tag über zu passiren, allein es gelang nicht ohne große Anstrengung. In Foligno glaubten wir mit dem eigentlichen Gebirge das Schlimmste überstanden zu haben, und da wir hier wenig Schnee und wärmere Luft fanden, wollten wir schon vom Winter Abschied nehmen, als wir uns durch neuen in der Nacht fallenden Schnee sehr unangenehm in unsern Hoffnungen betrogen sahen. Der Uebergang über den Berg Somma hinter Spoleto wurde sehr mühsam. Das herrliche, von römischen Villen wimmelnde Terni, und das so prachtvolle, auf Felsen über tiefen Schluchten hängende Narni, waren nebst den Ufern der ewig tobenden Riesencascade und der grandiosen Augustusbrücke, mit diesem winterlichen Kleide bedeckt, wodurch vielleicht die unbeschreiblich malerische Lage dieses von der Natur nicht zu solchen Umgebungen geschaffenen Ortes einen besondern Reiz erhielt. Die Straße schlängelt sich um ihn auf den äußersten Bergabhängen fort, indem sie meistens hochobenlaufend zwei furchtbare Präcipisse spaltet. So romantisch aber diese durch Oliven und zahllose, auf Ulmen

gepfropfte Weinrebenwälder sich hinziehende Kunststraße in schöner Jahreszeit sich bereisen mag, so kritisch wurde unsere Lage auf ihrem beeisten Boden. Wir mußten immer neben dem Wagen gehen, und ihn mit angebundenen Stricken zurückhalten, da er ewig gegen die Abgründe hinabglitt; und als am Ende noch die Sperrkette brach, bedurfte es aller unserer vereinigten Kräfte, um seinen Sturz in die Tiefen zu verhindern. Erst an der Tiberbrücke vor Borghetto hatten unsere Drangsale ein Ende. Hier wehte schon mildere Luft, kein Schnee war mehr zu sehen, und beim herrlichsten Mondschein zogen wir in das so überaus schön gelegene alte Veji ein, das die ganze Gegend und die päpstlichen Staatsgefangenen beherrscht. Wir verließen die alte Via Flaminia und fuhren über Napi, Baccono die Nacht durch fort. Mit den ersten Strahlen der Sonne rief der Postillon: Roma! und Alles stürzte aus dem Wagen, der auf einem Hügel still hielt. Unermeßlich, unübersehbar lag die Riesenstadt am grauen Horizonte mit ihren schöngewölbten Hügeln vor uns ausgebreitet, und in ruhiger Würde tauchte der Dom des heiligen Petrus, Michel Angelo's überirdisches Werk, aus dem Häusermeer auf, das tief unter seiner ungeheuern Kuppel sich ausbreitet, und mengte sich mit dem ihn umhüllenden Wolkenflor. Allein wie wenn die Sonne uns nur einen Augenblick dieses hehre Schauspiel vergönnt, so senkten sich auch die Wolken immer tiefer und tiefer, und als wir über die Brücke, wo der große Constantin seine größte Schlacht schlug, und durch die Porta del Popolo hineinfuhren,

fiel der Regen in Strömen. Und doch freuten wir uns des Regens, denn er zeigte uns, daß wir des starrenden Eises endlich ledig und in der wahren italienischen Zone waren. Wo ist aber die Stadt, die einen ähnlichen Eintritt darbietet, wie Rom. Das herrliche alte Thor, die prächtige Piazza del Popolo mit ihren Kirchen, Bäumen, Springbrunnen, von welcher sich drei Hauptstraßen in die Stadt ergießen, die lebhafte Babuina zur Linken, zur Rechten die Ripetta, dieser ewig rauschende Corso des gemeinen Römers, und mitten durch gerade bis zum Capitole der Tummelplatz der höchsten Lust auf Erden, der Corso, das Ziel aller Wünsche und Freuden, welche Millionen Menschen nach der ewigen Roma reisen macht, und keinen unbefriedigt entläßt. Links über die Höhen zieht sich die Passegiate, der schönste Spaziergang hin, und rechts fließt die gelbe Tiber, die das Größte erlebt und gesehen, was das Menschengeschlecht im Wechsel von Herrlichkeit und Vergänglichkeit aufzuweisen hat. Mit den erhabensten Gefühlen betrat ich diese heilige Stätte, in welcher sich das Weltgericht der Geschichte befindet. Wir zogen durch den langen schmalen Corso, über die Piazza Colonna mit ihren alten Palästen und der prachtvollen Antoniussäule, und fuhren durch die schönen korinthischen Säulen der Dogana ein, wo die Schwärmerei unserer Empfindungen durch die abermalige lästige Visitation und durch ein Heer von Facchini, die sich an uns klammerten, sogleich stark abgekühlt wurde. Wir retteten uns mit unserer Bagage in einen Miethwagen und suchten in der Nähe des spanischen Platzes,

der Universalherberge der Fremden, ein Unterkommen. Allein die Gasthöfe waren überfüllt, oder, wie durchgehends in Rom, zu schlecht, und ob wir gleich von der achttägigen Reise, während welcher wir nicht aus den Kleidern gekommen waren, sehr der Erholung bedurften, so machten wir uns doch auf, um eine Privatwohnung auszumitteln, was uns bald gelang. Zwei freundliche, zierliche römische Damen nahmen uns auf, und ein eleganter Salon mit zwei Schlafzimmern wurde sogleich bezogen, ein gewandter Cameriere angenommen, Kleider gewechselt, und nun ging's hinaus ohne Rast in die belebten Straßen. Der grelle Contrast zwischen der Freude in Rom zu seyn, und den Widerwärtigkeiten, welche Regenwetter und die Habsucht der ersten Hülfeleistenden bei jedem Betreten in einem unbekannten Orte hervorzurufen pflegen, drohte mir schon üble Laune zu geben, die ich aber um keinen Preis über mich kommen lassen wollte, denn nichts ist auf Reisen, besonders in Italien, von übleren Folgen, als eine Nicolai'sche Verstimmung, während man mit lachendem Munde die Menschen bald gewinnt, und nicht allein Verdruß, sondern auch Geld erspart. Mein Reise- und Zimmergefährte, der schwedische Genie-Oberst B..., secundirte mir redlich, und wir hatten schon gewonnenes Spiel, da wir uns vornahmen, unsern guten Humor durch nichts erschüttern zu lassen. An der lebendigen Gasttafel der Barcaccia fand ich die beiden Veteranen Wagner, den talentreichen Riedel und den Polyhistor Weisenburg, die mir auf meinen spätern römischen Kreuz- und Querfahrten als eben so belehrende,

wie liebenswürdige Führer dienten. Das Café Greco vervollständigte den Kreis meiner interessanten Bekanntschaften, und man führte mich nach eingenommenem vortrefflichem Kaffee in großem Cortége nach der Villa Malta, dieser reizenden Schöpfung des ersten europäischen Mäcen's, dieser Wiedergeburt der lieblichsten pompejischen Wohnung. Vacquai's Romeo und Julie entzückten uns Abends, und wie wir nach so langer Entbehrung aller Bequemlichkeit in den herrlichen italienischen Riesenbetten schliefen, bedarf keiner Versicherung. Mit den ersten Morgenstrahlen, welche die römische Sonne in unsere Gemächer sendete, traten wir unsern Marsch über den Ponte di St. Angelo, der zu Hadrians Mausoleum führt, in die Citta leontina an, und als wir auf den ersehnten Platz vor der Peterskirche kamen, riefen wir Beide voll Erstaunen: „das ist die Peterskirche?" In der That habe ich nie begreifen können, wie man so alle optische Täuschung gegen sich anwenden konnte, um eines der größten Bauwerke aller Zeiten kleiner als die Wirklichkeit erscheinen zu machen. Man glaubt beim Eintreten auf diesem Platz auf einem kleinen Raume sich zu befinden, und eine ganz gewöhnliche Kirche vor sich zu sehen. Ja selbst der große Obelisk erscheint klein. Je mehr man aber auf dem Platze fortschreitet, desto mehr muß man freilich erkennen, wie groß er ist, und desto mehr erstaunt man über das vorstehende Werk, dessen acht korinthische Façadesäulen sechzehn Fuß im Durchmesser haben, und wovon ein Pilaster eine ganze Kirche in Rom in sich aufnehmen kann, die zur Führung dieses Beweises

erbaut wurde. Indessen erscheint aber diese Façade nicht unbedingt schön. Das wahre Kennzeichen reiner Architektur bleibt ewig die edle Form, die stets schön bleibt, wenn sie auch aller Zierrath beraubt wird, und es dürfte dieser Effect sicherer hervorgebracht worden seyn, wenn die Säulen der Façade, wovon die vier mittlern halb, die zwei andern reculées attachées, die äußern aber ganz zurückgesetzt sind, einen Säulengang als Peristyl bildeten, wie es auch Michel Angelo's Plan nach dem Agrippinischen Pantheon gewesen seyn soll. Dieß ist nun hier ganz verfehlt, wozu noch ungeachtet der Riesendimensionen der ganzen Anlage die verschiedenartigen kleinen und großen Fenster, nebst dem zerstückelten Emplacement unangenehm ins Auge fallen. Wendet man sich um, so bietet der Platz freilich einen ganz andern Anblick, da man ihn von oben und in seiner ganzen Größe übersieht. Er wäre mit seinen herrlichen Fontainen und dem grandiosen Peristyl vierfacher Säulenreihen unstreitig eine der wundervollsten menschlichen Schöpfungen, wenn dieses Peristyl geschlossen wäre, oder eine breite würdige Straße von der Brücke St. Angelo nach diesem Wundertempel führte. Napoleon hatte den seiner großen Seele würdigen Plan gefaßt, die Simplonstraße durch den Arco di Trionfo gerade auf den Mailander Dom zu führen, und auch in Rom bereits Befehl gegeben, die Häuser, welche die beiden von der Engelsbrücke zur Peterskirche führenden Straßen trennen, anzukaufen und niederzureißen, obschon dieß nicht sechzig Millionen, wie in Mailand, gekostet haben würde. Kleine ordinäre Wohnhäuser mit

grünen Jalousien passen aber doch nicht dem ersten Dome der Christenheit gegenüber und an antike Säulengänge angelehnt, so wie auch besonders der Totaleindruck durch die überragende Lage des Vaticans von dem ziemlich steil ansteigenden Platz aus sehr geschwächt wird. Sieht man den Plan des ganzen Werkes, so glaubt man eine Zange abgebildet, deren Scheeren den Platz einfassen. Dabei steht von hier aus die Kuppel nicht hervor, welches die Wirkung noch mehr schmälert, die offenbar von keinem Standpunkt aus unbefriedigender ist, als auf dem Petersplatze selbst. Großartig sind die beiden Peristyle, welche durch einen Porticus in das Vestibule des Domes führen, und dieß ist Bernini's größte Arbeit. Es geht mit der Peterskirche wie mit allen Dingen, von denen man seine Erwartungen überspannt hat. Sieht man aber die einzelnen Theile, so wächst das Erstaunen über den gigantischen Maßstab, womit Alles angelegt ist. Hier auf diesem Platze, wo das Ungeheuer Nero in seinem Circus und Garten Tausende unglücklicher Christen hinschlachtete, hier, wo des edlen Petrus Leichnam ruht, erbaute Constantin einen Tempel zur Erinnerung an die christlichen Märtyrer. Eilf Jahrhunderte später begann Nicolaus V den jetzigen Prachtbau auf den Fundamenten der früheren Kirche. Der große Julius ließ durch Bramante dieses Riesenwerk mit mehr Ernst betreiben, unter Leo X verbreitete Raphael den göttlichen Hauch der in ihm wohnenden Poesie über diese Schöpfung, und nachdem man von Bramante's Plan abgegangen, und der Kirche die Form des griechischen an=

statt des lateinischen Kreuzes gegeben, bestimmte sich Sangallo abermals für das lateinische, und auf dieser Form führte der unsterbliche Michel Angelo seine Kuppel auf. Erst Buonarotti's Nachfolger führte das gigantische Werk ganz aus, das drei Jahrhunderte zur Vollendung bedurfte, über 47 Millionen Scudi kostete, und Europa den schönsten Dom, die blutigste Kirchenrevolution und die Reformation brachte. Das Vestibule ist außerordentlich groß. Fünf Thore von Bronze, die aber denen der Santa Casa von Loretto an Schönheit weit nachstehen, führen in das Innere des Heiligthums. Allein auch hier empfängt man beim ersten Eintreten nicht den erwarteten Eindruck. Es bedarf geraumer Zeit, um sich an diese Dimensionen zu gewöhnen, und man muß sich erst überzeugen, wie genau, ja wie mathematisch berechnet hier alle Proportionen gefaßt sind, um die wahre Größe der Kirche zu begreifen. Den besten Beweis geben die Figuren der Kuppel in Mosaikgrund, welche sechzig Fuß hoch sind, und von unten gewöhnliche Menschengröße zu haben scheinen. Allein selbst die Gegenstände in der Nähe verkleinert dieser ungeheure Raum, und die Marmorengel, welche die Weihwasserbecken tragen, erschienen mir beim Eintritte gleich Puppen, bis ich sie bei näherer Besichtigung von meiner Größe fand. In dieser Beobachtung aller Verhältnisse auf die Entfernungen berechnet, liegt der Grund, daß man die Kirche von gewöhnlicher Größe glaubt, und ich muß nochmals darauf zurückkommen, daß ich die Motive der großen Baumeister, die sie zur Verkleinerung ihres Werkes veranlaßt, mir nicht erklären

kann. Man sieht durch die Kuppel bis ins Kreuz, und könnte den Wiener Stephansthurm bequem unter sie stellen, da ihre Höhe 616 Palmen (eine Palme ist zwei Drittel pariser Fuß) beträgt. Die ganze Decke des Schiffes ist Goldgrund, und die vielen Altäre sind mit Marmor, Mosaiken und Goldbronze bedeckt. Prachtvoll ist der gerade unter der großen Kuppel ganz frei stehende, nach Osten gewendete Altar mit seinem majestätischen Baldachin von vergoldeter Bronze, den vier stolze Spiralsäulen tragen. Hier hat sich Bernini verewigt, und kein Religionscultus kann höhere Pracht entwickeln, als die große Ceremonienmesse, die der heilige Vater allein hier halten darf. Von diesem Altar an bis zur Santa Porta, dem Mittelthor, das nur bei den höchsten Veranlassungen für den Kirchenvater geöffnet wird, kann das Schiff allein den ganzen Mailänder Dom in sich aufnehmen. Auf Bramante's kühnen Pfeilern erhob Michel Angelo Agrippa's Panthéon. Eine doppelte Treppe führt vom Altare hinab zu der Confessione des heiligen Petrus, und über der Leiche dieses himmlischen Chorführers leuchtet ewig flammender Kerzenschein, und am Grabe kniet Canova's Pius. Von allen Schauern großer und tragischer Erinnerungen umgeben, steigt man weiter hinab in die vaticanische Gruft, die der große Constantin auf dem Grunde der alten Basilika aufführte, und hier ruhen die entseelten Päpste auf tausendjährigen Mosaiken und orientalischen Marmorbetten. Eine etwas ungewissere Version erhebt sich über den berühmten Stuhl Petri, welchen General Championnet, als er im Jahre 1799 mit seiner Di-

vision nach Rom kam, aufschneiden ließ, und auf dem man zu nicht geringer Betrübniß aller Gläubigen die arabischen Worte eingegraben fand: „Mahomet ist der Prophet, er ist der wahre Gott.“ In den Enthüllungen Pompeji's, welche dieser General eifrig betreiben ließ, haben sich weit erfreulichere Resultate ergeben. Wer vermag aber die Pracht der Denkmäler mit Worten zu beschreiben, die St. Peters Dom schmücken. Von der bezaubernden Statue der Gerechtigkeit, für welche ein Engländer wegen unerhörter Liebespein sich den Tod gab, und deren verführerische Nacktheit nun einen Bronzemantel erhielt, bis zu Buonarotti's Jugendschöpfung der herrlichen Madonna mit dem todten Kinde, Canova's knieendem Papste, seinem unerreichten Löwenpaar, und den Gräbern der unglücklichen Maria Stuart und Christine von Schweden, sehen wir hier ein Gräber-Museum von den erhabensten Schöpfungen der größten Sculptoren unserer Zeiten. Und endlich die drei herrlichen Galerien, die zur Sacristei führen, alles Schreinwerk von brasilischem Holze, alle Thüren von Alabaster und die Malereien des Muziano und Caralucci vollenden den Feentempel, den die Genien aus himmlischen Regionen zu uns herabgetragen zu haben scheinen. Tage, Wochen reichen nicht hin, alle die Wunder zu sehen und zu fassen, die von der frommen Christenheit hier aufgehäuft wurden. Allein nicht länger duldet es den entzückten Beschauer, die himmelanstrebenden Wölbungen des göttlichen Domes von unten zu beschauen, mächtig zieht es hinauf nach den Sternen, denen das Riesenwerk entgegenstrebt. Der Reisende sollte

immer bald die höchsten Punkte suchen, um eine noch unbekannte Stadt zu übersehen, denn nur dann faßt er das Ganze als Bild in die Seele auf, während unten in der Tiefe stets Alles verworren bleibt. Der Aufgang in der Peterskirche ist bequem, Alles schön und neu erhalten. Bereits auf dem Dache der Kirche selbst, wo man hinter der kolossalen Statue des Erlösers und seiner Apostel steht, genießt man eine entzückende Aussicht, und erkennt den Genius Buonarotti's bei Anlegung seines Gigantenwerkes, das er zwar dem Pantheon nachgebildet, es aber weit schlanker und erhabener geformt hat. Die ganze Größe der Kuppel wird aber erst begreiflich, wenn man auf die erste, innen um dieselbe herumlaufende geräumige Galerie tritt, wo die Mosaikbilder in erschreckender Höhe erscheinen, wo die von unten kleinen Kindern ähnlichen Engel zu Riesen werden, und wo ein Buchstabe der Inschrift größer als der größte Mann ist. Schon von hier übersieht man das mittelländische Meer, die Apenninen und die Landschaft weit nach Neapel hinab; hat man aber nun die Treppe der Kuppel selbst und ihre Krone erstiegen, und steht auf der obersten Galerie, so glaubt man ganz Italien gleich einer Landkarte vor sich ausgebreitet: Rom ist ein winziger Punkt, und das Menschengewirre in seinen Straßen gleicht einem Ameisenhaufen: Im ungemessenen Raum schweift das entfesselte Auge über die unendlichen Fernen hinaus, und wer Michel Angelo's Schöpfung kennen und anbeten will, der steige auf diese schwindelnde Höhe, die er, und sie ihn, den Göttern näher gerückt hat.

Ernst und feierlich breitet sich der würdige Nebenbuhler dieses Riesendomes, der Vatican, neben ihm aus, dieser Palastkoloß, den Constantin begann, wo Karl der Große die Krone empfing, an dessen Verschönerung, Erweiterung und Bereicherung alle Päpste arbeiteten, in welchem Bramante, Sangallo, Buonarotti, Raphael, Fontana, Bernini ihre edelsten Kräfte verschwendeten, und in dessen eilftausend Gemächern die reichste Sammlung der Welt an Büchern, Statuen, Gemälden und Marmoren aufgespeichert ist. Eine prachtvolle Treppe mit jonischen Säulen führt in die zwei berühmtesten Capellen der Christenheit, welche Sixtus IV und Paul III erbauten. Buonarotti's große Fresken in der Paulinischen Capelle, die Kreuzigung Petri und die Bekehrung Pauli, sind beide, besonders letzteres, durch Rauch und schlechtes Licht beinahe unkenntlich, und nur während der Ausstellung des Allerheiligsten unter dem vierzigstündigen Gebet in der Charwoche, durch große in diesem Zeitpunkte angebrachte Lichtmassen gehoben. Allein der Culminationspunkt der Kirchenwürde bleibt stets die Sixtinische Capelle, wo man den Papst selbst functioniren sieht und die beste Vocalmusik der Christenheit hören kann. Dem jüngsten Gerichte Buonarotti's kömmt an Kühnheit der Idee und Pracht der Ausführung vielleicht nichts gleich. Es bedeckt die ganze Wand dem Eingangsportale gegenüber, und wird leider zum Theil durch den Baldachin des Altars bedeckt. Christus sitzt seiner Mutter zur Seite, von Aposteln und Heiligen umgeben, in wahrhaft himmlischer Verklärung, und hält

Gericht. Ueber ihm tragen Engel die Insignien des Märtyrthums, unter ihm blasen sie mit Trompeten die Todten aus den Gräbern, welche sich öffnen und ihre Bürden verkörpert entlassen. Die Hülfe, welche die Engel den Seliggesprochenen leisten, und die Anstrengungen, womit die Dämonen die Verdammten in die Hölle zurückschleudern, sind unübertrefflich gedacht und gezeichnet. Feierlicher Ernst und die hohe Würde dieses Gottesurtheiles ist über das ganze Bild ausgegossen, alle diese unzähligen einzelnen Gruppen sind klar geordnet und verständlich, nirgends ist Verwirrung, überall Leben und kühne Bewegung vorherrschend. Der untere Grund dieses erstaunlichen Bildes besteht aus den in Schlamm und Feuerpfuhl sich wälzenden Verdammten, welche der unerbittliche Charon endlich in seiner Barke dem Tartarus zuschifft. Wenn auch diese stupende Fresco durch Lichterdunst und Feuchtigkeit sehr verdorben ist, so tritt doch die Macht der höchsten Kunstvollendung und Farbenpracht nach dreihundertjähriger Zerstörung noch siegreich hervor, und staunend beugt man sich vor dem Riesengenius, der dieses Gericht in drei Jahren, den Plafond mit der Schöpfung aber in zwanzig Monaten ohne alle Hülfe ganz allein vollenden konnte. — Die Bibliothek des Vaticans ist unstreitig die großartigste und glänzendste in Europa, nur scheinen die Bücher in ihr Nebensache, da man sie nicht sieht. In den Vorhallen sitzen die Interpretoren fremder Sprachen. Der Anblick des großen Saales ist überraschend. Dieser Riesensaal so wie seine beiden Seitenarme, wovon jeder vierhundert Fuß lang

ist, sind aufs reichste gemalt, und sieht man hier die meisten Plätze und Gebäude Roms, wie sie im sechzehnten Jahrhundert waren. Hier steht auch Michel Angelo's ursprünglicher Plan für die Peterskirche mit dem griechischen Kreuze, dem man wohl besser gethan hätte zu folgen, als dem Bramante's. Auf den unzählbaren eleganten Schränken, in denen zwanzigtausend Manuscripte und dreihunderttausend Bände aufgestellt sind, stehen die edelsten Vasen, und hier sieht man den berühmten griechischen Kalender mit den Bildern der Heiligen und den Festtagen in Allegorien auf Bein gemalt. Die Schränke in den Seitengalerien sind angefüllt mit christlichen Reminiscenzen, die man in den Katakomben gefunden, nebst Basreliefs aus der ersten christlichen Zeit und byzantinischen Schule. Kostbare Papyrusschriften aus den ersten Jahrhunderten sind hier aufgespannt, wie denn überhaupt diese Bibliothek die reichste an sorgfältig ausgewählten Handschriften ist. Schade, daß Napoleon niemals nach Rom kam und hier etwas aufräumen ließ; wir würden hier allein erfahren haben, was auf den Concilien vorging und wie es mit dem Urtexte der Bibel eigenthümlich aussieht. Der Bildercyclus, welcher die traurige Gefangenschaft des ehrwürdigen Pius VII vorstellt, läßt sich nicht ohne Rührung betrachten. Die übrigen Sammlungen von ägyptischen Bildern, Bronzeköpfen, Kameen, Alabasterbildern, griechischen und ägyptischen Instrumenten, dann Porphyrsäulen mit Basreliefs von einem Stücke aus der verdorbenen Zeit nach Constantin, verbreiten einen Glanz und eine Mannichfaltig-

keit über diese Bibliothek, welche wohl über die Gränzen ihrer Bestimmung weit hinausführt. Die Logen Raphaels befinden sich in einem Corridor des ersten Geschosses. Sie haben zwar durch Verwitterung viel gelitten, bevor sie durch Fenster geschlossen wurden; allein dessen ungeachtet erstaunt man über die Frische der Farben, die hohe Einfachheit und glänzende Ausführung, die um so mehr ins Auge fällt, wenn man aus dem anstoßenden Corridor tritt, der in späterer Zeit gemalt ist. Welche himmlische Erfindungsgabe spricht sich in diesen Cornischen mit den wunderlichen Figurinen, Masken, Thieren, Grotesken, Festons, Landschaften, Architekturen, so wie in der bis jetzt unerreichten Schönheit der Bibelbilder an den Plafonds der Arkaden aus. — Die Stanzen Raphaels befinden sich in vier Sälen. Constantins Schlacht am Ponte Molle begann Raphael mit Oel auf Gyps zu malen, konnte jedoch nur die beiden Seiten-Figuren der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit, wegen des ihn übereilenden Todes ausführen, worauf Giulio Romano das Oel wieder abnahm, und nun dieses Bild, wie Constantins Vision des Kreuzes am Himmel, so wunderschön in Fresco ausführte. Apoll mit der Geige im Parnaß von Raphael soll einen seiner Freunde, der sie sehr gut spielte, verewigen, wovon in der Galerie Sciarra das herrliche Bild hängt, daher alle diese Nachahmungen des geigenden Apolls, wofür sonst kein anderer Beweis zu führen, obschon dieser Gott eben so gut eine Violine als die Flöte hätte spielen können. Das schönste Bild Raphaels ist wohl die Schule von Athen, oder die Schule

der alten Philosophen. Plato und Aristoteles in hoher Würde, Sokrates vor Alcibiades, Pythagoras von seinen Schülern umringt, und Diogenes mit der Lampe, bilden ein tief eindringendes Ganzes. Französischer Sansculottismus machte aus diesen Kunsthallen ein Hospital, und an groben Nägeln, die in Raphaels göttliche Bilder getrieben wurden, hingen Jakobinermützen. Ein Papst, der hier wohnte, ging noch weiter im zelotischen Vandalismus, und wollte die Bilder abschaben lassen, weil ihre Wahrheit ihn beleidigte. — Zahllos ist aber die Sammlung plastischer Werke in dem Museum Chiaramonte nnd Pio Clementino, welche seit dem Jahre 1822 in ihrer jetzigen Ausstellung geöffnet sind. Der Anblick blendet das Auge, man bekommt bei ihrem ersten Betreten einen wahren Statuenrausch, und nirgends dürfte die goldene Regel, welche für alle großen Kunstsammlungen paßt, mehr zu empfehlen seyn, sich nur die vorzüglichsten Werke und zwar wo möglich selbst heraussuchen, diese dann durch öfteres Beschauen sich tief einzuprägen und treu fürs Leben in der Brust zu bewahren. Wer aber den Torso des Hercules, die Mediceische Minerva, den Meleager, Canova's Perseus, die Gruppe des Laokoon, den Antinous vom Belvedere, die liegende Ariadne, den Apoll von Belvedere und so viele andere Meisterstücke einmal gesehen, wird und kann sie nie mehr vergessen. Und welche Götterhallen dienen zur Aufbewahrung dieser Göttergestalten! Ueberall prachtvolle Arkaden, in denen zu beiden Seiten die Statuen stehen; überall Verschwendung der edelsten Marmore an Säulen und Fußböden.

Wo ist ein Parquet mit dem Mosaikboden in Michel Angelo's Sala rotonda, einer der größten Mosaikschöpfungen des Alterthumes, der in den Thermen zu Otricoli gefunden wurde, oder dem Saale des griechischen Kreuzes, und endlich mit der Haupttreppe des Museums, die zur Bibliothek führt, zu vergleichen, die Alles übertrifft, was uns in dieser Art vom Alterthum überliefert wurde, und die auf zwei und zwanzig Säulen von orientalischem Marmor ruht. Auffallend ist der Unterschied zwischen den neuern Statuen und denen des Alterthums. Die moderne Arbeit eines Canova ist unübertrefflich, allein man glaubt, die Leute seyen mehr zum Tanzen als zum Ringen und Fechten disponirt, so zierlich stehen sie vor uns. Beinahe überall fällt das Licht von oben ein, was nicht immer günstig wirkt, weil der Beschauer sich möglichst in gleicher Höhe mit der Beleuchtung befinden sollte. So viel ist gewiß, daß für den Kunstforscher ein Jahr täglicher Beschauung kaum hinreichen dürfte, um alle die hier aufgestellten plastischen Werke genau kennen zu lernen. Die Sammlung an Gemälden ist dagegen nicht so zahlreich im Vatican; allein was da ist, ist unübertroffen. Durch Camuccini wurden die größten Bilder wieder von ihrer Excursion nach dem Louvre zurückgebracht, wo sie sich niemals heimisch fühlten. In der berühmten Verklärung (transfiguratio) Christi ist die Schönheit der dem Himmel zuschwebenden Gestalten des Erlösers und der beiden Apostel, das wahrhaft überirdische Licht des sie aufnehmenden Strahlenglanzes, die reglose Betäubung und Blendung der unten

auf dem Berge anbetend liegenden Jünger, und die ganze tiefere Scene mit dem Besessenen, den diese nicht zu heilen vermochten, und der bei diesem überirdischen Anblick zum Gebrauche seiner Sinne zurückkehrt, mit einer solch erschütternden Wahrheit, Erhabenheit und Ausführung in den kleinsten Nüancen behandelt, daß diese Perle der neueren Malerkunst als Vorbild und Studium für alle Zeiten dienen muß. Die unzähligen Copien dieses Meisterwerkes zeigten längst, wie unerreichbar Raphaels Größe ist. Schade nur, daß die ohnehin starken Schatten dieses Bildes durch Zeit und Firniß zu dunkel zu werden drohen. Wie muß aber dieses Bild früher anzusehen gewesen seyn! Die Madonna von Foligno, die Krönung der Maria, die auch nicht ganz von Raphaels Hand scheint, die drei theologischen Tugenden, die Anunciation, die Anbetung der Magier, und die Präsentation im Tempel, sind alle Raphaels göttlichen Pinsels würdig, und doch möchte ich diese alle seiner heiligen Cäcilia in Bologna nachsetzen, ein Bild, das auf mich den unerlöschlichsten Eindruck gemacht, und dessen Erinnerung mich stets mit heiliger Rührung erfüllt. Wo findet man solche Schätze beisammen, denen sich Dominichino's heiliger Hieronymus und seine Traumauslegung, die unendlich zarte Maria von Perugino, Tizians von Heiligen umflossene Madonne und Perugino's Auferstehung, worin er seinen großen Schüler als schlafenden Soldaten, und Raphael seinen Meister in dem fliehenden Kriegsknecht darstellt, großartig und würdig anreihen. Besonders sehenswürdig im Vatican ist das

Studium der Mosaiken, einer Anstalt, welcher man alle die sich hier befindlichen Mosaikarbeiten und die Anweisung in ihrer Fertigkeit verdankt, und womit eine Sammlung von zehntausend Schmelzgattungen verbunden ist. Der Streit über die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit, die man jetzt ziemlich allgemein für die Hochzeit des Peleus und der Thetis annimmt, ist noch nicht ganz entschieden. Längst hat sie aber ihren Ruhm als schönstes Bild des Alterthums durch die Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum verloren, obgleich sie stets als das vortrefflichste in Rom befindliche Werk dieser Gattung anzusehen ist. Der Vatican ist von ausgedehnten Gärten und hohen Mauern umgeben, sein schönster Theil ist aber das nach der Stadt zu offene Viereck, in dessen drei Etagen sich die berühmten Logen oder offenen Arkaden befinden, von denen man eine bezaubernde Aussicht über Rom, das so reizende Gebirge und seine herrlichen Ortschaften genießt. Mit Sehnsucht sieht man nach diesen dunkelblauen, schöngeformten und magisch beleuchteten Bergen hinüber, die in unzerstörbarer Schönheit die ewige Stadt umschließen, und die in ihrem ewig frischen Grün jedem Wechsel der Zeiten, des Wetters und Klima's trotzen.

Von der Bewunderung der innern Pracht, welche der Vatican und die Peterskirche in sich fassen, wendet man sich gern zu ihrer Beschauung von außen, und von wo könnte man ihren Anblick schöner genießen, als von den Höhen der Villa Borghese. Alles stand bereits in üppiger Frühlingsblüthe, und auf den hohen Terrassen dieses herrlichen, großen, mit Canova's Meisterwerken

geschmückten Landgutes breitete sich vor unsern trunkenen Augen die ganze grünende jenseitige Hügelkette aus, und von hier erst erkannten wir den kolossalen Umfang des Vaticans und die Pracht und Majestät des Peterdomes. Ich weiß nicht, lag es in meiner gereizten Phantasie, oder ist wirklich eine höhere Kraft in der römischen Sonne, aber Alles erschien mir klarer, reiner, durchsichtiger, und das Blau dieses südlichen Himmels erfüllte meine Brust mit unendlicher Ruhe und Beglückung. Was zahlten wohl die Engländer für diese Sonne, wenn sie nur zwei Monate im Jahre so strahlend ihre Nebel und Kohlendämpfe durchdränge? Nur Ein ängstliches Gefühl überschleicht bei diesem erhabenen Anblicke die Seele des Fremden — wie man all das Unendliche, was da unten ausgebreitet liegt, noch sehen und kennen lernen kann, und dieser Gedanke wird beinahe peinlich, wenn das Auge über die lauten Räume des lebendigen Roms in die Gräberstadt hinüberschweift, und sich in ihren Thürmen, Palasträumen und Mausoleen verliert. Obgleich die römischen Villen, in ihren altitalienischen, geschmackvollen Gartenanlagen meistens übereinstimmend, nebst den englischen Parks zu den reizendsten Sommeraufenthalten der Welt zu zählen sind, so überbieten sie diese geschmackreichen Nebenbuhler doch größtentheils an Mannichfaltigkeit des Terrains, durch die so wunderbare malerische Form ihrer Hügel, und besonders dadurch, daß jede von ihnen einen eigenen Charakter trägt und jede ihren eigenthümlichen Reiz besitzt, während die englischen Parks so ziemlich auf gleicher Basis angelegt sind. Der Monte

Pincio ist aber unstreitig der schönste Spaziergang um Rom und wird daher der angränzenden Passeggiata besonders im heißen Sommer vorgezogen. Die seinen höchsten Theil umfassende Villa Borghese steht mit ihren fünf Miglien großen, dicht belaubten Spaziergängen stets dem Publicum offen, welches im Herbste dort seine Feste feiert, und unerreichbar schön sind die Pinien- und Cypressengehölze, durch welche die breiten Straßen in tausend Windungen hinziehen. Leider war der alte Fürst Borghese, Napoleons Schwager und einer der reichsten Privatmänner, durch Zerwürfnisse aus früherer Jugend mit der im Punkte der Moral etwas zu ängstlich zimperlichen römischen Polizei veranlaßt worden, Rom auf immer zu verlassen. Allein ungeachtet er damals die schönsten Kunstwerke, unter andern den Fechter und den Hermaphroditen um zwölf Millionen an Napoleon verkaufte, so findet man hier doch immer noch eine der schönsten Sammlungen Roms, und ihre Aufstellung dürfte zu den sinnigsten und geschmackvollsten gehören. Ein Hauptfehler des berühmten Nibby bleibt es, daß er dieser Sammlung in seinem Fremdenführer gar nicht erwähnte. Nicht fern von San Onofrio, dieser kleinen, an herrlichen Fresken und durch Leonardo's selbst in der Zerstörung noch so göttliche Madonnen reichen Kirche, wo die große Eiche des hieher verbannten unsterblichen Sängers der Gerusalemme sein Grab anzeigt, vor dessen Stufen ganz Rom ausgebreitet liegt, steht die niedliche Villa Lante mit Guilio Romano's Fresken, und Canova's Basreliefs, seinem kleinen Garten und dem netten Häuschen, das

in der Größe des Knopfes der Peterskuppel aufgeführt ist, von dem man aber eine entzückende Aussicht über das Tiberthal, Rom und das Gebirge genießt. Und die Farnesina, diese herrliche Villa des Königs von Neapel, diente dem unsterblichen Raphael zum Aufenthalt und trägt noch jetzt den glänzendsten Stempel des erhabensten Genius. Der Saal beim Eintritte stellt an der Decke die ganze schöne Fabel von Amor und Psyche vor, in zwei Bildern von Raphael und seinen Schülern gemalt. Venus, wie sie den Amor in der Versammlung der Götter anklagt, Psyche, wie sie ihre Hochzeit mit Amor im Olymp feiert. Die meisterhaft vertheilten und ausgeführten Bilder in der Cornische, die Allegorien der Mythe, dann Galathee, von Delphinen auf der Meermuschel gezogen, alle diese herrlichen Bilder sind über alle Beschreibung erhaben. Die Farben sind in Liebe und Wollust getaucht, und die himmlische Fornarina, welche diesen paradiesischen Wohnort mit Raphael getheilt, tritt uns stets und in den üppigsten Bildern des glühenden Jünglings entgegen. Eine überraschende Erscheinung bietet sich in der freundlichen Villa Massimi dar. Ihre drei Säle ebener Erde dienten vor einigen Jahren zum ersten Versuch der wiederaufgelebten Kunst in Fresco zu malen. Der Veteran Koch malte das Paradies und die Hölle Dante's, besonders letzte mit jugendlicher Kraft und Frische. Schnorr, welcher dieser Arbeit seinen Ruf in das deutsche Athen verdankt, wählte sein Thema aus dem Ariost. Allein Orlando ist schwach ausgedrückt, die Proportion mehrfach verfehlt, die Eintheilung der Supor=

te's beinahe ärmlich, und nur Einzelnes vorzüglich. Auch hat seine Arbeit, besonders die Höhle und die Taufe, sehr durch Feuchtigkeit gelitten, und die Farben sind verblaßt. Unstreitig die beste dieser Fresken ist aus Tasso von Overbeck, besonders die Vorbereitung zur Belagerung Jerusalems mit dem sitzenden Gottfried. Das Bild eines Knaben, der im Vorgrunde zimmert, ist vortrefflich, wie überhaupt das Ganze tiefes Auffassen der Natur beurkundet. Ganz schlecht ist die Arbeit in demselben Saale von einem Böhmen, Namens Fücher. Seine Todten sehen gar zu possirlich aus, und seine Pferde gleichen hölzernen Voltigirrossen. Alle diese Versuche haben bewiesen, wie weit wir noch von der wahren Frescomalerei der Alten entfernt sind. Raphael hat uns vor dreihundert Jahren gezeigt, daß unsere neuen Frescomaler, wenn man sie so nennen darf, sehr irrig behaupten, daß man nur flach auf Mauer malen kann, denn eines seiner schönsten Werke, die Sibyllen in St. Maria della Pace, ist über den Bogen der Capelle gemalt, und die Formen sind rund, erhaben und frisch wie von heute. Die große Villa Pamfili Doria, bei welcher der Palast Corsini, die Residenz der bekehrten Christine von Schweden, liegt, wetteifert durch ihre herrlichen, von den reichsten Bogengängen und Alleen durchschnittenen Fluren, durch ihre Cascaden und Bassins, mit der wundervollen Villa Albani und der so schwer zugänglichen mysteriösen Villa Ludovici. Majestätische Pinien, welche Roms Horizont von dieser Seite begränzen, erheben ihre kühnen Wipfel über dieser üppigen Villa, in welcher man zahl-

reiche Ueberreste von Katakomben mit wohlerhaltenen gemauerten Gräbern und Aschenurnen gefunden, und von deren hoher Terrasse der Blick ungefesselt bis zum Meere schweift. Die Villa Medicis aber ist doppelt anziehend durch ihre Lage und ihre Bestimmung. Von ihren Fenstern übersieht man ganz Rom, schon Raphael wußte diesen schönen Aufenthalt zu würdigen, und hinten im Garten steht noch sein kleines Häuschen, worin er seiner Muße und seiner Liebe lebte. Man kann auf dieser schönen Höhe die südliche Luft nicht sattsam einathmen, und Rosen, Narzissen, Oliven und Maulbeerbäume umranken die freundliche palaståhnliche Villa, den Aufenthalt der französischen Malerakademie, und das einzige Institut dieser Art in Rom. Die französische Regierung schickt junge talentvolle Maler in diese Anstalt, die fünf Jahre dort verweilen und jedes Jahr hundert Louisd'or beziehen und dabei das Material, Wohnung und Bedienung frei, und nur die Kost zu bezahlen haben, welche sie aber in der Pension nehmen müssen. Man schickt übrigens meistens schon bejahrte Künstler, welche die Verwaltung dieser Anstalt nach verjährten, für unsere Sitte und Zeiten nicht mehr passenden Vorschriften sehr schwierig machten, worüber schon Horace Vernet als Director sehr übel zu sprechen war. Ich glaube nicht, daß Pensionen solcher Art in der Künstlerwelt große Früchte tragen, und wirklich haben wir auch noch keine auffallenden Resultate davon gesehen. Freiheit gebührt dem Künstler vor Allem, kein militärisches Reglement, welches ihn von der besten

Arbeit zur Tafel ruft. Unterstützung gehört ihm, wenn er Talent und Fleiß zeigt, und gute Bezahlung, wenn er Gutes leistet. Dieß ermuntert mehr, als Dotationen und Pensionen, Sinecuranstalten, die mehr zur Indolenz führen, als zur Ausbildung. So hat der römische Kunstverein viele Gegner und Hindernisse gefunden, weil hier kein Centralpunkt für die Künstler denkbar, und ihre Matadore keiner Zubuße von Celebrität bedürfen, welche Kunstausstellungen bezwecken sollen. Es gibt in Rom keine Kunstkritik, und das Journalunwesen ist hier glücklicher Weise fremd; dessen ungeachtet übt die öffentliche Meinung vielleicht nirgends mehr ihr Recht als hier, und dieß um so mehr, als sie von der großen Künstlerverzweigung aller Nationen, nämlich den Einsichtvollsten und Erfahrenen ausgeht, und äußerst selten den häßlichen Parteicharakter annimmt, womit die angesehensten Künstler anderer Länder nur zu häufig ihren Namen, die wahre Kunst, und die gute Sache herabwürdigen. Wenn man mit den Schaaren des Publicums durch unsere jährlich sich mehrenden Kunstausstellungen zieht, so könnte man oft wünschen, daß die Kritik, welche am andern Tage gedruckt zu lesen seyn wird, lieber gleich verkündet würde, damit man doch ein zusammenhängendes Urtheil zu hören bekäme. Ganz anders verhält es sich in Rom, wo sich eine außerordentliche Theilnahme für diese neue Anstalt ausspricht, und man muß eine Zeitlang den Bemerkungen der Besuchenden zuhören, um zu bemessen, wie sich hier das Urtheil bildet, ja wie es in der einzelnen Kunstbildung und

Individualität bereits gegründet ist. Scharfsinn, feiner Tact und geläuterter Geschmack leuchten fast aus jedem Urtheil hervor, das jedoch in Rom nur mündlich zu hören ist, und deßhalb auch längerer Zeit bedarf, bis es in die ganze oder allgemeine Meinung übergeht, worin es sich dann unumstößlich feststellt. Eine Dictatur der Kritik, diese bequeme Eselsbrücke für Nichtkenner, sucht man daher in Rom vergebens. Wo sollte diese Quelle des Haders aber auch Ursprung und Gedeihen finden in der großen Republik der Künstler, die Alle Freiheit und Vorwärtsstreben athmen, und keine Autorität anerkennen, als den überragenden Genius. Und dennoch finden sich an dieser Riesenstätte der freiesten Kunstentwicklung noch gar viele Gebrechen, und der Irrthümer sind nicht wenige, die ungeachtet des zahllosen Besuches über Rom verbreitet sind. Die Mährchen, womit man jeden Fremden vollstopft, erfüllen mit solchen Phantasietäuschungen, daß er seinen eigenen Sinnen nicht vertrauen zu dürfen glaubt, wenn gleich die Wirklichkeit ihm ganz anders erscheint, als die Bilder, welche man ihm vorgehalten. So geschieht es, daß nur wenige verhallende Stimmen den vorgefaßten Urtheilen entgegen zu treten wagen, und daß Jeder schön zu finden glaubt, was man ihm als schön angekündigt hat. Wie wäre es auch sonst möglich, daß in einer mit Merkwürdigkeiten aller Art angefüllten Stadt sich die Meinungen der gebildetsten Fremden blindlings nach den hierländischen Antiquarien, besonders aber nach der wirklich entsetzlichen Autorität des Nibby regelten, wenn Jeder, der hieher

kommt, sein eigenes Criterium frei und ungebunden walten ließe, seine Meinung, wenn auch nicht Andern, doch sich selbst, über den Eindruck, welchen die Gegenstände auf ihn hervorgebracht, rücksichtslos ausspräche, und sich anstatt mit todten Handbüchern, mit lebendigen, freundlichen, theilnehmenden, denkenden Künstlern befreundete, deren es hier sehr viele gibt, und welche mit Aufopferung von Zeit und Geduld dem wahrhaft Wißbegierigen gerne die Hand in diesem Labyrinthe des Schönen und Erhabenen bieten. Wir würden dann eine gute Portion falscher Exaltation weniger verdauen müssen, und die Kenntniß Roms könnte durch offene Darlegung einzelner motivirter Ansichten nur gewinnen. Nur durch häufiges Irren gelangt man zur Wahrheit, darin liegt aber eben ein Gebrechen unserer Zeit, daß niemand irren will, und daß durch diese affectirte Perfectibilität die meisten Irrthümer eher verbreitet und erhalten werden. Leider muß man gestehen, daß viele in Rom lebende Künstler das Meiste dazu beitragen, den über diese Stadt herrschenden falschen Ansichten Nahrung zu geben. Die beengte Idee über Kunst im Allgemeinen, die blinde Nachbetung gewisser Schulen, Schulvorurtheile, oder angestaunter Autoritäten, zieht um unsere gegenwärtige Kunstjüngerwelt eine schwere Fessel, aus welcher Wenige sich loszuwinden, und die kaum die kräftigsten Geister zu zerbrechen wagen. Nennt man gleich Rom mit Recht die Republik der Kunst, so findet man doch einen tyrannischen Widerstand in vielen vorherrschenden Ansichten des Auslandes, wel-

chem die meisten hier arbeitenden Künstler angehören, weßhalb man durchaus nicht glauben kann, daß jeder der Eingebung seiner Ueberzeugung folge. Was den großen Geist Bernini's in Ketten schlug, war die Perückenzeit, in der er lebte, und nur die unbegränzte Freiheit, eine ganz unabhängige Stellung und Liebe und Vertrauen von Fürsten und Völkern gestattete dem Riesengenius eines Raphael und Buonarotti unbedingte Entwicklung ihrer Kraft. Man würde die großen Zeichnungsfehler, deren man die alten Meister anklagen darf, in unserer Zeit niemanden verzeihen, allein diese großen Menschen richteten ihre ganze Kraft auf geistige Darstellung, auf große Effecte, welche sie selbst durch unbedeutende Fehler zu erhöhen nicht verschmähten. Die Statue Apollo's hat einen Fuß länger als den andern, sie wäre aber sicherlich nicht so schön gestellt ohne diesen Fehler. Rubens gab einer Figur seiner Exorcismuspredigt in Wien zwei rechte Hände, wie gern vergißt man aber diesen Zeichnungsverstoß bei der Schönheit des Ganzen. Wir halten uns zu ängstlich an die Form, während die Alten sich mehr an die Idee und geistige Auffassung hielten. Kein Künstler konnte vielleicht der Antike entbehren, wie Michel Angelo, wir aber wollen nur den Vorbildern nachstreben. Die Alten gaben ihren Statuen und Bildern nicht den entstellenden Ausdruck der Leidenschaften, sondern erhielten stets die Schönheit in der veredelten menschlichen Figur vorherrschend. Die einzige Ausnahme, und diese noch durch Schmerz motivirt, ist Laokoon, während wir Phidias und Praxiteles stets

dem göttlichen Ideal folgen sehen. Jeder Genius trägt das Gepräge seiner Zeitansichten, und im Moses des Michelangelo spricht sich der gewaltige Gesetzgeber aus, wie er vom Sinai zornentflammt herabsteigt und seinem götzenopfernden Volke die Gesetztafeln entgegenschleudert, während Thorwaldsens Christus, mehr in Form als Geist erhaben, weich und kraftlos Segen spendet. Und verzeiht man Verstöße gegen Form nicht, wenn man weiß, daß Michel Angelo nur kleine Modelle formte und dann, seinem Genie vertrauend, kühn auf den Marmorblock einhieb, wo dann freilich Fehler sich nicht so leicht verhüten ließen, wie bei unsern Sculptoren, die jede Nüance in ihren Lehmmodellen mit Punkten bezeichnen, und mit dem Zirkel übertragen. Was wäre aber aus Raphael geworden, hätte er im reifern Alter, die Natur des Menschen erforschend, den Verstand mehr als wollüstige Schwärmerei vorherrschen lassen? was aus Schiller, hätte er mehr der Wahrheit als der Phantasie gehuldiget? Wie selten findet man aber Verstand und Naturwahrheit vereinigt, und wie hoch steht doch immer der Geist über der schönsten Form, wenn sie seiner ermangelt. Selbst wenn er die Wahrheit verletzt, beherrscht uns noch die gewaltige Macht des Genius, und läßt uns kleine Mängel übersehen, die der Abgang einer großen geistigen Idee uns so augenblicklich und störend ins Auge springen läßt. Die Oeffentlichkeit, womit hier Alles betrieben wird, und die sich bis in die allen Fremden stets offenen Ateliers der Künstlers erstreckt, dient besonders als Gegengewicht gegen alle einseitigen Urtheile. Sie bildet und

läutert den Geschmack, und die freie Besprechung so wie die unparteiische Erwägung einer großen Anzahl kunsterfahrner Männer stellen stets das sicherste und billigste Urtheil auf. Hier wird die Person nicht mit der Sache, der Künstler nicht mit seinem Werke vermengt. Langsam und besonnen geht diese Kritik; sie spricht nicht ab, bevor sie nicht reiflich geprüft, dann ist sie aber unerbittlich und unveränderlich. Begreiflich kann nicht jeder Künstler oder Kunstfreund auf der Höhe der Urtheilsfähigkeit stehen, die ihn ermächtigt, über fremde Arbeit entscheidend absprechen. Hier wie überall ist die Masse unsicher und befangen, und Mangel an Scharfsinn, wie Unfähigkeit mehrseitiger Auffassung, erzeugen manche schiefe, kränkende Beurtheilung, die nur zu häufig in Streit und Parteisache ausartet. Was aber in andern Ländern unvereinbare Schisma's und die unselige Tyrannei der einzelnen Schule hervorruft, das löst sich hier unter dem fast unsichtbaren, zum mindesten unfühlbaren Einflusse gerechter, billiger und einsichtsvoller Männer, unter der Aegide der erhabensten Vorbilder antiker Kunstvollendung, bald in ein mäßiges und das Individuum um so weniger verletzendes Urtheil auf, als jeder der Richter sich jeden Augenblick demselben Tribunal unterwerfen muß, und überdieß der Geschmack im Allgemeinen hier bereits zu fein ausgebildet, die Basis der Kunstansicht durch die in Ueberfülle vor Augen stehenden Vorbilder der größten Meister aller Zeiten zu sicher gestellt ist, um irgend einer Furcht vor andauernden Mißgriffen der Kritik Raum geben zu können. Von Anmaßung einer entscheidenden Autorität, von

Handhabung einer Kunstpolizei weiß man in Rom nichts, und der Stolz so manches in seinem Vaterlande zwar vielleicht mit Recht geschätzten, durch eitles Lobsprechen und Weihrauchspenden aber übermüthig gemachten Künstlers wird hier bald in die Schranken der jeden Kunstübenden zierenden Demuth und Bescheidenheit zurückgewiesen. Hieraus gehen zwei unberechenbare Vortheile hervor, welche vielleicht keine Stadt der Welt mit Rom theilt, und wogegen die unglückselige Kunstschreiberei anderer Länder so muthwillig ankämpft. Der junge Künstler wird nämlich weder durch absprechenden Tadel entmuthigt, noch durch überspanntes Lob verblendet. Er lernt hier bald, daß er auf die einmal fixirte öffentliche Stimme, wie auf den Richterspruch eines unparteiischen, unsichtbaren Tribunals vertrauen darf. Er findet in dieser Kritik Muth, Kraft und Belehrung, während die Recensionen so vieler unberufenen, leidenschaftlichen und nur zu häufig auch unwissenden Kunstrichter, namentlich im deutschen Lande, nur dazu dienen, das jugendliche Talent einzuschüchtern und an seinem Weiterkommen verzagen zu machen, oder es dahin führen, aller Kritik die Stirne zu bieten und sie zu mißachten, oder, was noch schlimmer ist, durch übertriebene Lobhudelei verleitet, sich über jedes Urtheil erhaben zu träumen und auf betretener falscher Bahn fortzuwandeln. Hierin liegt der Grund, weßhalb die in unseren deutschen Kunst- und Flugblättern enthaltenen zahllosen Kunstkritiken in Rom so wenig Anklang finden, und dieß ist die Ursache, daß Beurtheilungen über die anerkannt besserem Ziele

zustrebenden Künstler, wenn sie sich ja in diese Weltstadt verirren, in ihrem anmaßend absprechenden Tone keinen Beifall erlangen können. Was soll man in Rom dazu sagen, wenn ein vielverbreitetes Kunstblatt einen hier gebildeten, seiner schönen Anlagen wegen mit Recht anerkannten jungen Künstler wegen einiger gelungenen Köpfe zwischen Tizian und van Dyk stellt? Heißt dieß nicht, den kaum die hoffnungsreiche Bahn betretenden jungen Mann zurückschrecken, wenn er sich den Koryphäen der Kunst gleichgestellt sieht, die ihn kaum sein kühnster Gedanke jemals entfernt zu erreichen hoffen ließ? Und heißt es gut gethan, ein zwar nicht bestrittenes, aber kaum entfaltetes Talent der Welt als eine vollendete Kunsterscheinung darzustellen, welche nun unerbittlich die Werke des Anfängers nach dem gegebenen Maßstabe zu richten und, wenn sie ihm nicht entsprechend erscheinen, zu verwerfen das Recht zu haben glaubt? Und sollte auch der beste Wille dem auftauchenden Talente zu nützen, in solchen Beurtheilungen vorherrschen, schadet man dann nicht der Sache, wenn man sich derlei kühne Vergleichungen erlaubt, welche die ruhige Kunstkritik stets verschmähen sollte? Solche Mißgriffe können nun in Rom kaum vorkommen, weil man über die Kunst nicht schreibt, und weil ihre Beurtheilungen von unterrichteten Menschen ausgehen, welche es nicht wagen dürfen und wollen, durch persönliche oder sonstige Rücksichten ihren Ausspruch zu beflecken, oder das Freisinnige desselben modificiren zu lassen, da sie selbst jeden Augenblick sich in dem Falle befinden, sich der Beurtheilung der Beurtheil-

ten zu unterwerfen. Wie häufig vergessen kunstliebende Fürsten, einflußreiche Kunstvorstände, wie oft die Künstler selbst, die große, leider ewig fruchtlos gepredigte Wahrheit, daß die Kunst sich nur aus der Natur entfaltet, daß jene nie erfassen wird, wer diese nicht begriffen hat, und daß alle großen Meister sich nur nach ihr gebildet haben. Stünde diese Wahrheit stets lebendig vor der Erinnerung, so würden so viele Mißgriffe vermieden, besonders aber dem Uebelstande der Schulennachäffung gesteuert werden können. Friede soll in der Kunst und unter ihren Jüngern herrschen, und ohne Ruhe und Eintracht gedeiht ihre zarte Pflanze nimmermehr. Wozu das stete Befehden, wozu diese Usurpation einer Kunstherrschaft? Kann es gute Früchte tragen, wenn in unsern Hauptstädten die Kunstübenden in erbitterten Parteien sich zusammenrotten, sich auf den Tod bekriegen und als Banner ihrer Factionen die oft sehr tadelswerthen Werke ihrer Schulherren vor sich tragen? Kann es der wahren Kunstentwicklung frommen, wenn die doch stets einseitigen Werke einzelner Kunstdespoten den ewig neuen und großen Schöpfungen der Natur vorgesetzt und als Muster aufgeführt werden? Und ist es weise gethan, wenn kunstliebende Fürsten, denen es an Willen, Kraft und Intelligenz nicht gebricht, um die schöne Zeit ungebundener freier Kunstübung in ihren Ländern wieder heraufzuführen, diesen Sectengeist ruhig mit ansehen, begünstigen und unterstützen? In jeder andern menschlichen Thätigkeit mag diese Reibung vielleicht die Kraft vermehren, Nacheiferung und Ueberbietung hervorrufen; in der Kunst erzeugt sie Einseitigkeit,

falsches Beharren auf Vorurtheil, und Lähmung freier intensiver moralischer Entwicklung. Wie aber Deutschland auf den wissenschaftlichen Zeitengeist einen mächtigen Einfluß übt, so wird auch von ihm eine neue Aera für die Kunstwelt ausgehen, deren Grundstein Friede und Freiheit seyn muß. Und diese Sonnenstrahlen der Aufklärung werden auf die Kunstentfaltung der ganzen Welt ihre belebenden Kräfte aussprühen, von dort aus wird das schon durch sich selbst so hoch gestellte Rom einen neuen Impuls empfangen. Man begnügte sich bisher damit, junge Leute aus allen Ländern nach Rom zu senden, um auf classischem Boden ihre Anlagen zu entfalten, und gewiß war bisher kein Ort mehr zu dieser Entwicklung geeignet, als dieses Riesenmuseum der Kunst und Geschichte. Allein ganz verschieden behandelt man diesen Act mäcenischer Munificenz. Entweder sperrt man die Künstler in ein militärisch organisirtes Pensionat zusammen, und fordert jährliche Tribute ihrer Kunstleistungen, wie dieß in der französischen Akademie der Fall ist, oder man überläßt sie ohne alle Unterstützung ganz ihren eigenen Mitteln und Fähigkeiten, wie die Engländer, oder man sendet Jünglinge von entschiedenem Berufe mit so geringen Geldmitteln und auf so bedingte Zeiträume hieher, daß sie die wenigen Jahre ihres Aufenthaltes mehr mit Nahrungssorgen zubringen, als mit freier Pflege ihrer Fähigkeiten, und dieses ist der Fall bei den meisten hier lebenden Deutschen. Wenn ein jugendlich frisches Talent in der Heimath erkannt worden, warum spart und zaudert man, es in den Stand zu bringen, sich hier festzusetzen,

ohne der drückendsten Verlegenheit preisgegeben zu seyn. Weßhalb unterstützt man es mit einem doch stets unzureichenden Jahrgehalte, anstatt ihm die einzigen Unterstützungen zufließen zu lassen, welche ein stolzes sich selbst fühlendes Künstlerherz fordert, Anerkennung und würdige Bezahlung seiner Werke. Die Regierungen dürften sich nur die Arbeiten der jungen Künstler senden, sie gerecht prüfen, und dann ohne ängstliche Preisbestimmung anständig bezahlen lassen, und sie würden reichere Früchte ernten, als indem sie jährlich eine Anzahl besoldeter Pensionäre hierher schicken, ohne sich um ihre Producte zu bekümmern. Es bleibt ihnen ja stets unbenommen, wenn die Hoffnung zum Vorwärtsschreiten sich bei ihren Schützlingen nicht verwirklicht, sie zurückzurufen oder die Hand von ihnen abzuziehen. Dieser Weg, der sich abermals auf die individuelle Freiheit des Künstlers gründet, scheint mit Ermessen der Umstände als der einzige mit Erfolg einzuschlagende, und daß er, mit Consequenz durchgeführt, dem Staat geschickte, brauchbare Künstler liefert, haben wir bereits in einem für Kunstentwicklung allen andern vorangehenden deutschen Staate zur Genüge erkannt.

Die großen Meister, welche Roms Zierde sind, empfangen jeden Besuchenden in ihren Ateliers mit der äußersten Cordialität und Gastfreundschaft, und niemand wird diese großen Werkstätten der erhabensten Kunstschöpfungen ohne Bewunderung und Belehrung verlassen. Easlake, Thorwaldsen, Fogelberg, Overbeck, Reinhard, Koch, Wagner, Camuccini wetteifern mit den noch von ihrem liebenswürdigen Vorstand, Horace

Vernet, begeisterten Bewohnern der Villa Medici in Aufmerksamkeit gegen die Fremden, und hier in diesen wahren Kunsthallen studiere man die erstaunlichen Fortschritte, welche in unserer Zeit in Sculptur und Malerei gemacht werden, und hole sich den wahren Maßstab der Beurtheilung. Wie hoch steht Thorwaldsen, dieser Nestor der neuen Bildhauerei, in der Klarheit der Idee, der Einfachheit der Mittel und der edlen Verbindung der ewig wahren Natur mit dem Studium der classischen Antike. Sein Christus, welchen ich nebst den Aposteln in Copenhagen noch nicht aufgestellt fand, ist der Repräsentant der christlichen Milde und Versöhnung. Sein Hektor, Paris und Helena, Tag und Nacht, Anakreon, wie ihn Amor verwundet, Amor, wie er der entschlummerten Venus den Schönheitsbecher raubt, das so originelle Abendmahl, die herrliche Vase mit den Stufen des Menschenalters, die Johannispredigt, Poniatowski's kolossales Reiterbild in Warschau, der Engel mit dem Taufbecken, das in München aufgestellte Grabmal des Herzogs von Leuchtenberg, der Adonis für München, der herrliche Schäfer, der Ganymed, welcher dem Adler zu trinken reicht, die Venus mit dem Apfel, der auf dem Blocke sitzende Mercur, wie er den Argus tödtet, Amor mit den Grazien, Graf Potozki, Copernicus, die Hoffnung auf dem Grabe der Frau v. Humboldt, die schönen Basreliefs aus dem Leben Christi für den König von Bayern, und so unzählige andere Meisterwerke beweisen uns hinlänglich, daß Thorwaldsen seit seinem Jason und Perseus aus seiner Jugendzeit bis auf den

Alexanderzug und die grandiose Reiterstatue des großen bayerischen Kurfürsten rastlos an seinem Ruhme gearbeitet und sich längst die Palme der Unsterblichkeit errungen. In seinen fünf großen Arbeitssälen reiften der leider zu früh heimgegangene Schadow, Schwanthaler, Wolf, Bredow, Vogelsang und der geniale Rauch zur Meisterschaft heran. Thorwaldsen zieht den sogenannten Ordinario, den blaugefleckten carrarischen Marmor dem weißen Statuario vor, vermuthlich weil jener leichter in großen Stücken rein zu bekommen ist. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unsern an die Antike gewöhnten Augen diese graublaue Masse fremd erscheint, und es läßt sich von der Ergiebigkeit der neugeöffneten griechischen Marmorminen hoffen, daß auch das den großen Reigen der europäischen Sculptoren führende Atelier Thorwaldsens in Zukunft aus dieser nahe liegenden Quelle schöpfen werde, um die unendlichen Bestellungen, welche auf ihm lasten, in weißem Marmor zu befriedigen.

Rom hat mehrere Anstalten, die ihm ausschließlich eigenthümlich sind. Die propaganda fide hat den Zweck, Missionäre zur Verbreitung der christlichen Religion zu bilden, und wenn ihre Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nicht so loyal, wie die der englischen Bibelgesellschaften sind, so liegt dieß ganz natürlich in der verschiedenen Tendenz der katholischen Kirche überhaupt. Es werden hier stets sechszig bis siebenzig Zöglinge gebildet, und das Personal beläuft sich auf fast hundert Personen. Die Einrichtung ist von der höchsten Munificenz.

Die jüngern Alumnen haben gemeinschaftliche Schlafsäle, die ältern eigene Gemächer, wo überall Reinlichkeit vorherrscht und die Leute ein blühendes Aussehen haben. Man findet Menschen von allen Nationen, unter andern aus dreizehn orientalischen Ländern; nur keine Russen sah ich hier, und für die Chinesen mußte man ein Filial in Neapel errichten, da sie das hiesige Klima nicht ertragen konnten. Ein junger Araber, welchen Lady Morgan Hrn. v. Chateaubriand und dieser der Propaganda geschenkt, zeichnet sich durch starren Sinn und Widerspänstigkeit aus. Alle orientalischen Sprachen werden in dieser Anstalt gelehrt, und in der reichen Bibliothek befinden sich kostbare indische, chinesische, chaldäische Codexe, und unter andern Curiosa ein mexicanisches Bilderbuch aus der ersten Eroberung, welches noch niemand entziffert hat. Eine vortreffliche Presse druckt in achtundzwanzig Sprachen, allein die heilige Schrift wurde bisher nur lateinisch und arabisch verlegt, obgleich eine hebräische Ausgabe im Werk ist. Der Rector dieser vortrefflichen Anstalt, ein noch junger, äußerst liebenswürdiger Mann, Graf Reischach, empfing uns sehr gefällig. Er ist in sein Vaterland zurückgekehrt, um einem höhern Rufe seines Standes zu folgen. So wichtig die Propaganda früher war, so sehr hat sie durch die Richtung der Zeit und durch die größern Mittel der englischen Bibelpropagandas verloren, die jetzt sogar eine chinesische Ausgabe im Drucke haben, und wer die Stereotypen aller Sprachen bei Murray in London gesehen, kann auf die Wirkungen der päpstlichen Propaganda keine große Hoffnung mehr bauen.

Seit uralten Zeiten besteht in Rom la trinità dei pelegrini. Es gehört mit zu den interessantesten Erscheinungen, diese Pilgerschaaren, welche meistens in Kutten von braunem oder schwarzem Sommerzeuge, mit einfachem Gürtel, die Muschel auf der linken Schulter, aufgestülptem Hut und großem Wanderstab, unter den anmuthigsten, rührendsten Gesangweisen, welche zum Theil für diesen Zweck von großen Meistern componirt werden, und deren einfache, erhebende Melodie mehr erbaut, als manche pomphafte Kirchenmusik, wohlgemuth in die Thore Roms einziehen zu sehen, und man kann sich keine vortheilhaftere Tracht, besonders für die sich häufig dabei befindenden schönen Frauen und Mädchen denken, als dieses Pilgerkleid, gleich den glatten schimmernden Staubmänteln unserer Damen auf Reisen, mit der Muschel auf dem großen langen Filzhut, unter welchem die dichten Locken herrlich den freien Nacken umwallen. Man versäume nicht, der Speisung dieser Leute beizuwohnen, was um so interessanter ist, als man hier alle Zungen sprechen hört, und die Dialekte des treuherzigen Schwaben, des langsamen Andalusiers und des redseligen Gascogners sich friedlich vermengen. Es geschieht nicht selten, daß Personen, ja ganze Familien von höherm Stande sich diesen Pilgerwallfahrten anschließen. Die ersten Damen Roms bedienen die in einem höhern Stockwerk untergebrachten Pilgerinnen, welche in der Regel noch reichlich belohnt in die Heimath zurückkehren, da der Sinn für Wohlthun eine Hauptzierde des römischen Charakters ist.

Eine andere nicht zu übersehende Anstalt ist die Tiberina, eine Gesellschaft, welche sich zur Bildung der poetischen Redefähigkeit vereinigt hat, in welcher die Dichter Roms ihre neuesten Werke vorzulesen oder auch zu improvisiren pflegen. Diese versammelt sich am Charfreitage Nachts, wobei nur die Gegenstände der Leidensgeschichte gewählt werden dürfen. Man hört hier öfter vortreffliche Redner und geniale Improvisationen, welche durch die Feier dieses Tages einen besondern Reiz erhalten.

So schwer es mir fiel, so blieb ich doch meinem Vorsatze getreu, nicht in das alte Rom zu gehen, bevor ich nicht das neue ganz gesehen, allein oft kostete es mich grausamen Kampf, wenn ich auf die Höhen trat, welche die römische Gräberwelt überragen. Das jetzige Campidoglio steht auf den Trümmern des beinahe ganz verschwundenen alten Capitols, und ist von diesem ganz verschieden. Man nimmt an, daß da, wo jetzt die Kirche Araceli steht, früher der Tempel des Jupiter Capitolinus, der schönste Roms, gestanden, und daß die Burg (Arx) über dem tarpejischen Felsen und das Asylum und Tabularium, wo die Gesetztafeln aufbewahrt wurden, sich da befanden, wo jetzt der Palast des Senates und die schöne Reiterstatue Marc-Aurels stehen. Michelangelo stellte das Capitol und die herrliche zur Stadt hinabführende Treppe in der jetzigen Gestalt her, und hier scheidet sich die neue von der alten Stadt. Die großen Statuen des Castor und Pollux stehen nebst ihren Pferden denen vom Monte Cavallo weit nach, dagegen ist Marc Aurel die einzige Reiterstatue von

Bronze, welche sich aus der Römerzeit erhalten. So unbedeutend der Palast im Innern ist, so wichtig ist das Antikenmuseum im Seitenflügel und die Sammlungen von Inschriften auf Stein, von Terra cotta Arbeiten aus der Consular- und Kaiserzeit, die vortrefflichen Reliefs, den Zorn Achills gegen Agamemnon, als dieser ihm die Priseis nehmen will, und die Thaten des Hercules auf dem Sarkophage darstellend, die schönsten griechischen Vasen von Marmor und Bronze, die iliadische Tafel mit den Großthaten des trojanischen Krieges, das schönste Mosaikbild, die vier Tauben auf der Schale vorstellend, der berühmte Jupiter (della Valle), die unübertroffene Büstensammlung der Kaiser, der bogenspannende Amor, vermuthlich von Praxiteles, die sitzende Agrippina, Cäsars Mutter, wonach Canova die Lätitia gemacht, die Büsten aller großen Dichter und Philosophen des Alterthums, die griechischen Centauren, die Amazonenschlacht, der mit der Marke spielende Knabe, das Lieblingswerk Canova's, dann die Meisterschöpfung des sterbenden Fechters, die capitolinische Venus, die größer als die mediceische, besonders von der Rückseite bewundernswürdig ist und dieser zum Vorbild gedient zu haben scheint, der Faun des Praxiteles, die einzige Statue von Julius Cäsar in Rom, der von Michel Angelo restaurirte Löwe, wie er das Pferd zerreißt, die Büsten fremder berühmter Künstler, die in Rom lebten, wie: Poussin, Mengs, Angelica Kaufmann, Winckelmann, dann Fresken, unter denen sich der Kampf der Horatier und Curiatier auszeichnet,

die alte Löwin von Bronze, an deren Brüsten Romulus und Remus trinken, eines der besterhaltenen Werke des Alterthums, und die wunderliche Bronzestatue des Dornausziehers, nebst vielen herrlichen Bildern von Guido, Caracci, die Sibylla persica von Guercino, die Sibylla cumana von Dominichino, Michel Angelo's Bild von ihm selbst, der wunderschöne heilige Sebastian von Guido und vieles Herrliche von Tizian, Garafolo, Perugino, Paul Veronese, Salvator Rosa, Palma, bilden eine Sammlung, die eben so reich als gewählt ist. Schade, daß die Fragmente des Plans von Rom, welche im Tempel des Romulus auf der Via sacra gefunden und auf den Treppenwänden der Marsstatue gegenüber eingemauert wurden, nicht vollständig sind, sie würden manchen Streit über die alte Stadt entschieden haben. Anstatt der Inschriften der restaurirenden Päpste hätte man besser die Bedeutung der Statuen angeführt, wodurch die Besichtigung der Antiken für die Mehrzahl der Laien faßlicher wird. Leider ist die Beleuchtung im Capitol unvortheilhaft, und ich hatte früher andern Ortes Gypsabdrücke der hier enthaltenen Meisterwerke in weit besserm Lichte gesehen.

Großer Constantin, hättest du geahnet, welchem Schicksal du das herrliche Rom preisgabst, als du es verließest, um auf der Barbaren Strande eine neue Hauptstadt zu gründen, du würdest dieser Zierde aller Zeiten die Schmach erspart haben, von rohen Horden verwüstet, seiner Kunstschätze beraubt und in die Zahl gewöhnlicher Städte zurückgeworfen zu werden! Der Lateran, auf dessen ganz Rom beherrschenden Höhen

sich Constantin seine prachtvolle Burg erbaut, von wo die Päpste so lange die Welt regierten, stand sonst im Mittelpunkte Roms, während er jetzt hundert Schritte von dem nach Neapel führenden Thore St. Giovanni entfernt ist, durch welches Totila der Barbar sich durch Verrath den Weg in die Stadt bahnte. Von dem schönen Hügel, auf dem der Lateran steht, übersieht man die alten und neuen Mauern, das castrensische Amphitheater, in welchem imperatorischer Uebermuth Soldaten mit wilden Thieren zu kämpfen zwang, die schöne Basilica Santa Croce, welche Stücke vom Kreuze Christi bewahrt, und die Capelle der Helena, Constantins Mutter, die mit Erdreich des heiligen Grabes angefüllt ist, die Ruinen des Tempels der Venus und des Cupido, die Neronische Wasserleitung, welche in weite Fernen ihre majestätischen Bogen spannt, und sich hülfebringend in die Umgränzung der Weltstadt zieht, und endlich die herrlich sich hier entfaltende Gegend, das reizende Frascati, das classische Tusculum und in blauer Ferne das liebliche Tivoli, umgeben von den schönsten, von der Natur selten in solch kühnen Umrissen geschnittenen Bergen, mit dieser Zeichnung, mit dieser Färbung, im Abendhimmel Roms. Herrlich stieg die Sonne über diesen paradiesischen Horizont hinab, laut jauchzten die Vögel der erquickenden nach, und auch ich hätte der bewegten Brust durch lautes Freudengeschrei Raum machen können, so glücklich überströmte mich diese kräftig erwachte reiche Frühlingsluft und das unerreichbar vor mir ausgebreitete Bild.

Auf dem großen Platz vor dem Lateran steht der schönste Obelisk Roms. Er, so wie seine beiden ägyptischen Brüder, blieb lange Zeit unter dem verschütteten Circus Maximus begraben. Constantin baute sich hier die Capelle mit dem ungeheuren Taufbecken, worin er sich durch den Papst taufen ließ. Dieser Tempel ist von eleganter, achteckiger Form, und das christliche Taufbecken ist die Metamorphose einer antiken Basalturne, und sehr groß, da der Kaiser die Sache buchstäblich nahm und nackt in ihr saß. Das Innere ist äußerst reich und das Taufbecken von zwei Reihen Porphyr- und Marmorsäulen getragen. Besonders schön sind die Säulen in den Seitencapellen von Serpentin und orientalischem Alabaster. Hier werden am Charsamstage Juden, Türken und Heiden getauft, welche dafür Handgeld erhalten und später glauben können, was sie wollen. Die Basilika des Laterans ist die erste Kirche Roms. In ihr wurden zwölf Concilien gehalten, sie brannte im vierzehnten Jahrhundert ab und wurde in der jetzigen prächtigen Gestalt wieder aufgebaut. Der herrliche Porticus ist mit Arabesken bemalt, die Suffiten strotzen von Gold. Galilei erbaute die Façade, die weit mehr imponirt, als die der Peterskirche. Fünf Thore führen in den von vierundzwanzig Pilastern getragenen Porticus, unter dem die Statue Heinrichs IV steht. Die fünf Schiffe, aus denen die Kirche besteht, drücken sie etwas. Die Statuen der zwölf Apostel sind von den ersten Meistern jener Zeit und größtentheils vortrefflich. Die Capelle Corsini ist eine der reichsten

Roms, mit herrlichen Marmoren und Mosaiken. Die berühmte Porphyrurne, die früher im Pantheon stand, befindet sich hier, und im Hauptschiff steht über dem freien Altar auf vier Granitsäulen ein Tabernakel in gothischem Styl, worin die Häupter des Petrus und Paulus aufbewahrt werden, denen man glücklicherweise die Aechtheit nicht so leicht streitig machen kann, wie dem Stuhl Petri in seinem Dom. Das Sanctissimum ist bedeckt mit ächten Steinen und von vier sehr hohen, vergoldeten Spiralbronzesäulen umgeben, welches einen äußerst imposanten Anblick gewährt. Das kostbare Nachtmahl der Apostel von Silber haben die Franzosen behalten. Und hier sind die zwei schönsten, vierzig Palmen hohen Säulen von orientalischem gelbem Marmor, die vielleicht in der Welt existiren. Dieser prächtigen Kirche gegenüber ist die Scala santa, welche in dem Triclinium sich befindet, das früher einen Theil des Laterans bildete und allein von dem großen Brande verschont geblieben ist. Die mittlere von fünf großen Treppen besteht aus achtundzwanzig Marmorstufen, und wurde aus Pilatus Palast nach Rom gebracht. Auf ihr war das Blut des Erlösers geflossen, und kein Gläubiger darf sie anders als auf den Knieen ersteigen. Dieser heilige Rutschberg wird sehr häufig benützt, man sieht ihn fast nie leer, so zwar, daß man sich genöthigt sah, um den Marmor zu retten, von Zeit zu Zeit bretterne Ueberlager zu machen. In der obern Capelle, zu welcher man sich so beschwerlich durchrutschen muß, befinden sich die allerkostbarsten Reliquien, deßhalb der Name:

Sancta Sanctorum. Der schöne Wiesplatz, welcher den Lateran umschließt, umfaßt eines der schönsten Bilder der alten Welt. Hr. Belucceti, der ehrwürdige, aufgeklärte, geistreiche Canonicus des Laterans, hatte die Gewogenheit, uns Alles selbst zu zeigen, und beschenkte uns noch mit einem Plan dieser merkwürdigen Kirche.

Zwischen dem Quirinal und dem Capitol liegt am Fuße des Berges das Forum Trajanum mit der herrlichen Trajanischen Säule. Es übertraf alles Uebrige der römischen Baukunst durch architektonische Schönheit, Geschmack, Regelmäßigkeit und Pracht. Trajan ließ den Berg, der so hoch wie jetzt die Säule war, abtragen, und von diesem Werk ist nichts auf unsere Zeit übergegangen, als die Säule selbst, nebst dem sie einschließenden Hofraum, welcher noch jetzt mit herrlichen Granitstücken auf Marmorsockeln angefüllt ist. Hier sieht man genau, wie viel höher das jetzige Rom gegen das alte liegt, da man auf zehn Stufen in das Forum hinabsteigt und die Piedestals noch zudem tief in der Erde stecken. Die Basreliefs, welche sich um die Säule winden, verewigen die Siege der römischen Legionen über die Deutschen und Dacier, und sind nebst den Grundpfeilern die schönsten Arbeiten der Steinschneidekunst in Rom. Man zählt allein 2500 menschliche Figuren; Pferde, Waffen, Maschinen, Trophäen und unzähliges Anderes gar nicht zu rechnen. Raphael, Giulio Romano, Caravaggio haben diese Basreliefs studirt und als Vorbilder benützt. Die Säule ist dorisch und aus vierunddreißig Marmorblöcken

zusammengesetzt. Eine Schneckenstiege führt auf 185 Stufen im Innern hinauf, daher der Beiname Coclide. Die schöne Statue Trajans von vergoldeter Bronze mußte dem heiligen Petrus Platz machen. Der vielzackige Berg, auf welchem der schöne päpstliche Palast Quirinale steht, wird gewöhnlich Monte Cavallo genannt, nach den kolossalen Pferden, welche seinen Hauptplatz zieren. Diese haben eben so kolossale Männer neben sich stehen, welche die sich bäumenden Rosse bändigen, und sind die Meisterschöpfungen des Phidias und Praxiteles. Die hohen Figuren stellen vermuthlich Castor und Pollux vor, und sind erstaunenswürdig durch Vollendung des Verhältnisses und Reinheit des Styls. — Die schöne Fontana di Trevi bezieht ihr jungfräuliches Wasser gleich den Thermen des Agrippa hinter dem Pantheon, acht Miglien von Rom entfernt. Ihr Lauf ist beinahe ganz unterirdisch und kommt aus der Nachbarschaft von Tivoli. Die Statuen und Reliefs, welche diese Quelle schmücken, sind von Marmor.

Das schönste und älteste Monument Roms ist das Pantheon. Es wurde sechsundzwanzig Jahre vor unserer Zeitrechnung von Agrippa erbaut. Die runde Form, in der es erbaut ist, die schöne Kuppel mit dem Lichte von oben, der unübertroffene Porticus mit der Fronte von acht mächtigen korinthischen Säulen und Nebencolonnen, die Riesenflügelthüren von Bronze geben eines der vollständigsten Bilder der erhabensten Architektur, und ob man gleich diesen herrlichen, jetzt Rotonda genannten Tempel beinahe aller seiner Zierden beraubt, so

bleibt ihm doch die unnachahmliche Vollendung seiner Form und Bauschönheit. Die Bronze-Rosetten wurden aus den Cassetten der Kuppel genommen und zum Gusse der Spiralsäulen und des Hauptaltars in der Peterskirche verwendet. Die Nischen, welche zur Ausstellung der Statuen dienten, wurden später mit kleinen Altären gefüllt. Ein einfacher Grabstein deckt die Asche des großen Raffaele di Urbino 1520.

Mir gefällt Rom besser vom Janiculus, als vom Monte Pincio. Es entfaltet dort alle seine alterthümliche Eigenthümlichkeit, während es von jenseits gesehen ganz jeder andern europäischen Stadt gleicht. Eine wundervolle Aussicht genießt man von der berühmten Fontana Paolina, der schönsten Roms. Sie strömt ihre Wassergüsse aus fünf Nischen, die sie aus den Aquäducten des Augustus bezieht und vereint in ein ungeheures Marmorbecken ergießt. Wer kennt nicht Platens schöne Ode über diese herrliche Quelle. Eine eben so reizende Uebersicht gewährt die Terrasse von San Pietro in Montorio, die Kirche, welche der fromme Constantin zur Erinneurng an die Kreuzigung Christi erbaute.

Der Besuch der unzähligen Kirchen, Paläste, Monumente, denkwürdiger Plätze und schöner Punkte nimmt in Rom mehrere Wochen in Anspruch, ehe man sich noch mit der Stadt der Ruinen befreunden kann. Der Palast Borghese ist in Form einer Cymbel, und sein innerer Hofraum, mit den doppelten, von sechsundneunzig dorischen und korinthischen Granitsäulen getragenen Peristilen, bietet einen imposanten Anblick dar. Unter den zum

Theil weltberühmten Bildern der in eilf Gemächern des Erdgeschosses aufgestellten Galerie ragen besonders hervor Raphaels Abnahme vom Kreuz, womit sich dieser hohe Genius selbst übertroffen zu haben scheint. Domenichino's Jagd der Diana und die cumäische Sibylla, zwei Meisterwerke, Albano's Jahrszeiten, die Fornarina von Giulio Romano, Raphaels Cesare Borgia, die irdische und göttliche Liebe, Meisterbild Tizians, dann von demselben die drei Grazien und Samson, an der Säule des Tempels gefesselt, die liegende Magdalena und Danaë, wie ihr Amor das Gewand abzieht, von Correggio, welch letzteres früher in Schweden war und durch die Königin Christine nach Rom gebracht wurde. Unendlich schön sind an diesem Bilde der Amor und der Torso der Danaë, dann die zwei kleinen Amorinen, die zu Füßen des Lagers ihre Pfeile schleifen. Schöne Gemälde von Garafolo, Caracci, Michelangelo und Rubens reihen sich diesen Hauptwerken würdig an, indessen ist diese reiche Galerie weder so gut geordnet, noch so gut beleuchtet, als die Antikensammlung in der Villa Borghese. — Der Palast Sciarra auf dem Corso ist eine der vorzüglichsten Architekturen Roms, und enthält eine kleine, aber überreiche Sammlung. Vor vielen andern sind hier drei Bilder zu beachten, welche mit zu den erhabensten Schöpfungen der Malerei gehören. Die Geliebte Tizians, von ihm selbst; die Spieler von Michelangelo; die Bescheidenheit und die Eitelkeit, von Leonardo da Vinci. Die Perle dieser Galerie und eines der schönsten Bilder, die in meinem Gedächtnisse ge-

blieben, ist Raphaels Violinspieler. Der himmlische Ernst auf dem jungen schönen Gesichte, der ächt italienische Ton mit dem leichten Anflug von Röthe auf den Wangen, das seelenvolle Auge, in das man nicht genug, nicht nahe genug sehen kann, die meisterhafte Behandlung des dicht und straff herabhängenden Haares, und das grüne Gewand mit dem Pelzkragen, ist unerreichbar schön ausgeführt. — Die schönste Treppe, die ich kenne, befindet sich im Palaste Braschi. Sie wird schwebend und leicht auf schlanken Marmorsäulen in die höchsten Räume des Hauses getragen, und gewährt von oben und unten freien Blick durch das grandiose Vestibül. An der Ecke dieses Palastes, nahe bei dem herrlichen Pantheon, das leider durch die später ihm aufgesetzten eselsohrenähnlichen Thürmchen so schmählich verstümmelt wurde, steht der Pasquino, ein Torso auf hohem Piedestal. Er stellt den Menelaus vor, wie er den Leichnam Achills stützt, und muß sehr schön gewesen seyn. Pasquino nannte man dieses Fragment nach einem satyrischen Schneider dieses Namens, der an dieser Stelle wohnte, und Pasquinate die Schmähschriften, welche noch bis in unserer Zeit an den Torso geklebt wurden. — Nicht ferne steht die Cancellaria, einer der erhabensten Paläste Bernini's. — Der Palast Doria ist einer der reichsten und größten Roms. Er steht auf dem venezianischen Platz im Corso, und seine innere Einrichtung zeigt uns die ganze Pracht der alten italienischen Fürsten. Die Gemäldesammlung ist in drei mächtigen Galerien und fünf großen Sälen aufgestellt, und gehört zu den bedeu=

tendsten Roms. Alle Räume sind übersäet mit Gold und Fresken. Hier sind die schönsten Landschaften Poussins, Tizians Luther, Calvin und die heilige Katharina nach dem Originale im Palast Pitti, Leonardo's Königin Johanna von Neapel und eine unglaubliche Anzahl vortrefflicher Bilder von Tizian, Dominichino, Rubens, Correggio, Garafolo, Guido, Karl Maratta, Murillo, Albrecht Dürer, Salvator Rosa. Bedauern muß man, daß der Besitzer den sonderbaren Eigensinn hat, das Copiren in seiner Galerie nicht zu erlauben, und seine Bilder weder auffrischen, noch firnissen lassen will. Als die reichste Sammlung sieht man aber in Rom ziemlich allgemein die des Cardinals Fesch im Palaste Falconieri an, welche in vierundzwanzig Sälen aufgestellt ist. Indessen scheint es, daß hier viele Bilder über ihren Werth taxirt und auch wohl falsch getauft sind. So zeigt man hier drei oder vier Werke von Raphael aus seiner ersten Zeit, die schwerlich von ihm sind. Ausgezeichnet ist ein Bild von Fiesole, welches das Weltgericht darstellt und ganz auf Goldgrund gemalt ist. Der Ausdruck der Gesichter, worin die Maler des fünfzehnten Jahrhunderts ihre höchste Kraft entfalteten, der sanfte Schmelz der Farben, die rührende Unschuld der Engel und die schauererregende Wahrheit in der Hölle, die nach Dante's Gedicht gestuft ist, setzen dieses Bild Massaccio's Fresken in S. Clemente an die Seite. Drollig genug ist es, daß der ehrbare Maler, ein Dominicaner, seine Mitbrüder sämmtlich in den Himmel versetzte. Ein kleiner Sebastian von Carlo dolce ist zwar verzeichnet, aber

der Ausdruck des Kopfes unnachahmlich. Das Bild Masaniello's, des achtzehnjährigen Rebellen in Neapel, das einzige, welches man von ihm besitzt, ist von Bronzino. Man sieht aus diesem Kopf, was aus ihm hätte werden können, wenn er nicht verrückt geworden wäre. An solchen Portraits erkennt man leider, daß unsere Zeit keine Portraitmaler mehr zeugt. Die vier Kirchenväter vor der Jungfrau sind eines der herrlichsten Werke Tizians. Die Heimsuchung und eine andere Freske, welche hier auf Leinwand gebracht wurde, zeugen von dem Riesengeiste Michelangelo's. Der heilige Hieronymus von Leonardo da Vinci ist prächtig, aber sehr verdorben. Portraits von Rembrandt, Genrebilder von John Steen, Van Dyks Capuziner, Tenier's Verspottung Christi, die wundervoll beleuchtete Skizze von Rembrandt, das Meisterbild Mezzü's, der schlafende Jäger, seltene Ostades und Wouvermans geben dieser Sammlung wenigstens in der flamändischen Schule den Vorrang vor allen andern. Die Bilder sind vortrefflich erhalten, und die Galerie ist unstreitig eine der bestgeordneten und richtigst aufgestellten in Rom. Allein auch hier ist eine Menge Plunder, und die Bettelei in diesem Palaste schmachvoll. Man glaubt, daß der Hr. Cardinal die Beute aus den Erpressungen, die an den Besuchern verübt werden, mit seinem Custode theilt.

Mühsam und nur mit Aufopferung des persönlichen Lebensgenusses bewahren die römischen Großen ihre Besitzungen, und die Erhaltung ihrer ungeheuern Paläste, die ausgedehnten Villas und diese kostbaren Sammlungen

verschlingen jährlich den bedeutendsten Theil ihrer Einkünfte. Ihr Stolz gestattet ihnen nicht, hierin Einschränkungen zu machen, und man muß es ihnen Dank wissen, daß sie mindestens das Schattenbild ihrer hinabgesunkenen Größe noch festzuhalten suchen. Diese Familien leben größtentheils in den zurückgezogensten Verhältnissen, und wenn man sie aufsucht, so wird man zwar mit der äußersten Artigkeit und Würde, aber gewöhnlich in den entlegensten Theilen ihrer großartigen Wohnungen empfangen, wohin Sparsamkeit sie genöthigt sich zurückzuziehen. Der Verfall des Adels, welcher in ganz Europa durch die neuen Umwälzungen herbeigeführt wurde, hat vielleicht nirgends grellere Spuren hinterlassen, als in Italien, und es ist rührend anzusehen, wie diese stolzen edlen Familien sich ehrenvoll beschränken, um den Glanz ihrer Väter wenigstens in der traditionellen Erscheinung nicht untergehen zu lassen. Daß also hier von einer gesellschaftlichen Repräsentation des Adels keine Rede seyn kann, versteht sich von selbst, und diese ist ganz in die Hände aufgeschossener Glückspilze und auf die ewig wechselnde Masse reicher Fremder übergegangen, welche Rom in der Carnevalssaison gleich einem Heuschreckenschwarm überziehen. Keine Stadt der Welt hat solche Localitäten, wie Rom, und die großen Salons in Paris und London verschwinden gegen die hiesigen Riesenpaläste. Beinahe jede Nacht ist hier ein großer Privatball, und ich habe deren gesehen, wo über zweitausend Menschen eingeladen waren, wo man stundenlang warten mußte, bis der Wagen an die Reihe kam, und wo

die ungeheuern Säle, deren oft acht bis zwölf der Gesellschaft geöffnet sind, nur mäßig und nie lästig gefüllt waren, während bei einem englischen Rout achthundert Menschen schon lebensgefährlich sich drängen müssen. Dabei nehmen die Einladungen kein Ende, wenn man nur etwas bekannt ist; und diese gesellschaftlichen Rücksichten rauben so viele Zeit bei Tag und Nacht, daß man wirklich sich anstrengen muß, wenn man seinem Drang nach Suchen genügen und nicht, gleich so vielen indolenten Reisenden, Rom wieder verlassen will, ohne in seine unerschöpflichen Fundgruben von Kunst und Alterthum eingedrungen zu seyn. Nach einem fröhlichen, durch geistreiche Gesellschaft gewürzten Mahle bei meinem liebenswürdigen Freunde, dem Gesandten meines Königs, wollten wir in einem Hause zum Besuch vorfahren, als mein Gefährte erklärte, er fühle solchen Drang zum Erbrechen, daß er fürchten müsse, die Tapeten Seiner Hoheit zu derangiren. Wir wandten um und fuhren ins Theater Valle, wo wir beim Eintritt in die Loge erfuhren, daß die junge schöne Gattin des Gesandten, eine Zierde der römischen Gesellschaft, urplötzlich und unter allen Symptomen der Vergiftung erkrankt sey. So heftig wir erschracken, so gaben wir doch solch schrecklichem Verdachte keinen Raum, und ich begab mich noch in eine Soirée, während mein Freund nach Hause eilte. Allein auch mich erfaßte hier eine Uebelkeit, und ich brachte eine der entsetzlichsten Nächte meines Lebens zu, während Kopf und Leib zusehends und unter martervollen Leiden aufschwollen. Am frühen Morgen kam der Arzt, den

mir der Gesandte schickte, und klärte mir das todbringende Räthsel auf. Wir waren Alle vergiftet. Ein junger unerfahrner Koch hatte in eine Torte, die uns vortrefflich mundete, gemalte Früchte von Perugia gebacken, die man in Rom sehr liebt. Die Polizei, welcher schon mehrere Fälle dieser Art vorgekommen seyn mögen, hat oft schon strenge Verbote erlassen, daß keine dieser Früchte grün bemalt werden dürfen, da diese Farbe, wie dieß auch hier der Fall war, häufig mit Grünspan angemacht wird. Wir hatten alle mehr oder minder lange bis zu unserer gänzlichen Herstellung zu leiden; allein ich verdankte dieser fatalen Geschichte eine große Ausdehnung meiner Bekanntschaften, da sich allgemeine und lebhafte Theilnahme für unsern Unfall aussprach, und jeder nun Näheres erfahren und die attoficati, wie man uns scherzend nannte, selbst kennen lernen wollte. Nur mit vieler Mühe gelang es der Verwendung des menschenfreundlichen Gesandten, den unvorsichtigen Koch der über ihn verhängten Strafe zu entziehen und seine Begnadigung zu erwirken.

Allein kaum dem Tode entronnen, zog es mich desto mächtiger hinaus in die unendliche Gräberwelt, nach dem ungeheuern Gottesacker der Weltgeschichte, in das alte Rom. Nichts macht hier einen ähnlichen Eindruck, als das Colosseum, dieses stupende Amphitheater, auf dessen Stufen 87,000 Menschen bequem sitzen und 20,000 in dem obern Porticus stehen konnten, und wo die ganze schöne Welt Roms den blutigen Gladiatoren und Stiergefechten zujauchzte. Die Römer wählten die

elliptische Form für diese den Griechen früher unbekannten Schauspiele. Das erste Amphitheater erbaute Augustus auf dem Monte Citorio, wovon keine Spur mehr zu finden ist, das Colosseum wurde aber unter Vespasian begonnen. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den dieser Gigantenbau hervorbringt, wenn man ihn von außen betrachtet, und noch erhabener erscheint er im Innern. Allein überall muß man sich in Rom die Eindrücke der kolossalen Erscheinungen des Alterthums durch Alfanzereien vergällen lassen, und in diesen Riesenräumen, wo die furchtbaren Spiele der grausamen Römer hundert Tage dauerten, in welcher Zeit sich fünftausend wilde Bestien und zuweilen eben so viele Kämpfer verbluteten, hier, wo sogar Seeschlachten geliefert wurden, hierher hat man ein telegraphenähnliches Crucifix und kleine Capellchen mit Heiligenbildern gestellt, um die Gottheit mit dem vergossenen Blute zu versöhnen. Abwechselnd Festung der kriegführenden Parteien, Turnierplatz und Lazareth, dienten seine unerschöpflichen Eingeweide stets den römischen Großen zur Erbauung ihrer Paläste, wie wir den Palazzo Farnese und den venezianischen ganz aus seinen Steinen zusammengesetzt sehen. Erst Pius VII, dem Rom so viel dankt, steuerte diesem Plünderungswesen und ließ das Prachtwerk vor fernerm Raube schützen und möglichst ausbessern. Das Colosseum, welches trotz dieser häufigen Verluste das ganze Imposante seiner Gestalt behalten hat, mißt 2416 Palm im Umkreise und 231 in der Höhe. Vier Säulenreihen umgeben es von außen, die erste

dorisch, die zweite jonisch, die zwei höchsten korinthisch. In die Arena, welche 420 Palmen lang und 268 breit ist, führten zwei große Thore. Ueber diesen liefen große, vergitterte Gänge, Podium genannt, aus denen die Gladiatoren traten, und über denen sich die Logen des Kaisers, der Senatoren und der Vestalinnen befanden. Das Ganze war durch zahlreiche Treppen verbunden, wohin Thüren führten. Nichts Prächtigeres, als dieses großartige Bauwerk im Mondlicht oder beim Fackelschein! Tritt man heraus, so sieht man den Triumphbogen Constantins in drei Arkaden mit acht Säulen. Die Arbeiten sind aus verschiedenen Epochen zusammengeflickt; die von dem Trajanischen Bogen entnommene vortrefflich, die aus der Zeit Constantins, wo die Kunst bereits im Verfall war, sehr mittelmäßig. Hier beginnt die via sacra, geht an den Tempeln della Pace, des Remus, des Antonius und der Faustina vorbei, und führt durch den Arco Fabiano aufs Forum. Immer finden sich auf diesem Wege kostbare Fragmente, denen man eifriger als früher nachgräbt. Durch die Vereinigung der Römer mit den Sabinern, durch sein Alter und hohe Schönheit, durch die Weltgerichte, welche Senat und Volk hier hielten, und die unübertrefflichen Ruinen, welche es schmücken, ist das Forum romanum der berühmteste und wichtigste Ort der Geschichte. Weder Alarich, noch Genserich, noch Totila hatten vermocht, diese Meisterschöpfungen der Architektur zu zerstören, und nur dem Guiscard, als er dem großen Gregor zu Hülfe zog, und zwei Jahrhunderte später dem

Brancaleone, der den in Rom rasenden Parteien jeden Zufluchtsort abschneiden wollte, war es gelungen, die Prachtwerke zwischen dem Lateran und dem Capitol zu vernichten. Wie erhaben aber sehen die in ihrem Verfall noch staunenerregenden Trümmer der höchsten menschlichen Macht auf die Zerstörungswuth unwissender Barbaren und auf die schwachen Werke herab, die später kraftlose Zeiten ihnen nachbildeten, und wie wenig verlor dieser Ort der feierlichsten Majestät durch die profane Verwandlung in einen Viehmarkt, den die unwürdigen Abkömmlinge der Welteroberer hier errichteten. Von der Mitte des Forums gegen das Capitol zu, von jenen berühmten Rostra, der Tribune, auf welcher die großen Redner das römische Volk stets wieder zu neuen Großthaten zu entflammen wußten, übersieht man den prächtigen Triumphbogen des Septimius Severus, der ganz von weißem Marmor ist; das Secretarium des Senats, über welchem jetzt die Kirche St. Lucca mit ihrer Akademie steht, und wo Raphaels Schädel aufbewahrt war, bis er ins Pantheon gebracht wurde; die Basilica Aemilia, und ihr gegenüber die herrliche Phokassäule; die unerreichbaren drei Säulen der Gräkostasis, eines Tempels, der zum Empfange fremder Gesandten bestimmt war. Geht man von hier gegen das Velabro, so findet man die Reste der Curia, wo der Senat sich versammelte, und der gegen das Forum und die Rostra gewendet war. Vom Forum stieg man die hohen Stufen hinan, wo Tarquinius den Servius Tullius herabstürzte. Zunächst der Curia sieht man die Kirche S. Teodoro, einen ehe-

maligen Tempel der Vesta, wo sonst das Palladium der vestalischen Jungfrauen bewahrt wurde, und wo Romulus und Remus ausgesetzt wurden. Nahe dabei feierte man dem Pan die luperkalischen Feste, und hier betritt man wieder die Via sacra. Das erste Gebäude ist der Tempel des Antonius und der Faustina, wovon der ganze Porticus erhalten ist, und der aus zehn großen weißen Marmorsäulen nebst Cornische aus einem Stück besteht. Auf seine schönen Ruinen ist die Kirche St. Miranda gebaut, welcher der Tempel des Romulus und Remus folgt, der wohl einer spätern Zeit angehört. Von dem großartigen Friedenstempel, den Constantin errichtete, stehen nur noch drei Säulen sehr im Verfall. Der Triumphbogen des Titus, den er für die Eroberung Jerusalems erbaute, liegt am Fuße des palatinischen Berges, dem berühmtesten der sieben Hügel, weil auf ihn Romulus die Stadt gründete. Ganz berauscht von den unverlöschlichen Eindrücken, welche diese rührenden Trümmer der höchsten Menschengröße in uns hervorriefen, kehrten wir Abends über das Capitol zurück, als uns eine römische Brüderschaft, die einen halbentblößten Leichnam zum Begräbniß trug, unter Geplärr und Geschrei entgegenkam. Die ganze maskirte Clerisei breitete sich mit Fackelschein und unter heulenden, unarticulirten Tönen über Michelangelo's prächtiger Treppe aus, die mehr für triumphirende Cäsaren, als für heuchlerische Pfaffen gebaut scheint. Welche Verwandlung von Sonst und Jetzt, und wird sie wohl je wiederkehren jene wahre Größe, deren ehrwürdiges Grab wir hier so unwürdig profanirt sehen?

Schon Plinius erzählt uns von den Wundern der römischen Bäder, und nennt die des Diocletian, welche 3200 Menschen zugleich fassen konnten, die ausgedehntesten. Jetzt sieht man von ihnen nur einzelne großartige Ueberbleibsel, während ein in ihnen errichtetes Kloster auch wieder verlassen steht. Die Sette Sale enthielten das Wasserreservoir für die Bäder des Titus auf dem Esquilin, wovon nur wenige Ruinen über der Erde stehen, und auch das Unterirdische beinahe ganz zerfallen ist. Am Ende des Ganges bestiegen wir die Mauer, und sahen von hier in überraschender Pracht alle die ungeheuern Trümmer der größten menschlichen Bauwerke in schauerlicher Stille auf den unübersehbaren Räumen, die das alte Rom füllten, bis zu dem fernsten Mausoleum der Metella vor uns ausgebreitet; und mitten unter diesen erhabenen Trümmern erhebt sich einfach auf sanft ansteigendem Hügel S. Giovanni e Paolo, dem zur Seite ein Palmbaum steht, der seine langen schönen Blätter gleich dem Friedenszweig über die ins Grab der Zerstörung gesenkte Herrsch- und Prunksucht, über diesen nun alle Kämpfe ausgleichenden erhabensten Punkt der Erde versöhnend ausbreitet. Ich konnte nie diesen schönen Baum vergessen, und wo ich diesen Abend mich hinwandte, suchte und fand ich stets wieder die friedliche und freundliche Palme auf dem hohen grünen Hügel. — Die Bäder des Caracalla sind die besterhaltenen Roms. Mit Erstaunen übersieht man diese Ruinen, in deren gigantischen Massen man eher Festungswerke als Badeanstalten vermuthen sollte. So sehr aber die Römer mit diesen auch

alle ihre Leibesübungen, Kämpfe und Spiele zu verbinden wußten, so dienen sie doch als Beweis der übergroßen Verweichlichung dieses Volkes. In den ersten Zeiten der Republik kannten die Römer kein Bad als die Tiber. Erst später kamen Bäder in die Wohnungen und Landhäuser der Reichen; allein sie waren noch höchst einfach, und beschränkten sich, wie Seneca sagt, auf einzelne Zimmer oder Zellen. Die Pracht der Bäder nahm erst unter den Kaisern in solchem Uebermaße zu, daß ihr Umfang eine kleine Stadt fassen konnte, und daß man in diesen ungeheuern Palästen nicht mehr die ursprüngliche Bestimmung der warmen Bäder erkannte. Nicht ohne Mühe und Gefahr bestiegen wir den höchsten noch stehenden Bogen, von dessen Zinnen man eine Aussicht genießt, von welcher man sich kaum wieder zu trennen vermag. Von hier übersieht man ganz Rom in seiner vollen Ausdehnung, ein um so vollständigeres Bild, als der Vordergrund ganz mit düstern Ruinen der alten Stadt, der Hintergrund aber mit dem frischen Leben des jungen Roms angefüllt ist. Ueber dieses Trümmer- und Häusermeer hinaus dehnen sich die prächtigen Sabinerberge, das lateinische und das volskische Gebirge aus. Die dunkelviolette Beleuchtung dieser mit den reizendsten Dörfern geschmückten Bergketten, der wundervolle, klare Himmel, die in hoher Pracht ihre glühenden Strahlen herabsendende Sonne und endlich diese schwindelnde Höhe, auf der wir dieses nicht wieder zu gebende Schauspiel genossen, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf uns, und stimmten unsere Seelen des großen Momentes würdig.

Von dieser beherrschenden Höhe begreift man die ganze römische Größe, und hier übersieht man genau den Umfang des Riesenwerkes, auf dessen Spitze wir uns gestellt. Hier sieht man die ganze Einrichtung, welche die Römer ihren Thermen gaben, wie sie in zwei Theile gesondert waren, für den doppelten Zweck der Bäder und der Leibesübungen. Hier sieht man noch ihre Badeabtheilungen in heiße, kühle und kalte Bäder, dort ihre Schwitzbäder, ohne Wasser, bloß durch geschlossene oder freie Luft, und die Ankleidezimmer und die Salbungsgemächer. Auf der andern Seite findet man den Xisto, eine mit Bäumen und Blumen bepflanzte Wiese zum Spazierengehen, das Stadium, den geschlossenen bedeckten Raum, mit Stufen auf einer Seite für die Zuschauer, wo das Volk sich in gymnastischen Spielen, im Wettlauf, dem Ringen, dem Discuswerfen, dem Faustkampfe übte. Hier waren die Bibliotheken, die Rednerbühnen, wo die Philosophen, die Schriftsteller, die Dichter ihre Werke vorlasen; die Pinakothek, welche vor Allem mit Kunstschätzen angefüllt, und wo die Künstler ihre Werke ausstellten. Ich war bei der Erinnerung alter Schilderungen nun nicht mehr verwundert, sie von solchem Umfange zu finden, da sie Alles in sich faßten, was ein geistreiches, opulentes, tapferes Volk zum regsten Leben erforderte. Alles, was an Statuen, Bildern, Stuck, Mosaik, Säulen, Verzierungen jeder Art zu vereinigen möglich war, fand man hier beisammen. Marcus Agrippa war der erste, der beim Pantheon ein großes Bad baute, dessen Ruinen man noch sieht, und worin

zuerst das Schwitzbad in Gebrauch kam. Caracalla erbaute seine Bäder um das Jahr 212 unserer Zeitrechnung, und diese waren unstreitig die prächtigsten Roms. In diesen Thermen konnten 1600 Menschen zugleich baden, und sie mußten noch im fünften Jahrhundert bestanden haben, da Theodorich sie noch besaß. Dieses ungeheure Gebäude hatte 4200 französische Fuß im Umfange, während die Peterskirche nur 540 lang ist. Wir fanden noch Platten von schöner Mosaik, welche acht bis zehn Fuß aus der Erde hervorstehen, und die Capitäle und viele Verzierungen, die man hier und da herumliegen sieht, bezeugen die Pracht, welche hier geherrscht haben muß.

Beinahe mitten unter Ruinen liegt eine der reichsten und schönsten Kirchen Roms, die mir wenigstens am besten gefallen hat. Es ist Santa Maria Maggiore, eine der vier Basiliken, welche die Santa Porta haben, und eine eben so grandiose als liebliche Erscheinung. Sie ist in drei Schiffe abgetheilt, welche durch sechsunddreißig jonische Säulen von weißem Marmor geschieden sind. Die ganze Kirche strotzt von Porphyrvasen, Granitsäulen und Marmorstatuen, und der allein stehende Hauptaltar ist aus einer mit Marmor belegten Porphyrurne gebildet. In der prachtvollen Capelle der Madonna sieht man das Bild der Jungfrau in einem Felde von Lapislazuli. Diese Kirche macht einen äußerst angenehmen, dauernden Eindruck, weil Größe, Lieblichkeit, Glanz und Geschmack sich vereinigten, um eines der herrlichsten Gotteshäuser zu errichten, das die Christenheit gegenwärtig besitzt.

Die Wirkung, die sie hervorbringt, wird um so größer, als der in den Trümmern der alten Welt Herumforschende auf den herrlichen Fund einer ganz erhaltenen prachtvollen Basilika, die so wunderschön auf dem reizenden Hügel liegt, nicht vorbereitet ist. — Die Kirche des heiligen Clemens ist eine der kleinsten, aber eine der interessantesten und ältesten der christlichen Aera. Sie liegt bei den Thermen des Caracalla, und in ihr erkennt man ganz die Bauart der alten Kirchen. Das ehemalige Vestibul ist durch einen kleinen Porticus ersetzt. Durch das von Portiken umgebene Acrium betritt man die in drei Schiffe getheilte Kirche, welche durch Säulen aus antiken Werken getragen wird. Im Mittelschiffe befindet sich ein Einfang von Marmor, der ehemals zum Chor diente, und von dessen Kanzeln dem Volke das Evangelium vorgelesen wurde. Die Mosaiken über dem Altare gehören zu den ältesten christlichen, allein der wahre Reichthum dieser Kirche besteht in den wunderbarsten Fresken des Massaccio, Scenen aus dem Leben der heiligen Katharina darstellend. Ihr Gesicht, wie sie vor dem Kreuze kniet, wie sie bei der Kreuzigung des Heilands in Ohnmacht fällt, ist so unbeschreiblich ausdrucksvoll und rührend, daß es mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird. Viele haben diese Meisterwerke fruchtlos nachzuahmen gesucht, aber der Geist läßt sich nicht copiren, und die Mittel, deren Massaccio sich besonders im Colorit bedient, scheinen sehr einfach gewesen zu seyn.

Wenn man von Caracalla's Bädern durch das mit Weinreben bepflanzte Thal zwischen dem Palatin und

Aventin wandelt, so kommt man bald auf die Ebene, wo früher der Circus Maximus stand, wovon nun keine Spur mehr zu finden ist. Welche Erinnerungen drängen sich an solchen Stätten der Geschichte auf. Hier raubte Romulus während der consualischen Spiele die jungen Sabinerinnen; hier sah man das stupendeste Schauspiel des alten Roms, die circensischen Feste, die Wagenrennen, das Ludus Trojä, die athletischen Kämpfe. Der Circus Maximus faßte unter Julius Cäsar 150,000 Menschen. Vespasian erweiterte ihn dergestalt, daß 260,000 Personen darin sitzen konnten, und unter Constantius, Constantins Sohn, soll die ungeheure Anzahl von 400,000 Menschen darin Platz gefunden haben. Was sind unsere Schauspielhäuser, unsere öffentlichen Spiele und Versammlungen gegen die Erscheinungen jener Zeit, die Alles ins Große trieb, weil ihre Menschen groß waren.

Jenseits des Ponte Rotto, bei dem Schiffsplatz und Waarenhaus auf Ripa Grande, versäume keiner, den die Mühen des Tages zur Labung auffordern, und den sein Weg in die Gegend führt, vom köstlichsten Rebensafte Roms sich Stärkung zur weitern Forschung zu holen. Hier liegen in der Tiber die letzten Mauertrümmer des Ponte Sublicio, wo Horatius Cocles sich gegen Porsenna verewiget. Von dem kleinen, runden, eleganten Vestatempel mit seinem schönen cannelirten Säulenporticus aus parischem Marmor und dem dabeistehenden alten reichen Tempel des männlichen Glückes, mit den überaus herrlichen jonischen Säulen, wandten wir uns zu dem Monte Testaccio, auf dem linken Tiberufer und am

äußersten Ende Roms gelegen. Hier auf diesem Berge der Scherben, an dem so unzählige Töpfe verschwendet sind, genossen wir das einzige Schauspiel des Untergangs der Sonne über Rom. Manche Stadt, welche ganz flach liegt, könnte sich auf ähnliche Weise einen Berg und eine Aussicht schaffen, wenn sie, gleich Rom, den Befehl erließe, alle zerbrochenen Gefäße auf einen bestimmten Punkt zu bringen. In diesem Scherbenberge sind die besten Keller Roms. Nahe dabei auf der Straße, die nach dem Paulsthore führt, steht die Pyramide, welche dem Cestus als Grab dient. Es ist die einzige auf europäischem Boden, und ganz mit weißen Marmorplatten bekleidet. Sie steht sehr tief im Boden, so daß man vierundzwanzig Palm Erde wegschaffen mußte, um sie einigermaßen frei zu machen. Bei dieser Gelegenheit fand man ein altrömisches Straßenpflaster, auf dessen breiten Granitplatten noch Furchen der Wagengeleise eingeprägt waren. Zehn Fuß tiefer stieß man wieder auf Pflaster, wodurch die Gewißheit hergestellt wurde, daß Rom an manchen Stellen mehrere Oberflächen zeigte, die in den verschiedenen Epochen ihr als Boden dienten. Ein Graben faßt den älteren evangelischen Gottesacker, der mit schönen Grabmälern geziert, aber überfüllt ist. Der neuere steht der Pyramide zur Seite. Auf ihm ruht unter Cypressen der talentvolle Waiblinger. — Im Malteserpalaste, auf dem schönen Aventin, sieht man die Peterskirche durch das Schlüsselloch einer Gartenthüre und durch die Perspective eines Laubbogens, wie auf einem Mosaikringe abgebildet.

Die ältesten christlichen Kirchen hatten zwei Kanzeln, die sich gegenüber standen und zum Absingen der Episteln und Evangelien dienten. Die alte Kirche St. Lorenzo, außerhalb der Mauern, enthält zwei Marmorkanzeln, gleichwie in St. Clemens. Durch eine unterirdische Capelle gelangt man in die Katakomben der heiligen Ciriaca, über denen diese Kirche gebaut ist. Eine Menge Gebeine und Schädel, so wie die wohlerhaltenen, in unergründlichen Tiefen sich fortreihenden Gräber, bezeichnen den traurigen Aufenthalt der leidenden Christen. Diese interessanten Katakomben mußten vor einigen Jahren geschlossen werden, da sich eine Räuberbande in ihnen festgesetzt hatte. — Einsam und höchst malerisch steht die Ruine der Minerva auf einem zauberischen Platze. Sie hat mehr die Form eines Saales als eines Tempels, die gewölbte Decke ist kühn geformt, aber dem Verfalle nahe. Diese Ruinen gehören zu den schönsten Roms. — Der Alles umstoßende Nibby hält die Trophäen des Marius für ein Reservoir zur Wasserleitung. Sie stehen sehr erhaben und pittoresk. — Die schönsten Fresken von Mengs enthält die Kirche des heiligen Eusebius, der sich hier zu todt gehungert hat, und den Mengs, in Verklärung von Engeln umgeben, am Plafond gemalt hat. Man sagte mir in Rom, daß dieser große Frescomaler seine Bilder mit Pastell übermalt habe. So viel ist sicher, daß sie sich alle durch idealen Entwurf und prächtiges Colorit auszeichnen. — Die großen noch erhaltenen Wasserleitungen zeigen den Riesengeist der alten Römer in seiner ganzen Größe. Sie wußten nichts von unsern

hydraulischen Maschinen, und leiteten dennoch bloß durch den Druck und natürlichen Abfall des Wassers ihren Wasserbedarf aus meilenweiten Entfernungen in die Stadt. Alle Vorrichtungen, besonders die Wassersammlungen und Destillirungsmittel, erregen noch die Bewunderung der Techniker, am meisten ist aber zu bewundern, daß diese Werke in unsern Tagen noch brauchbar sind.

Jeder Tag erzeugt neue Genüsse, wenn man in dem alten Rom herumschwärmt, allein hier muß man durchaus geführt werden, während ich es in belebten großen Städten stets besser halte, sich selbst zu orientiren. Auf der Via Appia kommt man zu den Katakomben bei St. Sebastian, den besterhaltenen Roms. Der runde Thurm, welcher das Grab der Cäcilia Metella einschließt, ist noch gut erhalten, und ragt weit über die Ruinenstadt heraus. In den Kriegen des Mittelalters versah man ihn mit einem hohen Aufsatz, und umgab ihn mit Werken nach damaliger Kriegssitte, so daß er einem der Linzer Festungsthürme muß ähnlich gesehen haben. Der in einer Nische seines konischen Thurmes gefundene Sarkophag wurde vor kurzem im Palast Farnese aufgestellt. Zunächst liegt der Circus des Caracalla, der besterhaltene Roms, und jetzt im Besitze des Fürsten Torlonia. Man sieht noch den ganzen Umfang der Mauern, die Stufenbildungen, die Kaiserloge, die Postamente der Obelisken, welche als Meta dienten, und die Triumphthore. Die Form des Circus ist nicht oval, sondern war da breiter und tiefer eingeschnitten, wo die Biga's abliefen, wurde aber oben gegen das Thor zu schmäler, wo die Wägen nicht mehr

beisammen waren. Von hier breitet sich das schöne Thal der Egeria aus, dessen drei wohlerhaltene Quellen unter einem Flußgott in eine kühle geräumige Höhle hervorsprudeln. Ein Gott aber muß es gewesen seyn, von dem Romulus seine Gesetze erholte, denn eine männliche Figur kann wohl nicht die Nymphe Egeria vorgestellt haben. Und bei dem kleinen Tempel des Deo redecolo, wo Hannibal umkehren mußte, kehrten auch wir um aus dem Reiche des Todes in die lebendige Stadt, nachdem wir die Sonne prachtvoll über den majestätischen Ruinen des Caracalla ins Meer tauchen sahen.

Nach viermonatlichem Aufenthalte, reich an Erfahrungen, selig in Erinnerung, mußte ich Rom verlassen, und wir beschlossen, den schönen Tag im alten Rom zuzubringen, und abschiednehmend eine Recapitulation des uns am liebsten Gewordenen damit zu verbinden. Wir gingen über den tarpejischen Felsen nach dem Forum, durch die drei Säulen des Jupiter Tonans, die sechs Säulen des Glückstempels, besahen die links vom Triumphbogen des Septimius Severus gelegenen Gefängnisse, in denen Petrus und Paulus geschmachtet, und die jetzt eine Capelle geworden, und wandten uns nach dem Palatin. Hier, wo Romulus sein Haus und seine Stadt erbaute, wo die ersten Könige Roms wohnten, wo die Pracht der Kaiserpaläste so hoch stieg, daß Nero sein goldenes Haus über diesen ganzen Berg durch das Thal bis zum Monte Celio ausdehnte, aus dessen Trümmern später das Colosseum und die Thermen des Titus gebaut wurden, auf diesem schönen Berge, der sich

in Mitte seiner sechs Brüder herrschend erhebt, unter diesen ungeheuern Ueberlieferungen der Geschichte, wird einem die Brust zu enge, und im raschen Fluge eilt hier Erinnerung an Erinnerung vorbei. Wir wählten den schönsten Punkt auf diesem Berge, die Villa des Engländers Mills, früher vigna palatina genannt, zur Uebersicht. Die ausgedehnte Aussicht auf die größten und bedeutendsten Ueberbleibsel der erhabenen Vergangenheit, auf diese ungeheure Trümmerwelt nie wiedergekehrter Herrlichkeit und Größe, erfüllt mit Schauer und Ehrfurcht. Die reizende, geschmackvolle Villa mit ihren Rosen- und Cypressengängen, mit ihren Cactus, Lorbeern und Aloën, erhebt sich freundlich und einfach unter den sie weit umragenden kolossalen Ruinen des Porticus des Apollo Palatinus, unter den gigantischen Massen des Augustpalastes. Mitten durch diese erhabenen und majestätischen Ruinen sieht das erstaunte Auge hinab in den weit sich ausbreitenden Circus Maximus, auf alle die so ruhig und lautlos da unten in der ganzen Pracht des Alterthums sich entfaltenden Riesenwerke, und in schönster Fernsicht erblickt es den sanft sich erhebenden Aventin und den jenseits der Tiber stolz am Horizont sich aufthürmenden Janiculus, dessen äußerste Ränder mit herrlichen Pinien begränzt sind, und auf dessen höchster Spitze Tasso's Grab, die schöne selbst gepflanzte schwarze Eiche, trauernd herüberblickt. Und mitten in diesem wundervollen herrlichen Bilde, mitten in diesem von den schönsten Bergen der Welt umgränzten tragisch-schönen Tableau der hingegangenen irdischen Größe und der größten Vergan-

genheit, das in beredter Sprachlosigkeit und Grabesruhe hier ausgebreitet liegt, sah ich wieder meine freundliche, glänzende Palme, gleich dem Cherub des Friedens und der Versöhnung, vom reizenden Hügel zu mir herüberlächeln. Liebliche Villa Mills, wenn ich ein Besitzthum der Welt beneide, so ist es das deinige. Vor dir ist das größte Leichen- und Ruinenfeld der Erde, hinter dir das Leben und die Kunst in den reizendsten Gestalten ausgebreitet; du vereinigst die Ruhe des Grabes und der Vergangenheit mit dem Geräusche der heitern Lebenslust; in dir findet der Philosoph und der Weltmann seine Anforderungen erfüllt, und den preise ich glücklich, der auf deinen allen Reiz des Lebens in sich schließenden Terrassen dem schwelgerischen Anblicke Roms sich hingeben und seine unendlichen Freuden genießen darf!

Der Carneval in Rom.

Wenn ein Nüchterner zu Betrunkenen kommt, so wird er sich mitberauschen oder wieder entfernen müssen, wenn er nicht große Langweile ausstehen will. Wenn man den römischen Carneval im ganzen Umfange kennen lernen will, so muß man ihn mitmachen, mit allen seinen Thorheiten, mit seiner ganzen Tollheit, nur dann versteht man seine hohe Schönheit und Eigenthümlichkeit; nur als Theilnehmer begreift man diese nicht zu schildernde, nicht nachzuahmende wunderbare Erscheinung eines bis ins Unglaubliche aufgeregten, sonst so ernsten Volkes, so wie man auch nur als Mitwirkender in diesem wahnsinnigen Treiben am Ende einsieht, wie es möglich ist, daß eine solche ins Unendliche gesteigerte, ausgelassene Lust niemals, weder die Gebote der Sitte, noch die strengsten Vorschriften der Polizei überschreitet, und wie dieses eigene Volk selbst in dem Delirium seiner Saturnalien sich freiwillige Schranken setzt. Wenn man von dem lebendigen Venedig oder aus dem stets gährenden Neapel nach Rom kommt, so glaubt man sich in einem andern Lande. Die Ruhe und Sicherheit des Römers im Oeffentlichen, seine Bescheidenheit im Theater und bei allen öffentlichen Gelegenheiten, der stille Gang des Lebens im Allgemeinen, bilden einen auffallenden Contrast zwischen Rom und den meisten großen Städten Italiens, und man hält es, wenn man seine Einwohner in einer ruhigen Zeit kennen lernt,

nicht für wahrscheinlich, daß sie sich jemals in so hohem Grade umwandeln können, um dem Bilde zu entsprechen, das wir uns von ihnen im Carneval machen. Wenn man aber, bei stets näher rückender Zeit, die Ungeduld, die Vorbereitungen, die alles andere Interesse verschlingende Sehnsucht nach dieser so beschränkten Epoche der römischen Seligkeit gewahr wird; wenn man bedenkt, daß der Römer nur vier und zwanzig Stunden Fasching hat, indem bloß die drei Stunden von drei bis sechs Uhr Nachmittags, und diese nur in den letzten acht Tagen vor Aschermittwoch hiezu eingeräumt sind; wenn man endlich die Sorge in Betracht zieht, mit welcher der anhaltende Regen, durch den dieser überall strenge Winter sich in dem hiesigen milden Klima lästig genug aussprach, die ängstlichen Römer lange vorher für ihre Freudenzeit erfüllte, so wird man es erklärbar finden, daß ein allgemeiner Jubel ausbrach, als wenige Tage vorher die italienische Sonne den trüben Wolkenvorhang über Rom wegzog, und die ganze Pracht des südlichen Himmels sich entfaltete. Nie habe ich eine solche Metamorphose bei Menschen für möglich gehalten. Frisches Leben füllte die Straßen, bunte Teppiche zierten bereits den in unabsehbarer Länge die Riesenstadt durchziehenden Corso, diesen Tummelplatz, diesen Brennpunkt der italienischen Lustbarkeit, Frauen von nie gesehener Schönheit füllten in gedrängten Massen, im höchsten Putze, die freundlich geschmückten Balcone; in stillem Feuer, gleich Gestirnen, sprühten die dunkelglühenden Augen der herrlichen Römerinnen auf die wogende Menge herab, und

Aller Blicke waren nach dem hoch den Corso überragenden Capitole gerichtet; Alles harrte des von dort erschallenden Zeichens, daß nun jeder das Recht habe, ein Narr zu werden, ein Recht, das hier im vollen Maße genossen wird. Die entwürdigende Ceremonie, mit welcher die gedrückten Hebräer die Schmach abkaufen müssen, im Rennlaufe gleich den Berberis zur Ergötzung des christlichen Volkes zu dienen, war vollendet, sie hatten die Summen erlegt, mit welchen die Christen ihren Fasching feiern wollten; der ehrwürdige Senat setzte sich in seine, mit der stolzen, einer größeren Zeit angehörenden Inschrift: Senatus Populusque romanus prangenden Carrossen, und der prächtige Marsch aus dem Pirata Bellini's, welcher in den Corso einbrach, und die weit über Rom hinaus tönenden Glocken des stolzen Campidoglio verkündeten dem jubelnden Volke das Beginnen des Festes und die Erlaubniß, in Maske zu erscheinen. Sey es, daß noch nicht die Anzahl maskirter Menschen vorhanden war, welche die anfangs noch theilweise sich aussprechende Ausgelassenheit rechtfertigt; sey es, daß hier, wie überall, der Anfang, der langen Entwöhnungen wegen, weniger lebhaft sich zeigt, oder endlich, daß ein deutsches Gemüth, das an dem sittsamen, automatischen Auf- und Abtreiben von etlichen tausend Wiener Basteigängern mehrere Monate lang seine Geduld und sein Schicklichkeitsgefühl geübt hatte, sich nicht sogleich in diesen ungeheuren Spektakel, in dieses kraftvolle Exercitium der unerschöpflichen italienischen Lungen, in diese südliche Lebendigkeit finden kann; kurz, der erste Tag spricht den dieses überraschenden Schau-

spiels Ungewohnten selten an, und man hat Mühe zu begreifen, wie die Frauenzimmer eben darin die höchste Huldigung, welche man ihren Reizen darbringen kann, finden mögen, daß sie von einem fortwährenden Hagel von Confetti überschüttet und oft gefährlich beschädigt werden. Ja selbst die aus der Natur einer Wagencolonne entspringende, hier aber mehrmals bedenklich werdende Unordnung der mehr rückhufenden, als vorwärts gehenden Equipagen, erregt in dem unbefangenen Beschauer, der die Virtuosität der römischen Kutscher und die Geschicklichkeit der hiesigen Fußgänger nicht kennt, ein ängstliches Gefühl, welches durch das im vollen Laufe durch die gedrängten Massen sprengende Cavallerie-Piket, wie durch die zügel- und reiterlosen tollen Rennpferde, natürlich nicht beruhigt werden kann. Wer den Maßstab raisonnirender Kritik an diese fremde Erscheinung legen will, bleibe von Rom, bleibe von seinem Carneval weg; die Freude eines Volkes läßt sich nicht analysiren, und die unbändige Lust des natürlichen Italieners darf nie mit dem stets in Förmlichkeit und Rücksicht sich verlierenden Vergnügen unsers lieben deutschen Vaterlandes verglichen werden. Dort ist Alles Wahrheit, unverstellte natürliche Ergötzlichkeit, hier fast Alles Grimasse oder Ausartung; daher findet der Italiener so leicht selbst die Schranke, während man sie bei uns vorzeichnen muß. Der spleenbehaftete Engländer, der sentimentale Deutsche, welche Roms Carneval nicht curirt, werden durch nichts mehr auf Erden geheilt, und wenn der schwarze Hypochondrist in diesen acht Tagen nicht die Saltarella tanzt, und

der mystische Schulpedant nicht in der Harlekinsjacke das Tambourin dazu schlägt, so mögen sie beide, anstatt des Corso, die Cloaca massima zum Aufenthalt wählen und mit Moccoletti's ihr armes Daseyn beleuchten. Jeder neue Tag steigert nun die Lust, jede Stunde wächst die Heiterkeit, und jede Minute wechselt die Scene. Jeder sucht sich auf seine Weise zu unterhalten, und von großen Maskenzügen, von verabredeten Vorstellungen, besonders aber von stummen Allegorien, welche geisterähnlich durch unsere Maskenbälle ziehen und nichts sagen, als: seht und bewundert uns! weiß der Römer nichts. Er muß sich frei und unabhängig bewegen, sich ganz den Launen des Zufalls überlassen können, sonst ist ihm in der Maske nicht wohl. Man darf sich zwar nicht vorstellen, daß alle hiesigen Masken das Talent der Intrigue oder der Beredsamkeit besitzen, es gehen im Gegentheil eine Menge Stummer herum. Allein man sieht hier jeder Maske, auch wenn sie nicht activ ist, die Seligkeit, welche ihr das überschwengliche Glück, maskirt zu seyn, einflößt, an der großen Selbstzufriedenheit und Rücksichtslosigkeit an, mit der diese Stillen des Corso ihres Weges ziehen. Es ist ihnen nur darum zu thun, in einem andern Kleide zu stecken, und die Sucht der Römer, Komödie zu spielen, erstreckt sich selbst bis auf die kleinsten Kinder. Man darf nicht versäumen, zuweilen den Corso zu verlassen und in die nebenlaufende Ripetta hinüberzugehen. Hier hat die niedere Classe ihren Carneval, und hier muß man das poetisch-dramatische Talent des gemeinen Römers bewundern. Schon kleine Knaben üben sich hier in er-

habenen Reden, und man lernt hier besonders den Ungrund der Behauptung kennen, daß dem jetzigen Römer die Geschichte seiner Vorfahren fremd und gleichgültig sey. Nicht selten tritt ein Conte der Ripetta mit Würde unter die Menge, erzählt die Großthaten ihrer Ahnen und sucht seine Landsleute zur Nachahmung zu entflammen. Ob aber gleich derlei Aufforderungen bei dem gegenwärtigen Zustande Roms lächerlich erscheinen, auch gewöhnlich vom Redner selbst oder den Umstehenden durch eine neue Posse unterbrochen werden, so spricht sich doch überall die große Leichtigkeit der Rede und die blühende Phantasie des Römers aus. Es ist nicht leicht, sich Gehör zu verschaffen, besonders im Corso, wo das Auf- und Abfahren der Wagen, das außerordentliche Gedränge und das betäubende Geschrei der Masken anhaltende Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand oder auf einen Redner beinahe unmöglich machen. Ist es aber einmal einem solchen gelungen, den günstigen Augenblick zu erhaschen, wo die doppelte Wagencolonne still halten muß, hat er das Interesse der Umstehenden zu fesseln gewußt, so darf er auch des Erfolges gewiß seyn, und eine solche Erscheinung ist sodann in Hinsicht der Begeisterung des Redners und der unerschöpflichen physischen Mittel, welche sich hier entwickeln, wirklich eine außerordentliche. So wie der Redner einen Trupp Zuhörer um sich gebildet hat, sucht er sich einen höhern Standpunkt. Bei der Anstrengung, deren es bedarf, sich in diesem Lärmen nur vorerst bemerkbar zu machen, sollte man glauben, daß seine Lungenfertigkeit und

Kraft bereits in der Einleitung erlahmen müsse; wenn er aber einmal einen freien Stuhl erreicht hat, den er sich zur Tribüne umschafft, so beginnt erst die wahre Entwickelung seiner Stentorstimme. Mit stets wachsendem Feuer, mit einer Begeisterung, welche nur aus dem Innern kommen kann, geht er von der Posse in das Tragische über; er beschwört seine Mitbürger, sich nicht durch ihre Lust verleiten zu lassen, gegen Sitte und Gesetz zu verstoßen, und warnt besonders vor den bösen Folgen der Leidenschaften, worunter die hier so gräßliche Opfer fordernde Eifersucht den ersten Platz einnimmt. Doch dieses ist Alles nur Mittel zum Zweck. Er sucht sich, ohne daß man seine Absicht errathen kann, von Stuhl zu Stuhl einem Balcon zu nähern, auf dem ein ganzes Nest von Amoretten sitzt. Er beschäftigt fortwährend seine sich stets vermehrenden Zuhörer, die ihn häufig durch Acclamation unterbrechen; kaum aber hat er sein schönes Ziel erreicht, so kommt er auf den beglückenden Einfluß des schönen Geschlechts zu sprechen, und wendet sich plötzlich nach oben. Kein Demosthenes vermöchte wohl so aus dem Stegreif eine Apotheose schöner Frauen zu erfinden. Er verwandelt den über ihm stehenden Balcon in den Olymp, jedes der holden Geschöpfe in eine Bewohnerin desselben, er fleht ihre Gaben auf ihre unten stehenden Verehrer herab, und seine Begeisterung steckt dermaßen an, daß die Evvivas die Luft erschüttern. Holdselig lächeln die schönen Wesen herab, und das Ganze gewinnt wirklich ein idealisches Ansehen. Da bewegt sich die Wagencolonne, die Masse wird getrennt, ein Fourgon

mit kühnen Confettischleuderern nähert sich dem glücklichen Redner und bedeckt ihn mit einem Hagel von grobem Geschütz. Er sinkt mit dem letzten Rufe: Et tu, Brute! und verschwindet. Dieses Confettiwerfen aber hat beinahe seine ehemalige schöne Tendenz verloren und ist sehr ausgeartet, daher es auch anfangs einen unangenehmen Eindruck macht. Sonst warf man nur gute Confetti, und noch jetzt erkennt man den Italiener an dem geschickten und graciösen Zuwerfen. Jetzt aber haben die Fremden dieser sonst so hübschen und zartsinnigen Sitte eine wirklich furchtbare Ausdehnung gegeben und treiben die Sache bis zum Unfug. Anstatt daß derlei Aufmerksamkeiten so versteckt als möglich seyn sollten, sieht man ganze Wagen voll dieser unerschrockenen Schleuderer mit ungeheuren Säcken und Körben, in denen die falschen Confetti aufgespeichert sind, durch die Straßen ziehen und ohne Rücksicht Alles bombardiren, was ihnen nahe kommt. Am Palais Ruspoli, dem Brennpunkte des Carnevals, waren mehrere Balcone mit diesen Athleten bedeckt, worunter sich besonders die Rom dominirenden Insulaner in Feinheit des Benehmens auszeichnen, und wehe der schönen Frau, die unter das Kreuzfeuer dieser verheerenden Batterien kam. Hier war die Luft durch den ewigen Confettiregen verfinstert, und die Straße schien dicht beschneit. Indessen sah man gegen Ende des Carnevals mehr mit ächten Bonbons und besonders mit Blumensträußen werfen, welch letzteres so überhand nahm, daß man die Wagen, wo schöne Frauen saßen, ganz in Gärten von Rosen und Veilchen verwandelt sah. Ueberhaupt ist

der römische Corso ein wahrer Triumphzug für schöne Frauen, und es gibt wohl kein Volk, das die Schönheit so vergöttert, als das römische. Wie ein Wagen mit seiner schönen Bürde sich nähert, ertönen von allen Seiten begeisterte Ausrufungen: Oh che begli occhi! o quanto e bella! Alles erhebt sich von den Sitzen und Männer, ja selbst Frauen werfen der meist unbekannten Schönheit Zeichen ihrer Huldigung zu. Daher kommt es auch, daß die größte Sitte, der möglichste Anstand in der Menschenmasse herrscht, und anstatt das Gedränge zu vermehren, sucht Jeder dem Andern die Unannehmlichkeit desselben zu erleichtern. Unanständigkeiten können hier nie vorkommen, und das Gesetz brauchte nicht einmal so strenge zu seyn, da der Widerwillen gegen dergleichen schon im Volkscharakter liegt; kommen sie aber vor, so kann man sicher annehmen, daß sie von Fremden geübt werden. In diesen Fällen ist aber die Polizei unerbittlich, und jeder Uficiale hat executive Gewalt. In mehreren Seitenstraßen sind sogenannte Cavaletti angebracht, in welche die Verbrecher mit den Händen und Füßen in kniender Stellung eingeschraubt werden und so die Bastonnade erhalten. Einer jener Insulaner, welcher im Wagen saß und seine Munition verschossen hatte, konnte auf die wiederholten Angriffe, welche man auf ihn machte, nicht mehr antworten. Er verlor hierüber die Geduld und schlug mit dem Stocke nach einer Maske, die ihn am meisten verfolgt hatte, traf aber ein nebenstehendes Frauenzimmer. Nun war keine Rettung; er hatte gut betheuern, daß er von hoher Geburt, von Stande sey.

Er wurde aus dem Wagen gehoben, unter großem Zulaufe in Cavaletto gespannt und erhielt seine Strafe. Dasselbe Schicksal theilte einer seiner Landsleute, der sich unanständig gegen ein übrigens ganz gemeines Mädchen benommen hatte. Der römische Stolz, welchen besonders die Weiber besitzen, duldet nicht die mindeste Kränkung dieser Art; das Weib aus niederstem Stande dünkt sich gleich der Principessa; zum Theil eine ganz natürliche Folge der hiesigen Wahlmonarchie; denn da der Geringste aus dem römischen Clerus Cardinal und Papst werden kann und auch häufig wird, und da diese Wahlen bei dem hohen Alter der Päpste auch rasch sich folgen, so sieht der Gemeinste aus dem Volke die Möglichkeit vor sich, einst zu der Familie des Kirchen- und Staatsoberhauptes zu gehören, und dünkt sich deßhalb jetzt schon nicht weniger, als diejenigen, welche ein früherer Zufall bereits zu Mitgliedern derselben gemacht hat. Daher ist es auch zu erklären, daß der Unterschied der Stände hier durchaus nicht auffallend ist, und daß die Tochter des Handwerkers, welcher der Fürstensohn seine Liebe erklärt, es ganz natürlich findet, daß er sie heirathe. Diese Gleichheit der Stände, welche die bei uns so lästigen Abstufungen verbannt, dehnt sich auch auf die höchsten gesellschaftlichen Verhältnisse, nur mit Berücksichtigung auf bessere Erziehung und auf Beschränkung des Raumes aus, weßhalb es auch einem aristokratischen deutschen Gemüth anfangs ganz ängstlich ums Herz wird, sich unter solchen fremdartig scheinenden Elementen bewegen zu müssen, obgleich unsere Vor-

urtheile bei längerem Aufenthalte in Rom durch die großartige Bildung seiner Gesellschaft verschlungen werden; denn wie wollte man in einer Stadt, welche der Sammelplatz aller Fremden der vier Welttheile ist, wohin Jeder, dessen Verhältnisse es nur einigermaßen gestatten, wenigstens Eine Pilgerfahrt in seinem Leben macht, welche man als das Asyl und die Republik der genialsten Künstler, der freisinnigsten Männer aller Zeiten und Länder ansehen muß, wo sich jeden Winter zwanzig bis dreißigtausend Ausländer niederlassen, wo also die gesellschaftlichen Bestandtheile so häufig und rasch wechseln, daß man sich in der Unmöglichkeit sieht, sie jedesmal kennen zu lernen, weßhalb auch Keiner um den Andern sich bekümmert, und daß man mitten in den großen Gesellschaften eben so unbekannt leben kann, wie in seinen vier Mauern — wie könnte man in dieser Weltstadt, deren Studium allein ein Menschenleben ausfüllen kann, wie wollte man hier den Eintritt in die kolossalen Zusammenkünfte der Großen und Reichen nach dem Ellenstabe unserer feudalen Verhältnisse abmessen, und wo sollte man hier anfangen, wo enden, um den rechten Maßstab für die gesellschaftliche Befähigung unter den Legionen der gebildetsten Menschen zu finden? Diese Aufhebung beinahe aller in Residenzstädten üblichen Formen und Beschränkungen ist aber vielleicht allein in Rom möglich, hier aber auch nothwendig. Außer der Fürstin Massimi und der Herzogin Torlonia macht von den römischen Einwohnern niemand ein großes Haus, und die fremden Botschafter, so wie

andere fremde Familien haben zu viele Rücksichten auf die zahlreichen Fremden ihrer Nation, welche in ihrem Schutze stehen oder bei ihnen eingeführt sind, zu nehmen, um die adeligen Ansprüche abwiegen zu können, deren Aufrechthaltung unsere übrigen europäischen Salons so monoton und einseitig macht. Diese Gattung von Zwang kennt man daher hier nicht, und die wahre und einzige Geselligkeit, nämlich der geistige Verkehr unter den interessantesten Personen, ist die natürliche Folge der gänzlichen Abstreifung dieser Vorurtheile. Eine Nacht schwindet hier im wahren Genuß, und der Andrang von Menschen ist in den hiesigen Gesellschaften so außerordentlich, daß selbst die großen römischen Paläste sie nicht alle zu fassen vermögen. Alles ist stets auf den Beinen, und dessen ungeachtet verläßt man häufig das Haus, ohne seine Bekannten begrüßt zu haben; oft trifft man noch am frühen Morgen auf solche, die man nicht zugegen wußte, und noch öfter muß man sich damit begnügen, ihnen von ferne zuzuwinken. Die Localitäten sind die prachtvollsten, die man sich denken kann, und man bewegt sich meistens in sechs bis acht großen Sälen. Selten, daß sich Gruppen zum Sitzen bilden, und dieß meistens nur in den Tanzsalons. Unstreitig das schönste Local ist im Palaste Torlonia, und es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn in der wunderschön in Fresco gemalten, mit den herrlichsten Antiken gezierten Galerie — wo hier die Concerte gegeben werden, in welchen die ersten Talente Roms um den Beifall der glänzendsten Gesellschaft der Welt ringen —

Canova's Riesenstatue Hercules, in der Wuth des ihn verzehrenden Feuers, den unglücklichen Lykas über die prachtvolle Gesellschaft, welche pygmäenähnlich unter diesem Kolosse wandelt, hinausschleudert. Der Luxus der Damen hat den höchsten Grad erreicht, ob sie gleich sich wenig um herrschende Moden kümmern, sondern rein ihrer Phantasie und ihrem Geschmacke folgen, welche beide den Eingebornen besser zu dienen scheinen als den Fremden. Die Charakterbälle bei Shrewsbury, die Maskenbälle bei Northampton, die französische Komödie und die Bälle bei Fürst Gagarin und Gräfin Wolkonsky, besonders aber die Soirées bei dem Herzog von Montfort, und der liebenswürdigen Herzogin St. Leu, waren die schönsten und belebtesten Feste des hiesigen Carnevals, in welchem man jede Nacht an einem, auch zwei großen Vergnügungen Theil nehmen konnte. Allein auch das große Publicum fand nach einigen Stunden Rast von dem ermüdenden Corso reiche Unterhaltung auf den Festins des großen Theaters Aliberti; und wenn dieses auch nicht den herrlichen Anblick eines Münchener und anderer großen Theater gewährt, so trägt doch die dortige Versammlung mehr den Typus des wahren lebendigen Maskenballs, eines Lebens, von dem nur der Italiener den wahren Begriff geben kann, da er allein die Lust dazu mit der Muttermilch einsaugt. Hierzu kommt, daß kaum ein Ort der Welt so viele weibliche Schönheiten aufzuweisen hat, als Rom — eine Behauptung, die man mit einem einzigen Festin daselbst beweisen kann, wo alle Schönheit fremder Frauen, welche man hier im Ueber-

flusse sieht, gegen diese Pracht der Figuren, gegen diesen Strahlenglanz der Augen, gegen diesen feinen Schnitt und Geist in den Gesichtern der Römerinnen verschwindet. Hier ist auch, und natürlich mehr als auf dem unruhigen Corso, der wahre Ort, der Schönheit seine Huldigung zu bringen, und man erkennt auch hier die unbezwingbare Lebhaftigkeit des Römers. Der Deutsche, der Franzose wird seine Bewunderung beim Anblick einer schönen Frau durch ehrerbietige Anschauung, oder, wo möglich, durch zuvorkommende Artigkeit ausdrücken; dem Italiener aber ist dieß zu umständlich, und ihn drängt es, seinen Gefühlen auf andere Weise Luft zu machen. Eine wirklich überraschend schöne Dame erscheint in einer Parterreloge; sie zieht augenblicklich die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich. Ein Troubadour nähert sich ihr und singt ihr zu der Guitarre ein schönes Lied; Maler treten vor sie und bitten um die Erlaubniß, sie abmalen zu dürfen; vier Masken singen ihr Canzonetten, wie man sie nicht schöner hören kann. Die stolze Römerin nimmt diese Huldigung mit Grazie auf und sieht freundlich auf die sich immer mehr herandrängende Menge. Da tritt ein Conte auf, wendet sich zuerst an die aufmerksame Umgebung, entwickelt die Vorzüge seiner großen Abkunft, einer erhabenen Vorzeit, spricht mit wachsender Begeisterung von den hohen Gefühlen, welche uns die Großthaten unserer Vorfahren einflößen müssen, springt dann plötzlich auf einen Stuhl und wendet sich nun zu der herrlichen Frau. Er schwört, daß sie die würdigste Enkelin des größten Volkes der Erde, der Stolz ihrer Nation

sey. Er schwört, daß ihre Reize alle Vorzüge ihrer erhabenen Ahnen verdunkeln, und fleht die Götter an, ihm eine Gelegenheit zu bieten, seine Worte mit seinem Blute zu besiegeln. Er möchte, gleich Cocles, sie gegen ein ganzes Heer vertheidigen, er möchte, ein zweiter Aeneas, sie aus den Flammen des brennenden Roms tragen, und als er endlich in der heftigsten Bewegung sich den Tod des Curtius geben und in den Abgrund stürzen will, bricht der solch ungewohnter Zumuthung müde Strohstuhl und der entflammte Redner fällt vor der Heldin zu Boden. Ein unermeßliches Gelächter füllt den Saal, die Menge zerstreut sich und neue Erscheinungen erzeugen neue Scenen. Man macht sich keinen Begriff, wie hier Alles verständig erfaßt und benutzt wird, um Komödie zu spielen; es ist das größte und unerschöpflichste Lustspiel auf der Erde. Das Tanzen, obgleich nur untergeordnet und auf einige Säle beschränkt, gehört mit zu den lächerlichsten Erscheinungen, da hier Tänze getanzt werden, welche der gemeine Römer nicht kennt, und da nur die gemeinere Classe hier tanzt. Beim Walzen glaubt man, die Leute gehen auf einem vom Sturme bewegten Schiffe umher. Sie suchen erst lange in den Schritt zu kommen, und werden am Ende durch das Drehen so schwindlicht, daß sie wie Betrunkene umher taumeln. Die Contretänze lösen sich aber meistens in eine gänzliche Verwirrung der Figuren und in Unordnung auf. Zu wundern ist es, daß der Römer bei seiner Maskenlust keine einheimische komische Person besitzt; der Harlekin ist venezianischen, der Pulcinell neapolitanischen Ursprungs, und beide müssen in

diesen Dialekten sprechen, wenn sie nicht ausgelacht werden wollen. Der Cassandro, der einzige stehende römische Charakter, welcher alle Ereignisse in Rom, alle Thorheiten seiner Mitbürger, alle Schwächen und Sonderbarkeiten der Fremden mit unnachahmlichen Witz und mit der feinsten Satyre geißelt, ist auf die Marionettenbude beschränkt; und die unzähligen Doctoren, welche Alles curiren, die Apotheker, die Alles purgiren, die Advocaten, welche mit der ganzen Welt Processe anfangen, und selbst die berühmten Conti, welche in ihrem habit habillé alle Rollen spielen, sind nur Fragmente und können nicht für stehende Charaktere gelten. Aecht nationell erscheint die von den römischen Mädchen so leidenschaftlich geliebte und so überaus reizend getanzte Saltarella. Jedes Mädchen weiß hier das Tambourin zu schlagen, eine Musik, die vielleicht die aufregendste für den Tanz ist. Haben so ein paar muntere Wesen ein Plätzchen auf dem Corso gefunden, so tanzen sie auch ihren lieblichen Tanz gewiß fort, bis sie durch die augenscheinlichste Gefahr, unter die Räder zu kommen, vertrieben werden. So endet nun der Carneval mit seinen unzähligen Bildern, die kein Auge fassen, keine Feder beschreiben kann, und die ein Traum scheinen, so rasch schwinden sie vorüber. Nicht ohne Opfer war die tolle Lust geblieben; mehrere Personen waren unter den Dolchen römischer Eifersucht und mehrere unter den Hufen der zu früh ausgebrochenen unbändigen Berberi gefallen. Da hatten diese von Stacheln und Rauschgold getriebenen Pferde zum letztenmal ihre Bahn durchlaufen, zum letztenmal verkündete der dritte Kanonenschuß ihre

Ankunft am Ziele, und dichter und dichter füllte sich der immer dunkler werdende Corso. Es entzündete sich ein Licht an dem andern; eine ferne Procession, ein Leichenbegängniß schien die lange schwarze Gasse herabzuziehen, und immer mehrten sich die Lichter, und auf den Straßen, auf den Balconen, auf den Dächern wurde es helle und heller, und in einem Feuermeer wogte plötzlich die lärmende Menge. Und von allen Seiten erschallt das Geschrei, die Lösung dieser letzten Stunde der Freude: Moccoli, Moccoli! tönt es aus tausend uud tausend Kehlen, und nun beginnt ein Krieg, der gewiß zu den muntersten gehört, welche man führen kann. Alles, was nur Scharfsinn und Uebung erfinden kann, ist hier aufgeboten, um das Auslöschen und Wegnehmen der Wachskerzchen zu verhindern oder unmöglich zu machen. Die Personen in den Wagen stehen und halten die Lichter hoch in die Luft, die fahrenden Damen tragen ihre Moccoli auf langen Stäben und haben sie mit gefärbtem Papiere umgeben; die Kutscher stecken sie auf die Peitsche, die Bedienten auf die Hüte; Alles steht auf den Stühlen, auf den Trottoirs, und Jeder ist bemüht, allen erdenklichen Angriffen zu widerstehen. Dabei zeigt sich nun vom Ave Maria an Alles ohne Masken, und man kann sich keinen Begriff von der günstigen Beleuchtung dieser Millionen von Lichterchen und dem magischen Reflex machen, welchen diese Flammenmasse auf den unzähligen freudestrahlenden Gesichtern der schönen Frauen hervorbringt, welche in Wagen, auf den Sedien, an Fenstern und Balconen in ihren idealischen Trachten vertheilt

sind. Der Lärm, die Ausgelassenheit steigt immer höher. Man erstürmt die Wagen, man klettert an den Balconen hinauf, und was den unten Angreifenden nicht gelingt, das erreichen die Obenstehenden, indem sie mit langen Flaggen die Lichter in den Wagen auswehen oder mit Blasröhren die unzugänglichen, in Papier gewickelten ausblasen. Ein auf diese Art dunkel gemachter Wagen wird ausgelacht. Alles geschieht mit höchster Heiterkeit, und Jeder sucht lachend seine Kerzen wieder anzuzünden, wobei er freilich dem Helfer oft mit Undank lohnt und ihn selbst finster macht. Höchstens rufen die Frauen einmal einem zu kecken Ausbläser ein Coijone, ein Briccone nach, obgleich auch dieses nicht böse gemeint ist. Der Krieg in den Häusern selbst wird eben so lebhaft geführt, und man bekämpft sich hier mit langen Stäben, an denen Tücher, Fächer, Lappen, Kehrwische und andere Löschanstalten befestigt sind und mit denen man sich von Stockwerk zu Stockwerk, von Balcon zu Balcon verfolgt. Man denke sich nur selbst, welchen Grad die Munterkeit erreichen muß, da sie hier, ohne alle Rücksicht, nur Einen Vereinigungspunkt hat, der, so albern er auch ist, doch jeden Scherz gestattet, jeden verzeiht. Die Lustigkeit macht sich auch so sehr Luft, daß das Geschrei auf eine wirklich betäubende Weise zunimmt, und Alles toll erscheint. Dabei geschieht nicht die geringste Unordnung, die Pferde ziehen ruhig ihres Weges, und die Fußgänger haben so sehr alle Furcht vor ihnen verloren, daß sie in den gedrängtesten Massen die Wagen umgeben. Dieses Fest ist unstreitig

dem Carneval an Originalität und besonders an Leben selbst vorzuziehen; denn während bei Tage doch sehr viele Masken, bloß mit ihrem selbstzufriedenen Vergnügen beschäftigt, sich auf sich selbst reduciren, muß hier Jeder Hand anlegen oder sich doch vertheidigen, und hier wird man wirklich unwillkürlich in den Wahnsinn hineingerissen, während man im Carneval doch von Zeit zu Zeit den ruhigen Beobachter machen kann. Der Anblick dieses beweglichen Feuerstromes ist mit gar keiner andern, selbst nicht der reichsten denkbaren Beleuchtung zu vergleichen. Dort ist Feuer und Mensch todt, hier sind beide im äußersten Grade lebendig. Jede Carrosse bietet ein neues Schauspiel, jeder Blick stößt auf neue Verwandlungen. Wie dürfte man es aber an einem andern Orte wagen, diese so einfache Belustigung einheimisch zu machen? Während hier eine Masse von vielleicht hunderttausend Menschen friedlich und harmlos gleich Kindern sich vergnügt, würde dieselbe Sache wohl an jedem andern Orte zu Ausgelassenheit und Unsittlichkeit führen. Kein Soldat zeigt sich in diesen Reihen, und die Gendarmen, welche hier und da zerstreut sind, machen den Spaß so gut mit, wie jeder Andere. Je länger dieser Fieberparoxysmus dauert, je näher das Ende desselben rückt, desto ärger wird der Spuk, und man glaubt wirklich in einer Versammlung aller Narren des Erdbodens sich zu befinden. Wo wäre aber nun ein Volk, das sich gutwillig von seiner höchsten Freude zur tiefsten Ruhe bringen ließe, wie der Römer? Man bangt vor dem Augenblick, wo dieses

magische Zauberspiel, dieser Taumel des Vergnügens enden soll, und zittert vor den Gewaltthätigkeiten, die zur Herstellung der Ruhe angewendet werden müssen. Allein wie unnöthig ist hier jede Besorgniß! Mit dem Glockenschlage Ein Uhr erlöschen alle Lichter, schwarze Nacht und tiefe Stille folgt dem unermeßlichsten Tumult, den Menschen hervorzubringen vermögen, und in wenigen Minuten hat sich die Menge verlaufen. Kein Geschrei, kein Lärmen läßt sich mehr hören, und betäubt über solche unbegreifliche Verwandlung steht man auf diesem vor kurzem so belebten Platze; allein die Millionenmal gehörten Rufe: Sedie, palchi avanti, Confetti! und endlich das einem Kosakenhurrah ähnliche, eine Stunde fortgebrüllte: Smorzate Moccoli! tönen immer in den Ohren fort und bleiben gewiß Jedem unvergeßlich, der den römischen Carneval genossen. Und über all dieser vergänglichen irdischen Lust bricht die heilige Buße in Sack und Asche herein, und gläubig strömt das Christenvolk in St. Peters Dom, Ablaß zu holen für das Verbrechen, sich vergnügt zu haben. In Sixtus herrlicher Capelle verkündet der schönste Stimmenchor in tief-ernster Weise, daß es Zeit ist, den Lüsten der Erde zu entsagen und den Geist auf den Schwingen der Andacht zur Betrachtung des Höchsten zurückzuführen. Vor Petri Stuhl kniet das ehrwürdige Collegium der Kirchenväter und mit ihnen kniet das gläubige Volk; ernster und feierlicher tönen die herrlichen Stimmen, hehr und schauerlich stimmt sich das Gemüth in der düstern Halle. Da bricht ein heller Strahl der allbelebenden Sonne in das dunkle

Grau des schwarzverhängten Tempels; er fällt auf Michelangelo's göttlichen Erlöser und die engelsmilde Maria, die mitten in dem furchtbaren Weltgerichte richtend und verzeihend schweben. Aller Blicke wenden sich nach diesem wundervollen Schauspiele, selbst die ehrwürdigen Verrichtungen der Kirche zögern ob dieser himmlischen Erscheinung, und schöner und immer vollendeter tritt das göttliche Christusbild in seiner Verklärung hervor, und sieht lächelnd und versöhnend auf die ewige Thorheit der Menschen herab, und waltend nach Recht übt die Nemesis ihr Amt, und die Sündigen wälzen sich im Pfuhle. Da schwindet das Licht, es verstummt der Gesang, dunkle Schatten umziehen die fromme Gemeinde, und tief erfaßt, von den heiligen Schauern der Religion durchbebt, erhebt sich schweigend die erschütterte Versammlung und verläßt die Stätte der erhabensten Buße und Versöhnung. Wehe dem Menschen, dessen Gefühl sich nicht mehr erheben läßt, zu den großen Wirkungen, welche diese feierliche Stätte auf jedes empfängliche Gemüth macht; wehe dem Spötter, der mit profanem Muthwillen die erhabenen Empfindungen verläugnen und unterdrücken kann, welche dieser größte Act der Hingebung und Anbetung des ewig Unbegreiflichen in ihm selbst hervorgerufen hat!

Die römische Charwoche.

Sollte es denn wirklich ein Vergehen seyn, zu gestehen, daß die meisten der in der Charwoche üblichen Ceremonien, welche sich auf einfache und schöne christliche Satzungen und Traditionen gründen, so ausgeartet sind, daß man mehr dramatischen Effect, als wahre Erbauung dabei im Auge hat? Muß die schöne Feier der Fußwaschung nicht an Würde verlieren, wenn man den Papst oder an seiner Stelle einen silbergrauen Cardinal diese Gedächtnißhandlung wahrer christlicher Demuth an größtentheils ganz jungen, von Gesundheit strotzenden, maskirten Geistlichen vollziehen sieht, während in andern Hauptstädten der Christenheit die ältesten, durch sittlichen Lebenswandel solcher Ehre würdigen Greise hierzu berufen werden? Kann es einen günstigen Eindruck machen, wenn man diese metamorphosirten Fratres, so wie später das respectable Cardinalscollegium, von dem in Schaaren andrängenden Publicum umstellt, ohne allen von dieser testamentarischen Erinnerung unzertrennbaren Anstand wie in einer Garküche abfüttern sieht, und wenn hierbei die polizeilichen Maßregeln so übel getroffen sind, daß die für die Damen errichteten Tribünen jeden Augenblick den Einsturz drohen, die Damen selbst, um an ihren Platz zu gelangen, über eine hohe Schranke und eine Hühnertreppe voltigiren müssen, und für die Ordnung im Ganzen so wenig gesorgt ist, daß die wachehaltenden

Schweizer sie mit Hellebardenschlägen handhaben müssen? Und wird die hochfeierliche Ceremonie der Benediction von der Tribüne des Peterdoms auf die zahllose, unten zusammengedrängte gläubige Menge nicht ins Lächerliche gezogen, wenn solche Verstöße wie am Gründonnerstag vorgehen, wo der ehrwürdige Kirchenvater, welchem das große Buch nicht richtig dargeboten wurde, sich mit seinen ungeschickten Dienern deßhalb laut herumzanken muß, und wenn das auf dem Riesenplatz die unermeßliche Menschenmenge umringende Militär genöthigt ist, gleich dieser auf den Knieen die Segnung zu empfangen, was in dem knappen Anzug bei den meisten derselben nur im krampfhaften Schweben zwischen Himmel und Erde möglich ist? Und verstößt es nicht gegen alles militärische Herkommen, wenn die Truppen dieser religiösen Pflicht hingegeben werden, ohne zu wissen, wie sie ihre Gewehre, welche sie nicht ablegen dürfen, knieend zu halten haben, und wenn die türkische Bande ihre Musik in derselben Stellung fortspielen muß, wobei der Schläger der großen Trommel sich mit dem Bauche über sein Instrument legt? Könnte man denn diese und so viele andere Uebelstände nicht beseitigen, und ist es nicht sogar Pflicht, Alles zu vermeiden, was die Feierlichkeit dieser weltberühmten Kirchenceremonien stören oder gar ins Abgeschmackte herabziehen muß? Wie sehr würden aber diese, wie sehr die ganze Sache gewinnen, wenn der Frivolität vorgebeugt und Anstand und Einfachheit vorherrschend beachtet würden? Es ist über oder gegen den Ritus der katholischen Kirche hier nichts zu sagen, da er sich, obgleich ausgeartet, auf

unsere Zeit durch Tradition fortgepflanzt hat; warum aber zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, welche nur der Bühne angehören sollten? Warum das Miserere mit einem donnerähnlichen Geräusch der großen Trommel schließen, zum Zeichen, daß Christus todt sey, und so gleichsam einen effecthaschenden Kunstgriff anwenden, der, abgesehen davon, daß er, an dieser Stelle angewendet, eine wirklich überraschende Wirkung hervorbringt, von der in ihre Rechte getretenen Ueberlegung doch bald als dramatisch und daher hier nicht passend erkannt und mißbilligt werden muß? Wozu denn so viele künstliche Berechnung, wo die Mittel so einfach und erhaben zur wahren Rührung sich darbieten? Weßhalb die Menschen durch zweistündige Lamentationen, durch diese furchtbar abspannende Monotonie unendlicher Grabesaccente martern, um ihnen die herrliche Musik des Miserere doppelt angenehm erscheinen zu lassen? Wahrlich, die großen Meister Allegri, Palästrina, Jomelli und Pergolese bedürfen keines so mürbe gemachten Auditoriums, um ihre überirdischen Schöpfungen geltend zu machen. Das Miserere ist der Glanzpunkt der römischen Charwoche, der Triumph der menschlichen Stimme. Wenn der letzte Klageruf der Castraten verklungen, die letzte Wachskerze verlöscht, und Grabesstille und düstere Dämmerung in die schauerliche Capelle eingezogen ist, und nach feierlicher Pause, in welcher man keinen Athemzug von der in gespannter Erwartung harrenden Versammlung mehr vernimmt, eine hohe, klagende, weiche Stimme sich erhebt und ihr eine andere aus dem wohlverschlossenen Chore folgt, und nun

in Pracht und Herrlichkeit die kräftigen Bässe als unerschütterliches Fundament einstimmen und ein Ganzes sich bildet, eine Harmonie, von der man sich umsonst einen Begriff zu machen strebt, wenn die seelenzerreißenden, schmerzlich jammernden, hohen Töne der Soprane in ihren erschütternden und tief ergreifenden Wirkungen die innersten Fasern des Gemüthes durchzucken, während die Kraft der tiefsten Bässe, deren mancher mit dem herculischen Lablache in die Schranken treten darf, die heilige Halle erbeben machen — da muß man es freilich unnöthig erachten, diese hohe Extase noch künstlich zu steigern, und wird es erklärbar finden, daß die Frauen alle in Thränen der Rührung und Wehmuth aufgelös't sind, und selbst Männer vor der Macht der himmlischen Töne betend niedersinken. Es ruht ein wunderbarer Zauber auf dieser Sixtinischen Capelle. Wie man sich auch gegen ihre Eindrücke zu wahren und zu sichern versucht, so wird man dennoch durch ihre Allmacht hingerissen, und ich habe sogenannte Freigeister ihrem magischen Einflusse denselben Tribut entrichten sehen, wie nervenschwache Mädchen. Allein wenn die letzten, sanftklagenden Sphärentöne gleich einer leise bewegten Aeolsharfe in stiller Abendluft verklungen sind, und ein leichtes Geräusch, gleich einem fernen Donner, die nun in völliger Nacht sich befindende reglose Versammlung durchbebt und sich Alles auf dieses schauerliche Zeichen des Todes Christi entsetzt erhebt und in feierlicher Stille diese Stätte der wollüstigen Wehmuth verläßt; wenn man von der unbegreiflichen Betäubung erwacht, der Verstand in sein ewiges Recht

tritt, und man sich nun fragt: was hast du gehört, was empfunden? da muß man sich am Ende doch gestehen, daß die große Wirkung, welche die Sixtinische Capelle hervorbringt, nebst der unübertrefflichen Vocalmusik hauptsächlich in dem Orte und seinen Umgebungen selbst zu suchen seyn dürfte. Buonarotti's Riesenschöpfung bereitet schon durch ihre einfache Größe zu den außerordentlichsten Dingen vor, und der herrlichste Chor menschlicher Stimmen schwingt die Seele in höhere, nie geahnte Regionen. Man hat an mehrern Orten vergebliche Versuche gemacht, diesen Meisterchor nachzuahmen, und so unwahrscheinlich es auch den in die akustischen Geheimnisse Uneingeweihten erscheinen mag, so muß der Grund doch in der Structur des Chores liegen, in welchem diese vortrefflichen Sänger ihren Kehlen den magischen Zauber entlocken, so wenig auch seine niedere, gepreßte, unansehnliche Bildung dieser Anforderung zu entsprechen scheint. Man hat ähnliche Capellen in andern Städten erbaut, man hat den Chor der Sänger auf dieselbe Weise zusammengestellt, ohne jemals dieselben Erfolge zu erhalten. Während der französischen Occupation Roms hielt man die Kirchenmusik der Charwoche in der Peterskirche selbst, obgleich aber die päpstliche Capelle bedeutend verstärkt war, so verlor sie sich doch gänzlich in den gigantischen Räumen dieses Doms. Der König von Spanien erbat sich vom Papst seine Capelle, und die Sänger reis'ten nach Madrid. Bald kamen sie jedoch zurück, da ihr Gesang durchaus keine ähnliche Wirkung in der Capelle des Escurials hervor-

bringen wollte, und man war in Spanien lange der Meinung, der Papst habe nicht die rechten Sänger geschickt.

Ueberreich ist diese Zeit in Rom an wahrhaft feierlichen, durch Erinnerung und Sanction der Jahrhunderte doppelt ehrwürdigen Erscheinungen, obgleich auf die individuelle Stimmung, so wie auch auf die Stellung, in welcher man die Dinge auffaßt, besonders viel ankommt. So fesselte mich das Gedränge, nachdem die Perparitien am Gründonnerstag in der Sixtinischen Capelle beendet waren, in dem großen Vorsaale, welcher die Sixtinische und die Paulinische Capelle trennt. Der Anblick, welchen die beiden weitgeöffneten Capellen, die ich mit Einem Blick übersehen konnte, gewährten, war wirklich magisch. Buonarotti's ungeheures Weltgericht trat unter dem Doppellicht der hereinbrechenden Sonnenstrahlen und des Kerzenschimmers in seiner Pracht hervor, während der reichgespendete Weihrauch sich gleich einem weißen Schleier über dieses Zauberbild hinzog. Durch die ewige Nacht und Finsterniß der Paulinischen Capelle aber schwamm ein Lichtmeer wundervoll gewundener Feuerschlangen, und diese beiden, so verschiedenartig erhellten, tief eindringenden Punkte verbreiteten im Gegensatz zu der düstern, die harrende gläubige Versammlung einschließenden großen Vorhalle einen Zauber, den kein Pinsel wiedergeben, kein Wort zu schildern vermag. Und als nun in tiefer Stille das Gefolge des christlichen Hirten heranzog, und die hohen Palmzweige den Vater des Friedens verkündeten, und mild und

segenspendend sich der sterbende Greis mühsam auf hohem Throne getragen zu seinen Kindern niederbeugte, da sank die ganze Versammlung anbetend auf die Kniee, und Keiner fragte hier, ob er ein sichtbares Oberhaupt der Kirche anerkenne, so mächtig wirkte die hehre Erscheinung des ehrwürdigen, dieser Erde beinahe schon entrückten Greises. Ich habe diesen Eindruck selbst nicht bei der in ihrer Art wirklich einzigen Benediction des Papstes, welche er von der Tribüne der Peterskirche auf den Platz herab ertheilt, in mir empfunden, ob es gleich einen nicht zu schildernden Anblick gewährt, den in orientalischer Pracht, auf hohem Thronsessel getragenen, mit allen Insignien seiner Würde geschmückten Kirchenfürsten Segen auf die Hunderttausende, in malerischen Gruppen vor ihm niedergeworfener Gläubigen vom Himmel erflehen zu sehen. Unendlich erhöht wurde dieser feierliche Act dadurch, daß der Papst sichtlich der Auflösung nahe und bereits so schwach ist, daß er nur mittelst eines Schraubstockes, der im Thronstuhle angebracht war, in die Höhe gewunden werden konnte.

Wie wunderbar sich in Rom das Alte mit dem Neuen vereinigt, und welche erhabenen Wirkungen aus dieser Mischung hervorgehen, sah man bei einem feierlichen Kirchengange mit Fackeln, welcher in der Nacht des Gründonnerstags von einer Brüderschaft im Colosseum gehalten wurde. Dieses in seinem halben Verfall noch Ehrfurcht gebietende Riesenwerk des Alterthums gewährt bei Mondbeleuchtung einen bezaubernden Anblick, der durch die unter Gebeten und Fackellicht in seinen tiefuntenliegenden

weiten Räumen gehaltene, christliche Ceremonie noch unbeschreiblich erhöht wurde, wenn man sie von den durch sanftes Mondlicht erhellten, gen Himmel gethürmten hohen Mauern betrachten konnte.

Nach der Taufe der Neophyten im Lateran am Charsamsttage und nach abgehaltenen Prophetien, großer Messe und Vesper in der Sixtinischen Capelle gab ein Kanonenschuß in der Engelsburg und das allgemeine Glockengeläute das Zeichen zu einem wirklich einzigen Unfuge, dem sich nun ganz Rom überläßt. Es fängt ein allgemeines, wohl unterhaltenes, die ganze Nacht fortwährendes Kleingewehrfeuer in allen Straßen an, und wer nur anders eine Flinte oder Pistole aufzutreiben weiß, schießt sie, so lange das Pulver reicht, zu den Fenstern hinaus in die Luft. Dieß soll die alten Töpfe vorstellen, welche auf die Straßen geworfen wurden; mir scheint es eher eine etwas rohe Ungeschliffenheit vorzustellen.

Im Glanze südlicher Pracht ging die Sonne über dem jubelnden Rom auf. Alles wogte bereits in den frühesten Morgenstunden in festlichem Kleide auf den Gassen, und bald zog sich die unabsehbare Menge nach der Tiber, um vom St. Petersdome herab Segen zu erhalten. Die in Rom stets vorherrschende polizeiliche Mangelhaftigkeit wird bei allen öffentlichen Festen drückend fühlbar, und es ist nur einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit der Fußgänger zuzuschreiben, wenn die ungeschickten römischen Kutscher, welche noch dazu mit ihren schweren Carrossen und plumpen Gäulen rasch

fahren, nicht mehr Unglück veranlassen. Es war Ostersonntag. Um neun Uhr drängte sich das gläubige und ungläubige Christenheer in dichten Massen durch die beiden Straßen, welche von der Engelsbrücke nach dem Petersplatze führen, und hier kann man erkennen, wie groß dieser ist, wenn man sich auf die große Treppe der Kirche stellt und die beiden auf sie einmündenden Straßen beobachtet. Unaufhörlich ergießt sich der schwarz in ihr aufgethürmte und sich stets nachdrängende Menschenknäuel auf dem ungeheuern Platz, ohne daß man begreift, wo er sich aufrollt, da sich Alles auf dem kolossalen Raum verliert. Dasselbe ist mit der Kirche selbst der Fall, und ob sich gleich die Menge durch alle Thore stundenlang in sie hineinpreßt, so verschwindet sie doch im Innern, und ich kann nicht sagen, die Peterskirche ganz gefüllt gesehen zu haben. Die große Messe wurde in einem Kreise von Schweizertruppen gehalten, da man in Rom nichts ohne Soldaten machen zu können glaubt, und die Damen befanden sich ringsum auf den majestätischen Tribünen. Nachdem sich die Kirche wieder entleert, erschien der Papst unter dem herrlichen Baldachin, von Mohren getragen, und begab sich durch ein ehrfurchtsvolles Spalier, das sich in und außer der Kirche bildete, auf die hohe Tribüne über dem Portal der Kirche. Die päpstliche Armee war bereits auf dem Platz im Carré aufgestellt und umgürtete die unruhig wogende Menschenmenge, die man gering auf hunderttausend Menschen anschlagen konnte. Nichts Schöneres als diese malerischen Gruppen, welche besonders durch die ver-

schiedenen, meistens höchst bunten und pittoresken Trachten der Landleute aus den Umgegenden Roms unendlichen Reiz gewinnen. Mühsam erhob sich der heilige Greis, der, von zwei orientalischen Federn angeweht, auf einer Winde in die Höhe gewunden werden mußte. Der Glanz vom Gründonnerstag fiel zwar weg, allein doch fand ich in der ganzen Ceremonie nichts Feierliches, wenigstens nichts Erhebendes. Ueberall höchstens andrängende Neugierde, nirgends Andacht. Die ganze Handlung ist dramatischer Natur, so gut wie die Sixtinischen Darstellungen mit ihrem An- und Ausziehen geistlicher Gewänder, und dem ewigen Formelnsprechen und Hin- und Hermarschiren vor dem Altare. Alles läßt kalt, was in diesem Lande der Verstand erfassen kann, und nichts spricht hier an, als was in den Bereich des Gefühls oder der Sinnenwelt übergeht. Daher ist an der ganzen Charwoche nichts beachtenswerth, als das Miserere, weil seine Schönheit in der Auffassung der Sinne liegt. Die Menge verlief sich, wie sie gekommen war, unter Lachen und Scherzen, denn der Römer macht seine Bonmots so gut über Se. Heiligkeit, wenn sie ihm auch eben unentgeldlichen Segen und Ablaß gespendet, als über den schwüthenden Ausländer.

Am Ostermontage machten wir uns gegen Sonnenuntergang auf den Weg nach der Peterskirche. Bereits von fern sahen wir unzählige Menschen auf der Kuppel herumklettern und anzünden, und es gewährte einen frappanten Anblick, dieses Experiment in der erstaunlichen Höhe des Doms und in der schönen, von Sonne und

Mond zugleich beleuchteten italienischen Abendluft vornehmen zu sehen. Was bei andern Illuminationen langweilig ist, wurde hier interessant durch die Localität und die außerordentliche Weise, womit das Anzünden betrieben wird. Man denke sich die Höhe der an sich selbst schon schwindelerregenden Peterskuppel, und auf dieser steil geschweiften Abdachung müssen die Menschen herumklettern, um eine Lampe nach der andern anzuzünden, ohne auf dem halsbrechenden Spaziergang Halt- noch Stützpunkt zu finden. Von unten sieht das Ganze nun so aus, wie wenn Krebse herumkröchen und Johanniswürmchen sie umflatterten. Doch dieses erste Entzünden geschieht nicht geschwind, und ist die damit verknüpfte Gefahr nicht entfernt mit der später eintretenden sogenannten Verwandlung zu vergleichen. Die Erleuchtung des majestätischen Doms nimmt aber nur in dem Maße zu, womit das Tageslicht sich vermindert, und wenn das letzte Abendroth verlöscht, steht der schöne herrliche Tempel in seinen durch unzählige Lichtstreifen ins glänzendste Feuerrelief gestellten architektonischen Formen in der dunkelblauen, südlich gefärbten Abendluft da, und gleich einer Diamantkrone erhebt sich die Strahlenkuppel und das mit den Sternen sich mengende brillantene Kreuz über dem Diadem, das von den Riesenarmen des viersäuligen Colliers umfaßt ist. Dieser Anblick ist mit nichts auf Erden zu vergleichen, vor ihm verschwindet alles in nichtiges Treiben, und das Menschengetöse, der tobende Lärm und die rauschenden Musikbanden bleiben unbeachtet, ja selbst unbemerkt vor diesem ehrfurcht-

gebietenden Bilde. In ruhiger Pracht, gleich den Gestirnen am Firmamente, brennt der Gottestempel fort, und in stiller Betrachtung versunken, standen wir vor diesem himmlischen Anblick, als die Riesenglocke aus höchster Zinne 1 Uhr schlug und in selbem Augenblick die ganze Kuppel in einem hellen, durchdringenden, seine Strahlen über ganz Rom ausbreitenden Sonnenglanze vor uns stand. Die Schnelligkeit, womit die Verwandlung vorgenommen wird, ist schwer zu begreifen. Die Menschen, welche die Pechpfannen anzünden, laufen mit Fackeln an der Kuppel herum, wie wenn sie auf ebenem Boden gingen, und man glaubt, Don Juans Höllengericht vor sich zu sehen. Auch geschieht diese Verwandlung aus einer einfachen Beleuchtung in ein Strahlenmeer so unendlich rasch, daß man sie leicht übersehen kann, wenn man nicht darauf vorbereitet ist und die Augen nicht beständig auf die Kuppel fixirt hält, denn es ist im strengen Sinn des Wortes nur ein Augenblick, der diese außerordentliche Metamorphose gebiert. Die Römer, welche als die besten Feuerwerker bekannt sind, mögen wohl wissen, weßhalb sie diese zauberähnliche Umwandlung durch Menschenhände ausführen, ich habe aber trotz aller Nachforschung nicht erfahren können, warum man die kosten- und gefahrlose Entzündung durch herumlaufende Schwefelfäden nicht auch hier in Anwendung gebracht hat. Der höchste Genuß ist, wenn man sich dem störenden Gewühle entwindet, und nun diesen Feentempel aus der Ferne in stiller, lautloser Nacht, gleich der Erscheinung aus einer bessern

Welt, zu sich hinüberglänzen sieht. Was sind alle Priesterceremonien, aller äußerlicher Gottesdienst, was der Pomp des Cultus aller Nationen gegen diese einfach große, imponirende, in menschlicher Hände Arbeit Gottes Größe anstaunende feurige Säulenpracht! Vom Monte Pincio aus sah ich dieses neue Gestirn, dieses rührende Gemälde aus einem schönern Leben zu mir herüberschimmern, bis gegen Mitternacht ein Licht nach dem andern erlosch und am Ende nur noch das Kreuz im ganzen Feuer, gleich dem himmlischen Zeichen, das Constantin vor der großen Schlacht erblickte, in seiner Herrlichkeit durch das dunkelglühende stille Firmament glänzte. Erhabene Apotheose des unsterblichen Michelangelos, du bist allein schon werth, die Reise nach Rom anzutreten! Dir, großer Meister, gilt das Fest, das man heute beging, dein Name strahlte durch die ewigen Räume, deinen Genius beteten wir heute an!

Die Ostertage haben für jede christliche Stadt einen hohen Reiz, eine besondere Festlichkeit; auf das römische Volk bringen sie aber unter den großen Erinnerungen dieser Zeit doppeltes Leben und laute Freude hervor. Die schönen Römerinnen, im Schmuck des Frühlings, in ihrer verführerischen Körperfülle und im liebreizendsten Anzuge, durchziehen schaarenweise die großen Straßen in diesen festlichen Tagen; und wer schauen und bewundern will, welche Grazien, welche prächtigen Gestalten, welche classischen Weiberköpfe Rom und seine Gebirge besitzt, der wandle an den Ostertagen auf der Passaggiata, und er zweifelt nicht mehr, daß keine Stadt der Welt Roms

weibliche Schönheit übertrifft. Den Schluß dieser glänzenden Tage macht die Girandola, das Feuerwerk auf der Engelsburg, eines der seltensten Schauspiele, wovon jede Beschreibung unter der Wirklichkeit bleibt. Das erhabene, runde, ganz Rom beherrschende, stolze Castell gleicht einem feuerspeienden Berge, und der unaufhörlich aus allen seinen Feuerschlünden brüllende Kanonendonner gibt der alten Burg das Ansehen eines Festungsthurmes, der einen von allen Seiten andringenden Sturm abzuschlagen sucht. Die unzähligen Raketen, die sich mit den Sternen mengen, und die mit Nacht bedeckte Stadt mit ihrem unausgesetzten, durchdringenden Flammenlicht in helles Tageslicht versetzen, fallen in glühenden Kugeln aller Farben in die vom Widerglanze hochgeröthete Tiber herab, die in Millionen Reflexen zum Strahlenmeer wird, und still und ruhig brennen während dieses erstaunlichen, ewig wechselnden Lichtspiels Krone und Wappen des Papstes auf der höchsten Spitze des Hadrianischen Mausoleums. Das Finale dieses herrlichen Schauspiels ist betäubend, überraschend. Nach kurzer dunkler Pause sprühen plötzlich und zugleich viele tausend Raketen in allen Richtungen aus diesem Gluthherde auf, verbreiten sich über ganz Rom und bilden einen Feuerfächer in fast horizontalen, divergenten Linien, der mehrere Minuten andauert, und mit dem wirklich nichts dieser Art verglichen werden kann.

Kann aber ein Volk seine Freude über die Wiederbelebung seines Retters auf eine würdigere Weise begehen, als indem es den an die Sterne reichenden Dom

seines größten Künstlers, diesen ähnlich, in glühenden Feuermassen entzündet? Kann etwas mehr zur Andacht und Anbetung hinreißen, als das Kreuz des Erlösers in Diamantstrahlen dem göttlich Verklärten in die ewigen Räume entgegen ragen zu sehen? Gibt es einen glänzendern Ausbruch überströmenden Entzückens, als dieses künstliche, nach allen Richtungen hinfliegende Raketenheer, dieses schlacht= und donnerähnliche Geprassel der Feuerschlünde und diese vulcanähnlichen Eruptionen, welche unter einem Feuerregen die heilige Stadt zu zerstören drohen und in unendlich vielfältiger Gestalt in der lichten Mondnacht zerfließen? Nur die ewige Roma darf so ihre Freudenopfer dem Schöpfer darbringen; nur St. Peters Dom kann in seiner Pracht und Herrlichkeit, in seiner wunderbaren architektonischen Majestät der Repräsentant der Gefühle des ganzen Christenvolks seyn; nur des unsterblichen Michelangelo's herrliche Kuppel ist würdig, in Brillantenschimmer die Krone und das Diadem des Erlösers darzustellen, und nur von einer Engelsburg kann ein Feuerfächer einer ganzen Welt verkünden, was die staunende in dem ewigen Spiegel der Vergangenheit und Zukunft zu erfahren hofft. Rom, und nur Rom, kann Zeuge so vieles Herrlichen, so vieles Erhebenden seyn, und kein Ort der Welt wird Aehnliches bieten, so lange das Kreuz auf St. Peters himmlischem Tempel feststeht.

Die Römerin.

Wie unrichtig beurtheilt man noch immer das italienische Volk, wie ungerecht ist es, in oberflächlicher Anmaßung über den Charakter einer ganzen Nation abzusprechen, wie grausam, den Stab über sie zu brechen, ohne ein anderes Recht zu besitzen, als eingesogene Vorurtheile, die man zu berichtigen weder Kraft noch Willen findet. Man bringt nach Italien gewöhnlich die Vorstellung mit, ein trügerisches, lumpenhaftes, feiges Männervolk, eine demoralisirte, in der Frivolität des Cicisbeats untergegangene Frauenwelt zu finden, und sieht allerdings beim Betreten des Landes diese ganz obenhin bezeichnete Außenseite, besonders bei den Männern, nur zu abschreckend verwirklicht. Die ungemessene Unbescheidenheit im Fordern, die gränzenlose Prellerei im mercantilischen Verkehr, die beleidigende Schamlosigkeit im Betteln, besonders aber das abgetragene, zerlumpte Ansehen der niedern oder dienenden Stände, mit welchen sich der Fremde in unausgesetzter Berührung befindet, bekräftigen nur zu sehr die vorgefaßte Meinung. Man ist empört über diese Erniedrigung der Menschen, und die gänzliche Entäußerung des Nationalgefühls raubt selbst besonnenen, vorurtheilsfreien Reisenden Muth und Lust, in die Ursachen dieser abschreckenden Erscheinungen tiefer einzudringen und hiedurch allein sich zur gründlichen Untersuchung zu befähigen, ob die den niedern Ständen eigenthümliche Ver-

worfenheit alle Elemente der Gesellschaft durchdrungen habe. Mit vornehmem Nasenrümpfen glaubt man auf dieses entartete Geschlecht verächtlich herabsehen zu dürfen, weil man von ein paar Duzend Facchini oder sonstigem geld= und habsüchtigem Gesindel, meist aus eigener Unkenntniß der Landessprache, der üblichen Preise, kurz größtentheils aus Unerfahrenheit, hintergangen worden war, und die Meinung ist unwiderruflich festgestellt. Man reis't nach Italien, der Dinge, der Alterthümer, der Natur wegen; die Menschen, die man dort findet, möchte man lieber ganz wegwünschen, wenigstens meint man, sie ganz gut entbehren zu können. Man stellt sich als Feind dem Feindlichscheinenden entgegen; der gemüthliche Deutsche zieht in seinem ståten Delirium, der frivole Franzose mit seinem alles Nichtfranzösische verspottenden Phrasenheer, der sich überall isolirende Engländer mit seinem dampfenden Theekessel durch dieses Räuber= und Banditenvolk. So viele Fremde sich auch jährlich in den großen Städten Italiens zusammendrängen, sie werden doch alle stets unter sich abgeschlossen leben. Der Engländer sucht nur Antiken und Beefsteak; der Franzose träumt sich nur in die délices de la capitale du monde, wenn er auch gleich in Rom sitzt; und der Deutsche, bei dem vaterländische Reminiscenz keinen solchen entschiedenen Charakter hat, vergräbt sich in die Ateliers der todten Kunst. Das Leben aber suchen Wenige. Mißtrauen gegen die Eingebornen ist der Begleiter der Reisenden, und das Resultat davon, daß diese sich mit den Fremden nie befreunden, ihn als gute Beute ansehen, und froh sind,

wenn er sie verlassen und sie nun von dem ihm Abgenommenen fröhlich leben können.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die hiedurch verjährte Spannung zwischen Fremden und Inländern eine schwer zu durchbrechende Scheidewand erzeugt hat. Es bedarf eines festen Entschlusses und einer nicht geringen Selbstverläugnung, um den üblen Humor, welcher durch stündliche unangenehme Auftritte stets neu hervorgerufen und durch die Unmöglichkeit, sich in freundliches Einverständniß zu setzen, oft auf das bitterste erhöht wird, zu bekämpfen. Und doch gibt es hiezu kein anderes Mittel, als gute Laune, welche der Italiener höher schätzt, als Alles, selbst höher als Geld und Gewinn. Setzt man aller seiner Aufdringlichkeit, Habgierde und Prellerei stets gleiche Fröhlichkeit entgegen, so hat man Alles gewonnen, und sagt der Italiener erst von einem Fremden: „er ist lustig wie ein Italiener,“ so darf man sicher darauf rechnen, keinem Hindernisse zur nähern Kenntniß des Volkes mehr zu begegnen. Der heitere Mensch ist ihnen willkommen, während der verdrießliche selbst mit allem Gold der Erde den Mangel an Laune nicht aufwiegen kann, und ihnen stets fremd bleibt.

Einfach ist dieses Mittel, um zu einem so schönen Zwecke zu gelangen, und welcher Schatz erschließt sich dem unbefangenen Beobachter, wenn es ihm erst gelungen, sich der herrlichen Frauenwelt des schönsten Landes zu nähern. Die Natur hat einen seltenen Reichthum an Vorzügen über das italienische Volk im Allgemeinen ergossen, scheint sich aber in Bildung der Römerinnen er-

schöpft zu haben; Alles, was der weibliche Körper zu seiner hohen Bestimmung erfordert, findet man an diesen vollkommen gebauten Gestalten vereinigt. Verwachsene, schiefe, einseitige, engbrüstige, gepreßte Figuren sucht man unter den Römerinnen vergebens. Breite, schöngeformte Schultern mit wundervollem, blendendweißem Nacken, die schönsten Büsten, welche in irgend einem Lande angetroffen werden können, natürlich schlanke Taillen, breite, runde Hüften, herrlich geformte Beine, zarte, feine Glieder, unendlich zierlich gebildete Hände und Füße, üppig mit Fleisch belegte, runde, prächtig gewölbte Arme, Grübchen im Ellenbogen und den runden, molligen Handgelenken, und Köpfe, in welche südlicher Geist und wollüstige Gluth all' ihre Flammen gehaucht zu haben scheinen, so sehen wir die stolze Römerin vor uns stehen, stolz im Bewußtseyn ihrer Pracht, ihrer Vollendung, ihrer bezaubernden Schönheit. Eine Römerin über die Straße gehen zu sehen, ist ein wahres Vergnügen. Die Elasticität in jeder Bewegung, die unendliche Ruhe, welche auf der herrlichen Gestalt verbreitet ist, die natürliche Grazie, welche das ganze Wesen beherrscht, vorzüglich aber die sichere und doch unendlich zarte Entschlossenheit, welche sich in der ganzen bezaubernden Erscheinung ausspricht, scheinen bei jedem Schritt dem entzückten schauenden Auge zu verkünden: io sono Romana! Der ganze Hochsinn dieses schönen Geschlechtes drängt sich in diese drei Worte zusammen, und wer diesen auf hohes Selbstgefühl gegründeten Ausspruch einmal aus dem feingeschnittenen Rosenmunde einer schönen Römerin vernommen, dem wird

ihr erlaubter Stolz verdoppelte Verehrung einflößen. Dabei, wie natürlich, wie anspruchlos! Während eine junge römische Frau, wenn sie durch das neue Rom geht, größere Triumphe genießt, als das alte Rom jemals einem von Besiegung der Barbarenstämme heimkehrenden Feldherrn ertheilen konnte — denn die Bewunderung der Schönheit ist doch eine weit zartere, als das Anstaunen der Kraft — so scheint die Gefeierte allein nichts von diesem Triumphe zu wissen, und geht ruhig und unbekümmert ihren Weg. Von lüsternem Anschauen, von freiem Augenspiel, von jenen herausfordernden Blicken, weiß die Römerin nichts. Sie faßt die Gegenstände, welche ihr entgegen treten, und daher auch die Männer, fest ins Auge, ohne sich etwas Anderes dabei zu denken, als wie ein neues Object eben durch das Auge auf die Seele wirkt. Die unendliche Ruhe und Sicherheit ihres Auges verräth ihre Gleichgültigkeit. Sie hat Ursache weder sich noch Andere zu fürchten, und daher kommt es, daß so viele Fremde, welche das vaterländische Kokettenspiel noch in frischer Erinnerung haben, solche fest auf ihnen haftende Blicke durch ihre Vorzüge erklären möchten, und sich häufig einer höchst beschämenden, ja lächerlichen Zurechtweisung aussetzen. Denn im Abweisen voreiligen Andranges eingebildeter Gecken hat die Römerin ein Uebergewicht, das nur aus dem Bewußtseyn ihrer Würde hervorgehen kann, und daher vernichtend wirken muß, sobald sie die Rechte ihres Herzens unerwiedert in Anspruch genommen sieht. Wenn aber die Römerin liebt, wenn sie den Mann gefunden,

den sie ihrer Neigung würdig erachtet, dann ist auch keine Gewalt auf Erden, am wenigsten unsere bürgerliche Convenienz, im Stande, sie von dem gewählten Gegenstande abzuhalten. Wie vermöchte auch die Institution der Ehe hier als Damm zu gelten, wo sie geschlossen wird, ohne daß die beiden Eheleute sich früher kennen gelernt haben, wo daher von Neigung oder auch nur von Achtung kaum die Rede seyn kann, und wo schon der Zwang, den man mit diesem Acte verbindet, den Keim zu seiner Auflösung in sich trägt? Man thut der Italienerin sehr unrecht, wenn man sie der Veränderlichkeit und daher derjenigen Eigenschaft beschuldigt, welche das Weib allein als gemein erscheinen läßt. Sie liebt aus Trieb und Natur und dem Impulse ihres Herzens folgend, und ich weiß keine Italienerin, die dem Manne ihrer Wahl untreu geworden wäre, wenn dieser sie nicht zuvor verließ. Dann aber hält sie ihn ihrer unwürdig, und wird ihm gewiß eben so wenig treu bleiben, als dem ihr am Altar aufgedrängten Gatten. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß es der Italienerin gleichsam ein Bedürfniß sey, ihren Gemahl zu betrügen. Kann sie ihn lieben, so wird sie ihn eben so ganz und ungetheilt mit allen Kräften ihrer Seele lieben, wie sie den Fremden liebt, wenn sie sich nicht an ihren Mann angezogen fühlt. Die Unnatur unseres sogenannten Pflichtgefühls, in welchem unsere Frauen in unglücklicher Ehe aus Entbehrung oder Entsagung sich hinopfern, und ein armseliges der schönsten Freuden beraubtes Daseyn hinschmachten, kennt die feurige Italienerin nicht. Das von der Natur diesen

Gluthseelen vielleicht in höherem Grade eingehauchte Bedürfniß der Liebe kann sie nicht auf die Abwege einer verknöcherten Moral führen, und wird sie ewig von den Principien unserer gemessenern Sittenlehre zurückhalten. Die Italienerin besitzt nicht Phantasie genug, um das Reelle gegen Truggestalten zu vertauschen. Sie kann unter dem Einflusse widerstrebender Verhältnisse zu Grunde gehen, allein sie wird sich niemals verleiten lassen, die großartigen Regungen ihres Herzens zu verläugnen. Hierin liegt in wenig Worten das ganze so sehr verabscheute Verhältniß des Cicisbeats. Wer wagt es aber, den Stein über ein Geschlecht zu erheben, bloß weil es den Muth hat, ungerechten Einrichtungen zu widerstreben, und die ältern Rechte seines Herzens geltend zu machen? Wer wagt es, die herrlichsten Frauen des Erdballs zu verdammen, bloß weil sie zu stolz sind, sich an Männer zu verkaufen, die sie oft tief unter sich erblicken; weil sie den Muth haben, sich solche Männer zu erkiesen, zu denen sie sich erheben können, und weil sie endlich wagen, die süße Schwäche ihrer großen Seelen der Welt zu zeigen und Heuchelei und Verstellung verächtlich von sich zu weisen!

Wenn auch die Herrschaft der Natur über die Unnatur in dem größten Theile von Italien, besonders in Venedig, mit einer beinahe schamlosen Oeffentlichkeit gezeigt wird, und gleichsam ein Theil der bürgerlichen Einrichtung und Sitte geworden ist, so stehen dagegen auch hierin, wie in Allem, was Würde des Charakters und wahren Seelenadel betrifft, die Römerinnen weit über

ihren übrigen Landesschwestern. Diese Würde entschuldigt sie, wenn sie anders einer Entschuldigung bedürfen, um so mehr, als die gänzliche Unwürdigkeit, oder tägliche Entwürdigung ihrer Männer sie aufzufordern scheint, die Gunst, welche die edle Frau nur dem Verdienste schenkt, ihnen zu entziehen. Ich hatte bei näherer Bekanntschaft einzelner häuslichen Verhältnisse so gut, wie bei öffentlichen Vorfällen, Gelegenheit mich zu überzeugen, daß der hohe Geist der alten Roma nur auf die neuern Römerinnen, und nicht entfernt auf ihre Männer übergegangen sey. Im letzten Carneval hört ein Römer, daß ein Geistlicher sich bei seiner Frau befinde, während er sich auf dem Corso herumtrieb. Er eilt nach Hause, ersticht die Frau und entflieht. In jedem andern Lande würde der Mann seine beleidigte Ehre an dem Manne gerächt haben und nicht an der Frau. So vorherrschend aber die Eifersucht im einzelnen Individuum ist, so wenig wird sie durch die allgemeine Ansicht gebilligt. Bei einer Nation, welche so lebhaft empfindet, so ganz in der Wirklichkeit lebt und den Trieben der Natur folgt, kann die Anmaßung des Einzelnen, stets allein im Besitze bleiben zu wollen, nicht gutgeheißen werden, weßhalb auch alle grellen Ausbrüche der Eifersucht jederzeit die Mißbilligung der öffentlichen Stimme erfahren.

Nichts ist reizender als das Gespräch einer Römerin. Obgleich ernst und besonnen im gewöhnlichen Gange des Lebens, ist sie doch außerordentlich leicht aufzuregen, und es liegt ein unendlicher Reiz auf dem schönen, ruhigen Gesichte, wenn sich der Schleier des Ernstes abzieht und

das beseligende Lächeln der holdesten Freundlichkeit hervorleuchtet, wie das Alles belebende Gestirn durch ein still sich darüber wegziehendes Gewölk bricht. Die in allen Wendungen stets edle römische Aussprache, welcher man in innerem Gehalte wohl unbedingt den Vorzug vor allen übrigen italienischen Dialekten geben darf, gewinnt an Reiz in dem schönen Munde einer geistreichen Frau. Denn auch gegen die Anschuldigung muß man die Italienerinnen in Schutz nehmen, daß sie keinen Geist besitzen sollen; man müßte nur Geist und Schule verwechseln, wo denn freilich die armen Italienerinnen gegen unsere nordischen Damen gewaltig im Schatten stehen. Sie wissen sehr wenig, allein sie fassen sehr leicht, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht mehr wissen. Wie aufmerksam, wie lerngierig, wie gelehrig ist die Römerin! Wenn der Mann, von dem sie lernen will, und der wird selten ein Anderer seyn, als der, den sie liebt, moralische Kräfte zu entwickeln versteht, so wird er sehr bald durch die erstaunliche Fassungskraft dieser geistigbeweglichen holden Wesen in Verlegenheit gebracht werden. Wie das sprudelt und plaudert, und immer mehr wissen will, und die fremdartigsten Gegenstände in sein Ideenreich zaubert, und sich eigene Bilder vom Erfaßten entwirft; und wie das reingeistige Gesicht dabei immer belebter wird, wie die forschende Seele zu den glänzenden Augen hervorbricht, und wie ein Liebreiz, eine Anmuth über das ganze duftige Wesen sich verbreitet, das den Erzähler mehr beglückt, als der höchste Sinnenrausch, das ihn für sein lohnendes Geschäft begeistert und ihn höher be-

fähigt, als er sich selbst zutraut, und das selbst dem Unempfindlichen glühende Liebe einflößen muß, wenn er sie auch früher nicht empfunden. In der Römerin, sobald sie für etwas ergriffen, entwickelt sich eine Schönheit des Gemüths, eine Tiefe des Geistes, welche vereint mit den in selbem Maße sich steigernden Reizen der Person, ihren Umgang zum Aufenthalt im Paradiese umschafft. Dabei wissen sie in alle Unterhaltung die zauberischste Lieblichkeit und harmloseste Fröhlichkeit zu mengen. Nie ist Sinnlichkeit bei ihnen vorherrschend, und ohne die Schranken unnatürlicher Prüderie zu kennen, geben sie sich dem Augenblick hin, ohne denselben zu suchen. Diese Naturwahrheit und Unverfälschtheit der zarten Weiblichkeit dehnt sich auf Alles aus, was man sie treiben sieht. Sie hassen den Zwang in der Kleidung, wie in ihren Gefühlen. Ihr Geschmack im Anzuge richtet sich nicht ängstlich nach der tyrannischen Mode, sondern stets nach dem, was ihrem Körper paßt. Sie lieben sehr, sich in lebhafte Farben zu kleiden; allein unter einem ewig lächelnden Himmel bei der Gluth der Farbenpracht, die durch das tiefe Blau der stets heitern Luft, durch die immer strahlende Sonne und durch die üppigste Hervorwucherung der hellsten Blumen jeden Lichtreflex erhöht, bildet ihre Kleidung mit der Außenwelt ein harmonisches Ganzes. Besondere Sorge wenden sie auf die Beschuhung. Die Füße der Römerinnen dürfen als Modell angenommen werden, ohne weder so spitz und mager wie die Pariser, noch so krüppelhaft verkleinert wie die circassischen zu seyn. Das unkluge Zusammenschnüren der

Eingeweide ist ihnen eben so fremd, wie das Einzwängen der Füße in zu kleine Schuhe, und sie halten überhaupt wenig auf die Opfer, welche man der Eitelkeit bringt. Man sieht auf der Passagiata öfters Damen, wenn sie sich müde gegangen, den hintern Rand des Schuhes niedertreten, und selbst diese Nachlässigkeit kleidet sie gut, weil die runde, feine Form des Füßchens hierdurch noch schöner hervortritt. Um aber die Römerinnen in ihrer wahren Schönheit kennen zu lernen, muß man die Epochen abwarten, wo das Heer fremder Zugvögel wieder einen andern Flug genommen, wo der zurückgebliebene Fremde anfängt als Einheimischer betrachtet zu werden, und sie sich wieder ihren lieben heimathlichen Sitten und Gewohnheiten ungestört hingeben dürfen. Da nur kann man sie sehen, wie sie sind; und wie schön, wie himmlisch schön sind sie dann!

Ich ritt eines Abends durch die Villa Borghese. Die Mannichfaltigkeit, mit welcher die römischen Villen angelegt sind, versetzt bald nach Frankreich, bald nach England, bald in das frühere Italien, da die Gartenkünste aller Länder sich in ihnen vereint finden. Die Ausdehnung, welche denselben gegeben wurde, läßt sie mit den größten englischen Parken wetteifern, und die üppige Vegetation der südlichen Zone stellt sie über alle Parke der Erde. Die schönsten Pinien um Rom aber locken zu seiner schönsten Villa, die sich auf den blühenden Höhen des Monte Pincio über die ewige Stadt hinzieht, und deren großherziger Eigenthümer seine ganze unermeßliche Besitzung dem römischen Publicum geweiht hat. Als ich meine Tour

durch die glänzenden Pinien und ewig grünen Eichenwälder und Bogengänge, um die krystallhellen Seen und die mit den uralten Kunstschätzen überreich angefüllten Paläste gemacht, fesselte mich Staunen und Ueberraschung an einem freundlich vor mir ausgebreiteten Wiesenplatze, durch dessen hochumschließende Baumwände die purpurrothen Strahlen der glühenden Abendsonne das lieblichste Bild beleuchteten. Was auch der üppige Orientale von den paradiesischen Freuden, von den wollüstigen Tänzen der Houris träumen mag, diese irdische Wirklichkeit überbietet die Gebilde der kühnsten Erwartung, der feurigsten Einbildungskraft. Lange traute ich meinen Augen nicht. In einer großen ovalen Vertiefung dieses Rasenplatzes trieben einige Hunderte der reizendsten Mädchen ihr Spiel, und ringsum auf gemauerten Stufen saßen die Matronen, und arbeiteten und vergnügten sich an der Lust der lieblichen Geschöpfe. Wenige Männer waren hier zu sehen, und in den untern Raum, welcher dem Ganzen das Ansehen des Fragments einer Arena gab, darf sich keiner wagen. Ich sah die griechischen Gymnasien wieder erwacht, obgleich die Vergnügungen dieser holden Römerinnen ganz anders waren, als die kriegerischen Spiele der ernsten spartanischen Jungfrauen. Guitarren schwirrten von allen Seiten, und feurige Flammen schienen über dem ganzen Mädchenheer und seiner hohen Lust hereinzubrechen. Wie herrlich schweben diese zierlichen Gestalten nach den lebendigen raschen Tacten der Saltarella dahin; wie voll Grazie sind alle Bewegungen, wie unnachahmlich und wie sittsam! Wie streckt sich der stolze

Wuchs ihrer schlanken Leiber unter den verrätherischen Gewändern so reizend hinab, wie drängen sich die strotzend üppigen Formen so glühend heiß hervor, wie strömen die entfesselten glänzend schwarzen Locken über den Marmornacken, wie berühren, elastischen Springfedern ähnlich, die zierlichen Füße kaum den über so süße Bürde stolzen Erdboden, wie färbt sich der südliche Ton der herrlichen Gesichter mit frischer, blühender Röthe, wie schwelgen die freien Rosenlippen in bezauberndem holdseligen Lächeln, wie schwimmt der himmlische Blick in Freude und Bewegung, welche strahlende Sonnengluth entströmt den feurigen Adlersaugen, und wie natürlich züchtig, wie unbewußt der eigenen Reize, wie anspruchlos üben diese schönen Geschöpfe ihre unschuldige Freude! Herrliches, wunderbares Geschlecht, wer deine Schönheit verstehen, wer den Himmel in irdischen Gestalten genießen will, der ziehe nach Rom und lerne dich kennen und verdienen. Welche Gefühle, welche Sprache, welch' süßer Scherz, welcher Muthwillen, welches Spiel im Ernste, welcher Ernst im Spiele, kindlich und himmlisch, weil es natürlich und wahr ist! Und ihr, herrliche Frauen meines Vaterlandes, sehet mit Liebe auf die Meisterstücke eures Geschlechtes hin, und tadelt es nicht, wenn auch der zu Pindarischem Schwung nicht Berufene das Göttliche in euch zu vergöttern trachtet.

Neapel.

Vedi Napoli, e poi mori! ruft der in Wonne überströmende und in der Seligkeit des schönsten Himmels schwelgende Neapolitaner, ich aber rufe es ihm gewiß nicht nach. Nie wird die Lust zu leben mehr wach, als gerade in dieser Stadt, deren Vorzüge die wenigen Nachtheile, welche man gegen sie vorzubringen vermag, weit überwiegen, und nirgends möchte man lieber und immer weilen, als in Neapel, wenn man es nur einmal kennen gelernt hat. Beherrscherin eines unermeßlichen Golfes, den sie amphitheatralisch umzieht, an dessen äußern Haken sich die herrlichen hoch aufgethürmten Inseln Ischia und Capri gleich wachehaltenden Sphinxen lagern, und welcher von den Flaggen aller Nationen, deren Schiffsmasten die glänzende Stadt überragen, in stetem Wechsel und Leben erhalten wird, liegt sie in einem ewig von Mirthen und Thymian duftenden, von Cedern, Oliven, Cypressen, Palmen und Pinien in den wundersamsten Farbenmischungen beschatteten Garten, und ist rings umgeben von dem reichsten durch die Asche des Vesuvs gedüngten Erdboden, der dreimal im Jahre Früchte bringt, und wo der Säemann dem Schnitter auf der Ferse folgt. Die unglaubliche Beweglichkeit von beinahe einer halben Million Einwohner, welche vielen Fremden so lästig fällt, ist gerade die Erscheinung, welche Neapel den höchsten Reiz verleiht. Man erstaunt schon in Oberitalien, besonders in Venedig, über die Lebhaftigkeit des Italieners, welche ihn zwingt, sich stets

im Freien zu bewegen, und Allem, was er denkt, laute Worte zu geben; man findet dieses Schreien in allen großen und kleinen Städten Italiens, und muß sich daran gewöhnen, wie man sich nach und nach an das Geräusch einer Dampfmaschine gewöhnt; allein von diesem furchtbaren Getöse, welches man in den hiesigen Straßen hört, und das dem Reisenden schon lange, ehe er in die Stadt kommt, entgegen schallt, von dieser Kehlen- und Zungenfertigkeit, welcher Alle hier freien Zügel lassen müssen, da man sich selbst, auf der Straße zusammen gehend, nicht verständlich machen kann, wenn man nicht schreit, habe ich mir keinen Begriff machen können, so oft man mir auch davon erzählt, und so sehr ich durch das Beispiel Oberitaliens darauf vorbereitet war. Denn Rom ist hier nicht zu zählen, und in dem Carneval war auf dem Corso daselbst manchmal nicht so viel Spektakel, wie hier in der Straße Toledo zu jeder Stunde des Tages. Dazu kommt, daß die Neapolitaner äußerst aufgeweckte, witzige Köpfe sind, welche über Alles Bemerkungen machen, so daß man häufig von einem Fiacre oder Lazzarone die hübschesten Bonmots hört, welche sogleich von allen Umstehenden meistens von den auf der Straße arbeitenden Handwerkern erwiedert werden, woraus hauptsächlich der ungeheure Lärm entsteht; denn der Neapolitaner spricht oder schreit immer, und wenn er nichts mehr zu sagen weiß, so schreit er geradezu in die Luft hinaus. Es ist aber auch eine Luft, die man nicht genug einathmen, in der man die Lungen nicht genug üben kann. Ein Grund der Unreinlichkeit, welche man Neapel vorwirft, besteht

in der Oeffentlichkeit, mit welcher Alles getrieben wird, und es ist begreiflich, daß die vielerlei Arbeiten, welche hier auf der Straße verrichtet werden, für die Straßenpolizei höchst nachtheilig sind. Indessen gestehe ich, daß ich mich unter diesen Verhältnissen noch wundern mußte, so viele Reinlichkeit zu finden, und besonders erstaunt bin, daß hier nicht jeden Tag oder Nacht an mehreren Orten Feuer ausbricht; denn da kein Arbeiter in seiner Bude bleibt, sondern Alles im Freien seyn will, so kann man dieß auch Schmieden, Spenglern, Vergoldern und andern im Feuer Arbeitenden nicht verwehren, und die Funken der Oessen fahren oft von beiden Seiten der Straße zusammen und erhellen bei Nacht die Straßen besser, als wenn sie mit Gas beleuchtet wären. Eben so erstaunlich ist es, daß hier nicht mehr Unglück im Fahren geschieht. Ich habe die Wiener Kutscher bisher für die besten gehalten, allein ich sehe jetzt, wie weit sie den hiesigen nachstehen. So ein Mensch hat zwei kleine Pferde, eine leichte, meist sehr elegante Chaise und einen Jockey als Bedienten hinten oben, und fährt mit einer Sicherheit und Raschheit, die vielleicht in der Welt nicht ihres Gleichen hat; denn die englischen Stage coaches darf man hier nicht anführen, da sie auf den großen Straßen gehen, während man hier sehr häufig in den dicht gefüllten Straßen Hunderte von Fiacres in Carrière an einander vorbeijagen sieht. Nur bei einem so beweglichen aufmerksamen Volke ist dieß ausführbar, und das Geschrei der Kutscher dient als hübsche Zugabe zu dem allgemeinen. Die Lust zum Fahren ist aber hier so allgemein, daß der ärmste Mensch lieber

sein weniges Geld hieran, als an Essen und Kleider wendet. Auch sind die Entfernungen zu groß, um zu Fuße zu gehen, daher man Alles im Wagen sieht. Dabei nimmt man es nun nicht genau, und oft sieht man vorne drei, hinten vier und im Wagen selbst sechs bis sieben Personen. Dasselbe ist der Fall mit den Cabriolets, welche hier ungedeckt und noch leichter als die Londoner Cabs sind. Hier sitzen auch häufig drei Personen, vier stehen hinten und der Kutscher hängt irgendwo, an der Gabel oder sonst, gleich viel, wenn es nur geht, und es geht auch und so, daß einem Hören und Sehen vergeht. Oft stürzen die Pferde auf den glatten Granitquadern, doch selten hält ein Kutscher deßhalb an. Das liegende Pferd wird einige Schritte fortgeschleift, rafft sich dann gleich einer Katze auf die Beine und läuft wieder munter weiter. Man denkt sich nun leicht, welches Treiben auf solche Weise in dieser Stadt herrscht, und hiermit muß man sich befreunden, sonst kann man Neapel nicht lieb gewinnen. Dabei sind diese Leute die lustigsten, die man sich denken kann. Sie sind so faul wie die Römer, aber nicht so indolent. Sie arbeiten, so lange sie kein Geld haben, aber dann sehr flink und geschickt, so daß man Alles hier haben, jede Annehmlichkeit des Lebens hier genießen kann. Sie besitzen nicht das Talent der Wiener und Pariser in Ausstellung der Waaren, denn dazu haben sie weder Geduld noch Industrie genug; allein man bekommt Alles hier, was man sich dort verschaffen kann. In der Lebensweise sind sie den Römern weit vor, und nach Paris weiß ich keine Stadt, wo man so gut ißt und wohnt, wie

in Neapel. Die Gesellschaft ist sehr großartig, aber die republicanischen Verhältnisse, welche in dem kosmopolitischen Rom in dieser Beziehung herrschen, sind hier fremd, wozu freilich der streng auf Etikette haltende Hof und eine stattliche Phalanx von vierhundert neapolitanischen Principes das Wesentliche beitragen. Dessen ungeachtet ist die Gesellschaft hier eine der angenehmsten und ungebundensten der europäischen Welt, und die Feste, welche man hier gibt, sind in keiner Hauptstadt Europa's glänzender zu sehen. Die Schönheit der Frauen hat in Neapel einen noch südlichern Charakter als in Rom, und wenn sie nicht den edlen, antiken Typus der römischen besitzt, so übertrifft sie sie wo möglich durch die Gluth der wahrhaft brennenden Augen und die Lebendigkeit der Züge. Die Frauen sind äußerst liebenswürdig und von einer Lebhaftigkeit, welche man nur in Pariser Salons antrifft. Höchst störend erscheint hier der Anblick der Geistlichen in ihren schwarzen Talaren und zwei- und dreizackigen Hüten. Man glaubt deren schon in Rom übergenug gesehen zu haben, allein sie sind hier noch unendlich zahlreicher, und, wie mir scheint, sogar zahlreicher als die Garnison. Die Truppen gehören mit zu den schönsten, welche jetzt existiren, und sind eben so gut gekleidet, als disciplinirt. Die Neapolitaner haben zwar die Wache im Schloß, allein die Schweizer versehen die weit stärkere zunächst gelegene große Wache, und haben alle festen Punkte besetzt. In den untern Ständen herrscht keine Abstufung, und der Taglöhner, das Castanienweib, der Soldat und der Frater itzen friedlich beisammen in

demselben Cabriolet und lassen sich im Galopp durch die Staubwolken jagen. Trotz Allem sehnt man sich doch bald hinaus in die prächtige Gegend und in die unterirdische Welt, welche Jahrhunderte dem Menschenauge entzogen war. Raschen Laufes durchflogen wir die schönen, mit Lavaquadern gepflasterten Straßen, welche längs der ganzen Rundung des Golfes durch Neapel und die mit ihm vereinten schönen Ortschaften Portici und Resina ziehen, und wo man die Ausdehnung dieses Meerbusens ganz übersehen kann. Beinahe zerrissen von Maulthiervermiethern, wendeten wir uns an Salvatore, den Freund aller Vesuvsbesteiger, und machten uns auf mit seinen stattlichen Thieren nach der steilen Bahn. Als wir aber abgestiegen waren und zu Fuße den steilen Bergkegel mühsam hinankletterten, wendete sich einer der Führer erschrocken um, und zugleich rollten uns mehrere Felsenstücke von der höchsten Spitze entgegen, denen wir nur durch geschickte Sprünge ausweichen konnten; zugleich vernahmen wir ein donnerähnliches Getöse im Innern. Der Führer erklärte, er gehe nicht weiter. Er behauptete, es seyen alle Anzeichen einer baldigen Eruption vorhanden, man sehe schon seit mehreren Tagen Feuersäulen aus dem Berge steigen, und die Brunnen in Resina geben kein Wasser, was stets auf eine Bewegung im Vesuv hindeute. Mehrere waren der Meinung umzukehren, als der Salvatore nachkam und uns zurief: „Non temete, son io il Salvatore.“ Ein allgemeines Gelächter folgte diesem doppelsinnigen Zuspruche, und ob uns gleich noch mehrere Felsen entgegen rollten, denen viel schwerer auszuweichen

ist als ricochetirenden Kanonenkugeln, da sie nicht gleiche Direction halten, sondern, von Fels zu Fels apprallend, stets einen andern Sprung machen, ob wir gleich durch unsern ersten Führer wußten, daß einem Reisenden und erst kürzlich einem Führer selbst Beine auf diese Weise abgeschlagen worden, so verfolgten wir doch unter der Aegide unsers Salvators den begonnenen Sturm, und gelangten unbeschädigt an den Rand des Kraters. Welch unermeßlichen Eindruck macht dieser Standpunkt, und wie sehr täuscht man sich in der Höhe des Vesuvs, wenn man sie nach der Ansicht von unten bemißt, wo er den neben ihm stehenden Somma, mit dem er sonst Eine Bergmasse gebildet, nicht zu viel zu überragen scheint. Frei und offen liegt der ewig dampfende Kessel, in dessen Mitte die vor kurzem eingestürzte Bergspitze, vor dem Auge; und wenn man sich wendet, so glänzt der goldene Spiegel der unbegränzten mittelländischen See, das herrliche Napoli mit seinen unzähligen weißen Häusern, die blauen Berge von Castellamare und das Promontorium des alten Misene dem staunenden Blick entgegen. Von dem Krater des Vesuvs aus sieht man zugleich das alte Latium, die hyrcinischen Gebirge, Tasso's herrliches Sorrento, Tibers königliches Capri, den Sitz der Sirenen, Virgils Grab und das ganze Campanerland. Hier drängt sich Fabel und Geschichte von dreiunddreißig Jahrhunderten zusammen; hier sieht man das Grab der kühnen Himmelsstürmer, den Styx, die Küste, auf der Dädalus seinen Flug endete, und alle die Wunder der schönen alten Poesie. Hier fließt die Aeneis mit der Odyssee zusammen; allein von hier

erblickt man auch mit Schmerz die Stellen, wo Scipio seine letzten Worte aussprach, wo Cicero unter Mördersdolchen seine edle Seele aushauchte, und mit Schauder sucht man die Ueberreste der blühenden Städte, welche der Feuerberg mit seinen verheerenden Eingeweiden bedeckt, deren unglückliche Bewohner dem schrecklichsten Tode oder dem traurigsten Leben als Opfer verfielen, und welche sechszehnhundertjährige Nacht den Forschungen entzogen hatte. Wie ungenügend erscheinen die Beschreibungen des jüngern Plinius über diese furchtbare, nicht zu beschreibende Katastrophe, wie sehr muß man bedauern, daß dieser Schriftsteller mehr der Eitelkeit, sich selbst zu loben, als dem Bestreben, ein wahrhaft treues Bild dieser außerordentlichen Begebenheit zu liefern, fröhnte, und wie schmerzlich erscheint der stoische Starrsinn seines großen Oheims, welcher Gastmahl und Schlaf der Rettung seines kostbaren Lebens in Mitte dieser erstaunlichen Naturerscheinung vorzog. Wie sehr muß man beklagen, daß gerade derjenige Theil von Tacitus Werken verloren gegangen, welcher über dieses Ereigniß berichtete, da man, so gründlich auch Polyb, Diodor, Vitruv, Seneca, besonders aber Strabo, darüber aufzuklären suchen, doch von diesem wahren Geschichtschreiber das hellste Licht darüber zu erhalten hoffen durfte. — Jeder, welcher an den Rand dieses verhängnißvollen Schlundes tritt, wird die Sehnsucht empfinden, ihn in der Nähe zu besehen, und was noch vor wenigen Jahren nur mittelst Seilen möglich und dennoch ein undankbares Wagestück war, da man die Gegenstände unten nicht unterscheiden konnte,

das erscheint jetzt sehr leicht, seitdem der Krater unbedeckt und frei dasteht; auch sind bereits mehrere Reisende in ruhigen Momenten hinabgestiegen. Wir hatten uns nun zwar überzeugt, daß die Furcht unsers Führers, wie unsere eigene, unnöthig gewesen, indem die Felsenstücke, welche uns entgegenkamen, nicht aus dem Krater geworfen waren, sondern durch den an der Sonne geschmolzenen Schnee von der obern Kante sich losgerissen hatten; allein dessen ungeachtet erschien die Bewegung, das fortwährende Getöse, die von allen innern Wänden und besonders aus dem mittlern eingestürzten Berge aufsteigenden Rauchsäulen, besonders aber das von Zeit zu Zeit an mehreren Orten hervorbrechende Feuer immer noch bedenklich, und es gelang mir nur, einen jungen Engländer zu bewegen, mit mir hinabzusteigen. Wir umgingen den ganzen Krater, und stutzten etwas, als wir die einzige Stelle, wo man hinunterkommen kann, rauchend und die schwarze Lavaerde wie brennend fanden. Es war nichts Anderes zu machen, als uns raschen Laufes hinabzustürzen, was mit außerordentlicher Schnelligkeit geschah, da der Abhang sehr schroff und in dem nachgiebigen Lavasand kein Halt zu finden war. Wir kletterten, unten angekommen, mit Mühe auf die nächste Lavaschicht. Zwei Tage früher erst war dieses Lavafeld, nach Aussage des Salvators, an vielen Orten geborsten, und wir mußten mit starken Sprüngen über die breiten Klüfte setzen, aus denen von Zeit zu Zeit Flammen hervorschossen. So kamen wir zu der Schwefelformation, welche die wunderbarsten Farbenmischungen und Gestalten darbietet. Der Schwefel

strahlte in dem hellen Lichte der noch stark hereinbrechenden Sonne, und im Widerscheine der röthlichen, zwischen ihm hervorzuckenden, unterirdischen Flammen in herrlichem prismatischem Farbenspiel. Das wunderbarste Schauspiel aber gewährte die mitten im Krater liegende, noch mit Grün bedeckte Bergkuppe. Eine Nüancirung von Schwarz, Grün, Blau, Gelb und Roth, die ich mir nie möglich gedacht hatte, und welche der kühnste Pinsel nicht nachzubilden vermöchte, trat hier unter dem ewigen Schwefeldampf in den wundersamsten Schattirungen hervor, und bildete die außerordentlichsten Erscheinungen, welche jeden Augenblick wechselten. Der Boden brannte unter uns, der Dampf drohte uns zu ersticken. Bald wurde die Hitze unerträglich; unsere Kleider fingen an zu rauchen, unsere Stiefel fielen uns schon stückweise vom Fuß. Ein Stock, den ich in eine Spalte steckte, brannte lichterloh, und wir hatten kaum noch Zeit, einige Krystallisationen von Salz und Schwefel, die uns heiß in der Tasche brannten, zu uns zu stecken, als uns das betäubende Getöse, der stets wachsende Qualm und die sichtlich zunehmende drohende Gefahr auf den Rückzug denken ließen. Allein die größte Schwierigkeit kam erst jetzt, da weit leichter herab, als hinauf zu steigen war. Die heiße Asche wich bei jedem Schritte und warf uns oft die Hälfte des Weges zurück; dabei war an kein Ausruhen zu denken. Wer seiner Beine und seiner Brust nicht ganz sicher ist, der versuche diesen Gang nicht. Oft glaubte ich, die Füße trügen mich nicht weiter, die Sinne schwanden, und der Athem stockte.

Erschöpft, zerrissen, verbrannt und athemlos stürzten wir endlich gerettet auf der glücklich erklommenen Höhe nieder, und die durch unsere Anstrengungen aufgeregte Bergwand sendete uns Feuer und Rauchsäulen nach. Ich gäbe es um nichts in der Welt, unter diesen schwierigen Verhältnissen eine Unternehmung gewagt zu haben, welche unter ruhigern weit weniger beschwerlich seyn soll; ich würde sie jedoch nicht zum zweitenmale wagen, denn der Mensch versuche die Götter nicht. Und als ich so hinab sah in den furchtbaren Schoß, der nur Schreckliches gebiert, in diesen ewig kochenden Feuer- und Schwefelkessel, da wurde mir klar, wie Dante den Aufenthalt der Verdammten in seiner Hölle schildert, und dankerfüllt blickte ich auf die in ihrer ganzen Pracht in die unermeßliche See sich tauchende goldene Sonne, und die da unten liegenden blühenden Fluren. Wie schön, wie natürlich erscheinen an solch verhängnißvoller Stelle die Allegorien der alten Mythe; wie unnatürlich, wie unwahr aber die unnöthige Steigerung der Phantasie bei Besichtigung solcher Phänomene, wie verabscheuungswürdig die nächtlichen criminal conversations englischer Frauen auf dem Vesuv, durch deren nicht zu rechtfertigenden Mysticismus so viel Elend über die achtungswürdigsten Familien gekommen ist. Als wir die spitze Bergkuppe herabgestiegen waren, welche den Vesuv krönt, waren wir froh, unsere Esel hier beisammen zu finden, um zum Eremiten herabzureiten. Behaglich hingen wir unsere müden Glieder über diese vorsichtigen Thiere, hüllten uns zum Schutz gegen den kühlen Ostwind in unsere Mäntel

und trabten nun in fröhlichen Scherzen über die Lavafelder hinab. Ich ritt auf der Kante einer riesigen Felsenspalte, als mein grauer Freund stolperte, mir im Aufreißen des Thieres der als Zügel dienende Strick brach, und ich nebst dem stolzen Thiere verschwand. Meine Begleiter waren nicht wenig erstaunt, mich nicht mehr zu sehen, und ihr Suchen, Rufen und Nachklettern war fruchtlos. Ich war in eine tiefe dunkle Schlucht gestürzt, in welcher ich längere Zeit mit meiner langohrigen Rosinante herumkugelte und meine Rettung in diesem Grabesschlund wohl nur meinem Mantel und dem dicken Felle meines Esels, auf den ich gefallen war, verdankte. Nach vielem Herumirren und Klettern kam ich endlich blutend an Händen und Gesicht, mit zerschlagenen Gliedern und einigen Kleidungsfragmenten auf der andern Seite zu einer Stelle, welche mir das Aussteigen aus diesem vulcanischen Boudoir möglich machte, und meine Wiedergeburt und Himmelfahrt trug nicht wenig zur Freude des Tages und zur Lust unserer gefahr- und vergnügenreichen Expedition bei. Der lendenlahme Esel hatte sich auch dabei etwas blessirt, und der Hr. Salvator gab mir noch dazu einen derben Verweis, weil ich seinen Matador zu fest gehalten habe, welches bei seinen Thieren par excellence nicht vonnöthen sey.

Wer Italien besucht, hüte sich hauptsächlich vor zwei Extremen: dem Excesse des Enthusiasmus und der kalten Spitzfindigkeit jener Alles ergründen wollenden Alterthumswürmer, welche beinahe jeden Genuß mit ihren ewigen Zweifeln zerstören. Man muß die Geschichte

der Vorzeit inne haben, oder trachten, sie nach Besichtigung jedes interessanten Ortes nachzulesen, dann wird man die Ueberbleibsel dieser großen Vergangenheit mit doppelter Theilnahme und mit ganz andern Augen wiedersehen. Es scheint mir aber hinlänglich, die Bildung, welche jeder wohlerzogene Mensch hinsichtlich des Studiums der Vorwelt erhalten haben muß, hieher mitzubringen und nicht zu vielerlei vorher zu lesen, sondern dann erst, wenn man ruhig und unparteiisch die Gegenstände ins Auge gefaßt und geprüft hat. Denn es liegt ja am Ende nicht so viel daran, ob Cajus oder Sempronius in diesem Hause gewohnt hat, was auch trotz aller Weisheit der Archäologen nirgends positiv nachzuweisen ist; und es ist schon Gewinn genug, aus den großen Fundgruben des Alterthums, mit welchen Italien übersäet ist, im Allgemeinen sich die Sitten und Gebräuche der frühern Bewohner abzuleiten, und sich das Bild ihres großen öffentlichen Lebens zu versinnbildlichen, anstatt in armseligem Disputiren über Kleinigkeiten, wo doch keine Autorität zu entscheiden vermag, die Zeit der kostbarsten Forschung zu verscherzen. Ich läugne nicht, daß ich mich so gut wie jeder Andere mit banger Erwartung dem geheimnißreichen, kaum zum fünften Theile noch entschleierten Pompeji näherte, und ich gestehe, daß meine Phantasie immer mehr die Oberhand gewann, je mehr ich sie durch die Reflexion zu bekämpfen suchte, wie dieß stets der Fall ist, wenn man sich durchaus keine Vorstellung von einer zu erwartenden Sache bilden kann. Eine nicht kleine Abkühlung der Exaltation ist ein Trupp neapoli-

tanischer Soldaten, welche am ersten Hause von Pompeji Wache halten, ein Haufe Führer, welche sich jedes Fremden bemächtigen, und eine königlich privilegirte Abhandlung über die bisher gemachten Entdeckungen, welche jeder Cicerone seinem Schützling mechanisch vorplärrt und worin unumstößlich bewiesen ist, wie die Leute in jedem Hause hießen u. s. w. Es ist wirklich unverantwortlich, wie der Reisende und sein schöner Glaube, den er warm aus dem Vaterlande mitbringt, hier officiell in allen diesen Piane, Dissertazioni, Guide u. s. w. betrogen werden; noch unverantwortlicher ist es aber, wie die meisten Reisenden ihre Zeit in den Museen mehr mit Lesen, als mit Sehen zubringen. Wenn ich die Engländer, an den herrlichsten Säulen und Statuen herumliegend, emsig in ihrem unzertrennlichen Freunde Nibby, der übrigens der größte Schwadroneur in Italien ist, lesen sehe, so möchte ich immer wissen, was derlei Menschen eigentlich für Rechenschaft über das Abgelesene geben können. Wenn so ein Jüngling vom Papa in London gefragt wird: wie findest du den Laokoon? so wird er geschwind Seite 370 nachschlagen müssen, um zu sagen, wie ihn Hr. Vati oder Hr. Nibby gefunden hat. Dieses tolle Unwesen nimmt aber immer mehr überhand, und man sollte all den Quark verbrennen. Aus dem Vorhergesagten kommt es auch, daß man kein gesundes, d. h. kein eigenes Urtheil mehr hört, da sich beinahe niemand getraut, seine eigene Meinung zu haben, geschweige denn zu äußern, und wenn auch einem vernünftigen, seiner Sinne mächtigen Menschen ein Zweifel aufstößt, so muß er ja seiner gesunden

Idee nicht folgen, sondern einer jener vermaledeiten, selbst für Maculatur zu schlechten Autoritäten blindlings folgen und vertrauen. Wie lächerlich hat man aber diese Sache hier in Pompeji betrieben, und wie wenig entspricht die Wirklichkeit den überspannten Erwartungen, welche durch den Exaltismus geisteskranker Schriftsteller und durch die geldsüchtige Politik der hiesigen Behörden stets höher gesteigert werden. Alle diese Angaben über die Namen der Hauseigenthümer, besonders über den Aufenthalt berühmter Männer, sind rein illusorisch, und man darf nur wissen, wie bei diesen Taufhandlungen verfahren wurde, um die Unwahrscheinlichkeit der ganzen hypothetischen Nomenclatur, so wie die Unstatthaftigkeit der meisten andern Suppositionen augenblicklich einzusehen. Denn wenn man z. B. gleich das erste Haus deßhalb dem Diomed zuschrieb, weil gegenüber ein Diomed sein Grab hatte, wenn man ein anderes Haus Pansa benannte, weil dieses das erste Wort war, das auf ihm geschrieben stand, da doch dieses, wie hinlänglich bekannt, selten den Hauseigenthümer bezeichnete, so kann man von der Gründlichkeit der Behauptungen und Nachweisungen über Pompeji leicht selbst urtheilen. Pompeji ist unstreitig für unsere Zeit bedeutender, als es für seine eigene war, da man es wohl höchstens für eine Stadt dritten oder vierten Ranges annehmen darf. Sie hatte den traurigen Vorzug vor Herculanum, daß sie nur durch Asche bedeckt wurde, wodurch auch ihre Ausgrabung erleichtert ist, während dieses bei dem in fester Lavamasse steckenden Herculanum wohl niemals ganz möglich seyn wird. Man

bedauert dieß um so mehr, als keinem Zweifel unterworfen werden kann, daß letzteres viel reichere Ausbeute geben würde, was schon aus der bedeutenderen Anzahl kostbarer Marmore hervorgeht, die man in Herculanum gefunden hat, während Pompeji hieran sehr arm ist. Das hiesige Museum ist überreich an Antiken, welchem Umstande ich zu seiner Ehre lieber die Schuld der verzögerten Ausgrabungen beimessen will, als dem speculativen Interesse, damit durch diese Zögerung die Fremden noch lange im Lande gefesselt werden, was denn doch gar zu abgeschmackt wäre. Oekonomie kann es nicht seyn, indessen sieht man hier mehr Soldaten auf Wache, als Arbeiter in den Excavationen, und in Herculanum arbeiten gar nur vier bis fünf Menschen an dem einzigen bis jetzt freigestellten Hause, dessen Säulen und Mauerwerk restaurirt werden; eine Arbeit, welche mehr verdirbt, als gut macht, indem man in kurzer Zeit nicht mehr unterscheiden wird, was neu und was alt ist. Ich hatte Gelegenheit einer Ausgrabung in Pompeji beizuwohnen, welche zu Ehren zweier hier anwesenden fremden Fürsten veranstaltet wurde. Es wimmelte in diesen ehrwürdigen Trümmern in der alten Gräberstraße, unter diesen dächerlosen Tempeln und Häusern von eleganten Damen und Herren, welche diese Veranlassung dahin gezogen hatte. Wie reizend wäre es gewesen, diese modernen Menschen, welche sogar nicht in die Vergangenheit hineinpaßten, in antikem Costume hier feierlich forschend und sich über die ernste Vergangenheit besprechend herumwandeln zu sehen, und der Herrscher des Landes

würde sich ein Verdienst um die Wahrscheinlichkeit der vielen hier aufgestellten Hypothesen erwerben, wenn er alle Menschen, welche sich in Pompeji aufhalten, in altrömisches Costume kleidete. Die hübschen Neapolitaner würden sich im Sagum, der Femoralia und der Toga nicht übel ausnehmen, und die braunen Mäntel der hiesigen Seeleute geben vielleicht einen richtigen Begriff von der alten Lacerna. Man begann die Ausgrabung in einem der Häuser, welche in der breiten, seit einem Jahr entblößten Straße liegen, und gleich einem Leichencomitat umstand die auserwählte Gesellschaft den Fleck, dessen Schoß uns Roms alte Gefäße zeigen sollte. Ich wußte, daß man oft drei bis vier Tage sucht, ehe man nur ein Stück findet, und war daher nicht wenig erstaunt, gleich im ersten Augenblick eine Bronzeschüssel hervorbringen zu sehen. Gleich darauf kam ein Pferdezaum, anderes Pferdegeschirr, mehrere Lampen, noch ungebrauchtes Geschirr von Terra Cotta, ja sogar ein Becher, in welchem ein ganzes und ein halbes Ei lagen, so, wie wenn es so eben aufgeschlagen wäre. Ich wurde aufmerksam durch den raschen Gang dieser Auffindungen, besah mir die Erde, in welcher gegraben wurde, fand sie überall schon aufgelockert, und nahm nun einen der Wächter auf die Seite und ins Verhör, wo ich denn auch ohne Mühe erfuhr, daß die hier gezeigten Dinge in den letzten vierzehn Tagen zwar aufgefunden worden seyen, daß man aber gewöhnlich bei Anwesenheit fremder Herrschaften Mehreres zusammenlege, um die Ausgrabung interessanter zu machen.

Als ich zur Gesellschaft zurücktrat, hatte man eben eine ganz frische Orangenschale gefunden, die unter allgemeinem Lächeln in der Gesellschaft herumging; so weit konnte doch die Täuschung nicht gehen, und ich bewunderte die jungen Fürsten, die so artig waren, den ganzen Hocuspocus mit anzusehen, obschon sie die Spiegelfechterei so gut wie wir erkannt hatten.

Von außerordentlichem Interesse ist Pompeji für die Kenntniß des Colorits; denn wenn wir auch gleich die Form der Waffen, Gefäße, Kleidung ꝛc. früher gekannt, so fand man hier doch zum Erstenmale die Farben derselben. Reich sind die Aufschlüsse über das bürgerliche Leben der Alten, ihre so beschränkten Wohnungen, die nette sinnreiche Eintheilung derselben, und unzähliges Andere, worunter besonders der Gebrauch der Glasfenster gehört, worüber man sich so lange gestritten, und der hier zur Evidenz nachgewiesen ist, da man im Hause des Diomed einen Fensterstock mit Glas und Rahmen gefunden hat. Worin ich mich jedoch am meisten getäuscht hatte, und worin ich den Enthusiasmus meiner Landsleute am wenigsten theilen kann, dieß sind die Malereien in Pompeji. Man überläßt sich nur zu allgemein der Begeisterung, mit welcher selbst einsichtsvolle Männer diese Arbeiten in den Himmel hoben, und es war bereits eine Zeit, wo man zu behaupten wagte, daß man hier den Maßstab finde, wie weit die neue Kunst unter der hohen Stufe stehe, welche die alte erstiegen habe. Ganz Europa staunte diese Gemälde an; die geschicktesten Meister bedienten

sich ihrer als Modell, sie brachten eine förmliche Revolution in der Malerkunst hervor, und man pries den glücklich, den man diesem hohen Vorbilde nachgekommen glaubte. Man räumt unstreitig dem Antiken zu viele Vorrechte ein, bloß weil es antik ist. Die bescheidenen Monumente des kleinen Pompeji überraschen auf ganz andere Weise, als die für das Erstaunen von Jahrtausenden errichteten kolossalen Gebäude der stolzen Roma. Man ist wunderbar aufgeregt, sich nach achtzehn Jahrhunderten in dem Asyle der gleichsam eben entflohenen unglücklichen Pompejer zu finden; Alles an dem Orte zu sehen, wie sie ihn eben verlassen hatten, die Früchte, das Brod, den Wein, wie sie eben zum Gebrauche aufgestellt waren; in den Gemächern zu wandeln, deren Reliefs und Bilder die Menschen der damaligen Zeit darstellen, wie die Frauen sich Morgens, wie in Gesellschaft trugen, wie sie sich die Haare flechten ließen, wie sie sich reizend überall bewegten. Allein diese Aufregung sollte uns nicht verleiten, einen besondern Kunstwerth in meistens doch ganz mittelmäßig und flüchtig gemalten Producten zu suchen, bloß weil sie einer Zeit angehören, welche wir nun einmal in allen ihren Beziehungen anzubeten uns gewöhnt haben. Wie kann die mindeste Täuschung stattfinden bei architektonischen oder Landschaftszeichnungen, wo keine Spur von Perspective zu finden ist? Wie kann man in einer Gattung von Malerei Colorit erkennen, welche selbst die Mittel nicht kannte, sich dasselbe zu verschaffen? Und wo ist Reinheit der Form und Correctheit der Zeichnung

in diesen flüchtigen Skizzen und Umrissen zu finden? Und mehr als dieses sind doch die meisten Malereien nicht. Unbestreitbar dagegen ist der Geist, welcher in Allem herrscht, was man hier von Malerei findet, und wenn man den Löwen an der Klaue kennt, so kann man von diesen Copien — denn für etwas Anderes wird man wohl die meisten Gemälde in Pompeji nicht ausgeben wollen — auf die großen Conceptionen der alten Maler schließen. So oft auch gegen Zeichnung und Wahrheit angestoßen ist, so geht doch das geistige Princip herrschend und siegreich durch die Producte aller Künste jener Zeit. Darin liegt aber eben der Grund, warum gerade diese Gemälde dem Künstler nicht zur Nachahmung empfohlen werden dürfen; denn der Geist läßt sich nicht copiren, und die Form ist beinahe durchgehends incorrect. Was noch allein hier zu studiren wäre, ist die Eleganz und unendliche Grazie, welche sich in allen Figuren ausdrückt, und welche eine Leichtigkeit über alle Bewegungen verbreitet, die vielleicht allein in unserer Zeit nicht erreicht worden ist, weil uns hier, wie überhaupt im Nackten, die Naturanschauung fehlt, und unsere Künstler genöthigt sind, zur Antike ihre Zuflucht zu nehmen. Man setze mir Raphael nicht entgegen. Wenn es wahr ist, daß er den Stoff zu seinen Logen in den Bädern des Titus geholt, so können wir darüber nicht mehr urtheilen, da wir seine Vorbilder nicht mehr sehen, und dürfen sicher annehmen, daß die Gemälde in jenen kaiserlichen Hallen ganz anders ausgesehen haben, als die in den anspruchlosen Wohnungen

der Pompejer. Klar ist übrigens, daß der hohe schaffende Genius, welcher damals von den Griechen auf die Römer übergegangen war, auch in ihrer Malerei vorherrschte; eben so gewiß aber ist es auch, daß, wenn ein junger unbekannter Künstler unserer Tage eines der besten in Pompeji gefundenen Bilder, allenfalls das Concert, oder Apoll, Chiron und Aesculap, oder Ulysses und Penelope, täuschend nachbildete, man es wahrscheinlich in allen Gemäldeausstellungen Europa's gleichgültig ansehen würde, während man vor den Pompejischen Originalen, die denn doch sichtlich auch nur mittelmäßige Copien von verloren gegangenen Meisterwerken sind, gläubig sich beugt. Denn so weit geht der Fanatismus für das Alterthum selbst unter aufgeklärten Künstlern, daß sie Schönheit und Antike für synonym halten und dem Studium der Natur entsagen zu dürfen glauben, um servile Nachahmer der Griechen zu seyn. Das bourbonische Museum in Neapel, in Hinsicht auf Reichthum, Aufstellung und Beleuchtung eines der ersten Europa's, beweist, daß die Griechen auf dem Höhepunkt der bildenden Künste standen, und niemand hat es noch gewagt, ihnen ihre Superiorität streitig zu machen. Der Cultus, welchen man der Schönheit weihte, die Ueppigkeit der Frauen, der Luxus, welcher ihre Reize erhöhte, die Leichtigkeit ihrer Kleidung und der unschätzbare Vorzug, welchen die griechischen Künstler hatten, die kraftvollen Entwicklungen des nackten Körpers zu studiren, vereinigten sich unter dem schönsten Himmel der Erde, ihre Einbildungskraft zu entflammen,

ihren Meißel zu leiten und sie zum Sublimen zu führen. Nur ihnen konnte es gelingen, das Ideal zu finden: nur sie konnten Götter schaffen. Wer den Aristides, die Flora, den Hercules gesehen, kann über wahre Schönheit nicht mehr zweifelhaft seyn. Allein Alles hat seine Gränzen, besonders die Sculptur, deren Feld weit beengter als das der Malerei ist, und wenn wir einzelne Meisterschöpfungen der alten Heroen der griechischen Kunst anstaunen, so dürfen wir deßhalb noch nicht Alles, was jener Zeit entsprossen, für erhaben anerkennen, und der Künstler, welcher ohne eigenes Urtheil Alles, was antik ist, anerkennen und nachahmen wollte, würde eben so irre gehen als derjenige, der Rubens verwürfe, bloß weil er nicht zweitausend Jahre alt ist, und schlimm würde es mit vielen unserer Alterthumsschwindler aussehen, wenn man sie über das wahre Verhältniß der Kunst zur Natur examiniren wollte. Nach Jahren der mühsamsten Arbeit, nachdem sie ihre Mappen ohne Plan, Zweck und Auswahl mit Zeichnungen gefüllt, wovon sie wohl kaum den zehnten Theil je gebrauchen können, schließen sie sich in ihr Atelier ein, schöpfen aus ihrer antiken Fundgrube und bilden nun hiernach ihre antiken Helden. Allein kalt geht jeder an diesen kalten Erzeugnissen vorüber, während man sich um die Bilder talentvoller Künstler drängt, welche den classischen Boden Italiens zwar zum Studium der wahren Antike mit Auswahl benutzt, die aber daneben zugleich die Vorzüge der großen Maler unserer Zeit erkannt haben und in die Tiefen der ewig neuen Natur

einzudringen vermochten. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, finde ich nun in den Malereien Pompeji's, ungeachtet ich ihr Interesse und den Nutzen, sie zu studiren, nicht in Abrede stelle, durchaus nichts, was uns in dem Gange der schönen Künste, das ist in ihrer Theorie oder für die Entwicklung des Wahren und Schönen, auch nur um einen Schritt vorwärts gebracht hätte oder vorzuschreiten fähig machte, und ich glaube selbst beifügen zu dürfen, daß alle Exclamationen über ihr Verdienst als eben so viele Herabsetzungen der wahren griechischen Kunstmonumente angesehen werden dürfen, und daß man das Verdienst unserer eigenen großen Meister befleckt, indem man sie mit diesen skizzenhaften Schöpfungen vergleicht, oder ihre Arbeiten sogar unter dieselben herabzusetzen trachtet. —

Ist man aber aus der ehrwürdigen Gräberwelt wieder hervor in die üppig blühende, lebende Natur getreten, und läßt den schwelgenden Blick über die unzähligen Schönheiten des herrlichen Golfes streifen, so fühlt man sich auch von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, seinen Ufern zu folgen, die als Lavafelsen der Brandung des Meeres trotzen; man sieht sich hinausgezogen über diesen magischen Zauberkreis selbst, zu den kolossal vor seinem Eingange sich erhebenden Trabanten, die den drohenden Wellen sich kühn entgegenstellen, und welche, nebst dem unermeßlichen Horizonte, das wundervolle Panorama schließen.

Der Winter mit seinem Regen ist rasch vorüber und Alles zu neuem und doppeltem Leben erwacht, und die

Ausflüge in die bezaubernden Gegenden um Neapel entschädigen für die Entbehrungen. Capri, das herrliche, welches August bereits mit den prachtvollsten Tempeln geschmückt, das Tiber mit zwölf kaiserlichen, nach den zwölf Hauptgottheiten genannten Palästen bedeckt hat, wo aller sardanapalische Luxus dieses üppigen Tyrannen sich entfaltete, wo von einem über die Wolken sich erhebenden Pharus die Opfer des kaiserlichen Wüstlings nach den gräßlichsten Martern in die unergründlichen Tiefen des Meeres geschleudert wurden, dieses wundervoll in Gestalt von zwei zusammenhängenden Felsen hoch aus den Fluthen sich erhebende fruchtbare Eiland ist gewöhnlich das erste Ziel der Excursionen. Die Ueberfahrt ist etwas weiter als die von Calais nach Dover, und der Anblick der sonderbar gestalteten Insel mit den großen Ruinen auf ihren hohen Felsenzinnen ist eben so einzig zu nennen, als die Aussicht, deren man genießt, wenn man sie erstiegen hat. Die Spitze, wo der Tempel des Jupiters steht, gewährt vielleicht eine der prachtvollsten Ansichten der Welt. Geradaus eine senkrechte Tiefe, welche Fischerboote wie Insecten erscheinen läßt, gegenüber der ganze Golf mit dem herrlichen Neapel, links die Apenninen, rechts der Golf von Salerno, weiter die calabresischen Gebirge, Pästum und die unabsehbare See bis an die Gestade Siciliens. Der Wirth auf Capri, Pagano, welcher wegen seiner Kenntniß der Insel und seiner in Italien so überaus seltenen Gastfreundschaft und Billigkeit allen Reisenden zu empfehlen ist, versuchte mit ein paar kühnen Fremden in eine Grotte zu schwim-

men, welche Aberglaube Jahrhunderte lang verschlossen hielt. Sie blieb längere Zeit nur für gute Schwimmer zugänglich, jetzt aber kann man mit einem kleinen, niedlichen Nachen bei stiller See in ihre sehr enge Oeffnung hineinfahren; doch bleibt es immer etwas gefährlich, weil die mindeste sich plötzlich erhebende Luft das Herauskommen beschwerlich, ja unmöglich machen würde, indem, wenn die See etwas hoch geht, die Oeffnung immer bedeckt ist. Die oben angeführte wundervolle Grotte wurde Grotta azura getauft, weil das aus der Tiefe des Meeres auftauchende Licht ihren Raum beleuchtet und ihn strahlend blau färbt. Jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrunde führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Palast, und es ist möglich, daß diese Höhle Tibers heimlicher Landungsplatz war. Eine Menge Fabeln sind über diese lange verborgene Schlucht im Umlauf. Ich rathe, das Eindringen in die blaue Höhle Morgens zu versuchen, indem Nachmittags das Licht zu stark von außen hineinfällt und der wunderbare Zauber der magischen Beleuchtung dadurch gestört wird. Durch brennende Pechfackeln wird dagegen der malerische Eindruck außerordentlich erhöht. Wer Capri in einer schönen Mondscheinnacht verlassen kann, um nach Sorrent hinüber zu steuern, der versäume es nicht. Während die glühende Sonnenkugel sich rasch ins Meer senkt, steigt der sanfte, bleiche Mond über den Höhen von Massa herauf. Die hieraus entstehende Farbenpracht läßt sich nicht schildern. Sorrent ist ein Punkt auf Erden, den sich wohl jeder zum Aufenthalte wünscht, der

ihn gesehen. Wer es kann, der wohne dort ein Jahr oder einen Sommer, und sey er gemüths- oder körperkrank hingegangen, er wird heiter und gesund wiederkehren. Wer aus Tasso's Vaterhaus, oder von den Terrassen der Cocumella, oder aus irgend einem der vielen gastlichen Wohnhäuser, welche sich über den himmlischen, in einem dichten Orangenwald auf den das Meer begränzenden Höhen fortziehenden Pian di Sorrento erheben, einen Blick auf dieses einzige Gemälde geworfen, der wird Mühe haben, sich wieder loszureißen, und Mancher, der auf Stunden kam, blieb Monate hier. Hätte ich mir einen Aufenthalt zu wählen, ich würde den Winter in Neapel, den Sommer in Sorrent leben. Der Felsenpfad über Vico nach Castellamare ist etwas beschwerlich, dauert drei bis vier Stunden, und kann nur zu Maulthier, zum Theil nur zu Fuße gemacht werden; allein es ist einer der reizendsten Spaziergänge der Erde, der sich anfangs durch einen Orangenwald, wo einem die goldenen Früchte dicht gereiht aus den dunkeln Blättern entgegenglänzen, dann durch Oliven- und Feigenwälder fortschlängelt, unter deren schattigen Massen man stets unerwartet durch eine neue, immer schönere Aussicht auf den silbernen Wasserspiegel überrascht wird. Castellamare, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Neapolitaner und Fremden, ist bei weitem nicht so pittoresk, wie Sorrent. Der Weg nach der königlichen Villa, welche auf der Höhe des Gebirges liegt, führt durch eine herrliche Eichenallee und über dicht mit hohen Castanien bewachsene Hügel, und ist nebst den Ruinen des alten Castells aus dem

Mittelalter das Bemerkungswürdigste an diesem schon zu städtisch organisirten Orte, der zunächst dem unglücklichen, noch in Nacht vergrabenen Stabiä liegt.

Wendet man sich nun westlich von Neapel, so gelangt man in die ehemalige Campagna Felice, die sich bis ins Cap Misene hinab erstreckte, und befindet sich auf einer Stelle der Weltkugel, welcher vielleicht in Beziehungen aller Art nichts Aehnliches an die Seite zu setzen ist. Hier hat die Natur ihre außerordentlichsten Erscheinungen zusammengedrängt, — hier hat sie sich in wunderbaren Gebilden und herrlichen Formen erschöpft, — hier ist das Land der schönsten Fabel des Alterthums, — hier war der Mittelpunkt römischer Pracht und Ueppigkeit, — hier berührte ein Feenpalast der römischen Kaiser den andern, — hier ruhten die Herrscher der Welt und schwelgten in den Lüsten, die sie vernichteten, — hier verschwendeten sie die Schätze, die sie den Völkern geraubt, und hier erlagen die stolzen Bezwinger der Erde den Streichen Genserichs und der Barbaren. Und was bietet dieses schöne Land nun dar? Was ist von so vieler Pracht und Herrlichkeit übrig geblieben? Was sieht man noch von den weitläufigen, unermeßlichen Landhäusern, Städten, Palästen und Tempeln, welche alle damaligen Schriftsteller nicht glänzend genug beschreiben können, welche diese Erdzunge zum entzückendsten Aufenthalte gemacht, und welche Cicero, der auf den Höhen von Puzzuoli selbst eine stadtähnliche Villa besaß, nur mit dem Ausdrucke: Puteolana et Cumana regna bezeichnen zu können glaubte? Nichts zeigt uns mehr die Unsicherheit und Vergänglich-

keit menschlicher Werke, als diese Ruinen, diese verlassenen Gestade, von denen aus so lange die Welt beherrscht worden ist, aus deren Häfen unüberwindliche Flotten die Nationen zinsbar erhalten haben. Die Riesenwerke des Reichthums sind verfallen, der Boden, welcher sonst nicht Raum genug bot für die Ansiedlungen der Pracht und des Luxus, haucht nun giftige Dünste aus, und der Aufenthalt der Wollust ist jetzt todbringend geworden. Schon der Eingang in dieses wunderbare Land durch die in hohe Felsen gesprengte, lange, schauerliche Grotte des Posilippo, welcher Neapel schützend gegen Westen umgibt, läßt Ungewöhnliches erwarten. Links liegt auf einem Felsen im Meere, einem Linienschiff ähnlich, die Quarantaine und neben ihr die romantische Insel Nisido, der wohlverwahrte Aufenthalt der Galeerensklaven. Rechts auf den Höhen liegt der geheimnißvolle, von vulcanischen Hügeln umschlossene, ewig siedende Agnanersee, dessen mineralische Gewässer, dem Glauben der Alten zufolge, jede Krankheit heilen sollten, und dessen Schwitzbäder auch in unsern Tagen durch eine natürliche, aus der Erde steigende Hitze von 40° Réaumur manches alte Uebel heilen. Von der Hundsgrotte gelangt man an die wunderbare Solfatara, deren weißgelbe Felsenwand man weit im mittelländischen Meere schimmern sieht, und deren tiefer, rings von hohen Bergen umschlossener Schwefelkessel ohne Zweifel der eingestürzte Krater eines alten Vulcans ist. Der ganze Boden ist heiß; an einigen Stellen bricht der mit Schwefel und Salmiak geschwängerte Dunst brausend hervor, und die hohlklingende Kruste,

auf welcher man wandelt, beweis't die unterirdische Thätigkeit des Bodens; an andern steigt ewig Rauch auf, und eine tiefe Höhle, welche man zu Schwefelschwitzbädern eingerichtet hat, hat vielen asthmatischen Leidenden die Gesundheit wieder gegeben. Die Bereitung des Alauns ist hier höchst einfach, indem man irdene Gefäße, mit Wasser gefüllt, in den heißen Boden setzt und Asche hineinlegt. Von hier gelangt man in das uralte Puzzuoli am Vorsprung des Meeres, das Cicero das kleine Rom nannte, wo man noch kostbare Ueberbleibsel römischer Baukunst sieht, unter denen sich der herrliche Tempel des Jupiter Serapides auszeichnet, welche man so leicht hätte erhalten oder herstellen können, wenn das Plünderungs- und Centralisationssystem der Alterthümer nicht so herrschend geworden wäre. Die noch stehenden drei Riesensäulen, deren früher zweiundvierzig waren, so wie das ganze Marmorparket und die herrlichen Capitäle und sonstigen Fragmente zeigen, welch herrliches Gebäude hier gestanden hat. Die heißen Mineralquellen, welche man hier fand, dienen noch jetzt zu Bädern, die in ganz Italien sehr berühmt sind. Der Hafen von Puzzuoli zeigt die Ueberbleibsel einer der stupendesten menschlichen Unternehmungen, indem von hier aus Caligula durch eine Brücke den ganzen 3600 Schritt langen Meerbusen bis Bajä verband, ein Werk, das nach Sueton ungeheure Summen gekostet haben soll. Das Amphitheater in Puzzuoli faßte über vierzigtausend Menschen und ist noch ziemlich erhalten. Bei jedem Schritt stößt man auf Ueberbleibsel von leider beinahe unkenntlich gewordenen

alten Bauwerken. Die Wasserleitungen, der Arco Felice, welcher nach Cumä führte, das Amphitheater, der Tempel Apolls, die Grotte der Sibylla Cumana, so wie die Wände der Hohlwege, durch welche man geht, zeigen nur durch vorschimmernde Stücke von Mosaik, rothem Marmor und anderm kostbaren Material, das hier zu Grunde gegangen ist. Weiter rechts liegt die Stadt Linterno, wo der afrikanische Scipio fern vom undankbaren Vaterlande den ruhigen Tod fand; links hinab gelangt man an den austernreichen See Fusano, von da nach Bajä, auf dessen Höhen einstens die Prachtpaläste des Julius Cäsar, des Nero und der Julia Mammea, des Pompejus und Marius die schäumende See kühn überragten; nach jenem Bajä, wo der Andrang der Römer so groß war, daß man Werke im Meere aufführen mußte, um neue Wohnungen darauf zu bauen, das Horaz allen andern Orten der Welt vorzog, vor welchem Seneca warnte, wenn man seiner Leidenschaften Herr bleiben wolle, — wo man noch jetzt, trotz des ungeheuren Verfalls, die schönen Ueberbleibsel der Tempel der Venus Genitrix, in dem man die Akustik studiren sollte, der Diana und des Mercurs findet, — wo man noch weit ins Meer hinein kostbare Säulen und andere Zeichen jener Größe entdeckt, und wo man unter Nero's Palast, tief im Felsenschoß, die berühmten Schwitzbäder fand, zu deren heißer Quelle schmale Gänge führen, deren Besuch nur entschlossenen entkleideten Menschen gelingt, weil die Hitze so groß ist, daß schon mehrere das Opfer ihrer Neugierde wurden. Allein alle historischen Erinnerungen werden auf diesem wundervollen Boden noch durch

das mystische Dunkel der alten Fabelwelt verdrängt. Hier wird man begreifen, wie der Dichter der Aeneis seinen trojanischen Helden mit geographischer Gewissenhaftigkeit durch die Unterwelt geführt hat; hier hätte unser gelehrter Heyne und so viele andere Commentatoren den sechsten Gesang Virgils studiren sollen, anstatt sich im deutschen Vaterlande um Worte und Phrasen zu bekriegen, deren Sinn so einfach und natürlich an Ort und Stelle sich enthüllt, und hier würde sich ihnen der Ungrund ihrer Behauptungen, daß die meisten dunkelscheinenden Anspielungen poetischer Licenz zugemessen werden müssen, auf dem Spaziergange eines Tages anschaulich dargethan haben.

Es war ein herrlicher Festtagmorgen, an welchem wir von den elyseischen Feldern auf die benachbarte, reichbevölkerte Insel Procida übersetzten. Wir glaubten uns plötzlich nach Griechenland versetzt, als wir das ganze Volk in der Tracht dieses Landes erblickten. Es gewährte einen überraschenden Anblick, eine Kirche, die wir betraten, mit Menschen in solch fremder Tracht gefüllt zu sehen, welche um so malerischer aussieht, als beide Geschlechter hier sehr schön sind. Die rothen phrygischen Mützen der Männer und die bunten Farben der Frauen kleiden außerordentlich gut, und diese Erscheinung ist um so lieblicher, als sie, die einzige in Italien, vom griechischen Ursprung der Neapolitaner Zeugniß gibt. Wir nahmen ein Frühstück auf der schönen, über einen Felsenriff hängenden Villa des Königs, die früher ein Castell war, und hatten hier das Vergnügen, die natio-

nelle Tarantella tanzen zu sehen, wozu wir viele der schönsten Mädchen und junge Leute eingeladen hatten. Nachdem man die unbeschreibliche Anmuth und züchtige Grazie, mit der diese Naturmenschen ihren leidenschaftlich geliebten Tanz ausführen gesehen, kann man an dem bacchantischen Herumrasen, mit welchem unsere Balletmeister ihn uns vorführen, kein Wohlgefallen mehr finden. Von hier steuerten wir nun auf die große, prachtvolle Insel Ischia, die sich nebst dem stolzen Capri zum Schutze des herrlichen Neapels gegen die andringende Fluth aufgethürmt hat. Weit ragt ihr gährender Epomeus über das große, stets von ihm bedrohte Eiland hinaus. Die ganze Formation dieser Insel deutet auf ihren vulcanischen Ursprung, und wenn auch gleich seit Jahrhunderten kein Ausbruch mehr statt fand, so lassen doch die überall mit Macht hervordringenden, mit Schwefel und Eisen überschwängerten heißen Quellen hinlänglich das bevorstehende Schicksal dieses schönen Landes erkennen, und was jetzt heil- und rettungspendend Hunderten das Leben erhält, das wird vielleicht in kurzer Frist Tod und Vernichtung über die sorglosen Bewohner bringen. Hat man nun mit Ischia den ganzen Cyclus dieses Zauberpanorama's beschlossen, so wende man sich von der Stätte, wo Aeneas gelandet, um das größte Reich zu gründen, hinab zu den unzerstörbaren Ueberbleibseln der erhabensten Baukunst aller Zeiten, zu der prachterfüllten Posidonia der Sybariten, zu dem uralten Pästum, welches weder Sarazenen noch Jahrtausende zu zerstören vermochten, wo man lernen kann, wie man gebaut hat und

wie man bauen sollte, und dessen fast unversehrte drei Tempel die schönsten, erhabensten Momente des Alterthums in Europa sind. Obgleich sie 54 Miglien von Neapel liegen, wird doch gewiß niemand bereuen, die zu dieser Excursion erforderliche Zeit geopfert zu haben, um so mehr, als man mit dem Wege nach Pästum noch mehrfache Genüsse verbinden kann, welche sonst wieder manchen besondern Tag in Anspruch nehmen würden. So besichtigten wir das in einer engen Bergschlucht kühn am Felsen hängende Benedictinerkloster St. Trinita bei dem hübschen Städtchen Cava, welches theils von den Felsen, die in und über seine Kirche hereinragen, getragen wird, theils sie selbst stützt. Das Kloster enthält die ersten longobardischen Handschriften. Der Weg in die tiefe Schlucht hinab zu einer Tropfsteingrotte ist höchst romantisch, so wie die ganze Straße bis nach und über Salern voll Abwechselung ist. In dem freundlichen Städtchen Vietri schifften wir uns ein und machten die herrliche Fahrt nach Amalfi, dem zauberähnlichen, dem Schmuckkästchen Italiens. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als diese ganze Bergkette, auf welcher man bei jedem Umbug um einen der vielen Vorstöße durch einen neuen reizenden Anblick, durch ein neues, glänzendweißes Dörfchen überrascht wird. Alle diese Ortschaften, so wie Amalfi selbst, hängen auf eine unbeschreiblich pittoreske Weise an den Bergwänden umher, und das Romantische von Amalfi wird durch eine Menge, dasselbe umgebender, alter, zum Theil noch ziemlich fester Sarazenenschlösser und Thürme und durch

hundert natürliche Wasserfälle, welche diesen Ort zu einem der betriebsamsten in Fabriken aller Art machen, aufs höchste gesteigert. Catel und Weller in Rom haben manche dieser schönen Partien aufs glücklichste dargestellt, worunter besonders die Auffassung des erstern im Mondlicht äußerst gelungen ist. Wir verließen Amalfi, welches dem Rebellen Masaniello das Leben gab, und wendeten uns nun nach dem Golfe von Salerno, dem Eden des italienischen Himmels. Allein von hier aus, besonders wenn man den Fluß Sele überschritten hat, dessen versteinernde Kraft sich an den dortigen großen Trümmern so kräftig bewiesen, nimmt die Schönheit der Gegend stets mehr ab. Sümpfe wechseln mit mühsam bebauten Feldern, und Disteln und wilde Weinreben sind an die Stelle der Rosenfelder getreten, die uns Virgil so reizend schildert. Hier liegen an der See in tiefer Stille und Einsamkeit die herrlichen griechisch dorischen Tempel, die sich als die dreitausendjährigen Reste Pästums ankündigen. Diese herrlichen Ueberbleibsel lassen sich mit dem weibischen und überfeinerten Geschmack der reichen Sybariten nicht recht vereinigen, sondern sie erscheinen im Gegentheil wie die einfachen, großartigen hinduschen Bauwerke, welche uns Daniels kühner Pinsel gemalt hat; und in des Neptuns majestätischem Riesentempel, unter diesen Ehrfurcht und Staunen gebietenden, von Menschenhänden der Gottheit errichteten Hallen fühlt man sich von den heiligen Schauern umweht, welche Michelangelo's ewiger Dom mit seiner innern Säulenpracht uns einflößt.

Ich habe mich in meinem Berichte über Neapel mehr nach außen gewendet, weil dieses bei einem hiesigen Aufenthalt die Hauptsache seyn muß. Es kann Städte geben, welche man noch schöner gelegen glauben mag, als Neapel, aber reizendere Umgebungen sucht man auf Erden vergebens. Indessen bietet Neapel auch alle Annehmlichkeiten des innern Lebens, und seine Theater wetteifern mit denen aller großen Städte. In dem goldenen San Carlo, dem größten Theater der Welt, ertönen die Stimmen eines Lablache und Rubini, einer Malibran und Pasta, von einem Zauber der Akustik getragen, die kein Raum auf Erden nachweisen kann. In diesen strahlenden Hallen vergißt der tolle Neapolitaner seine ganze Lebhaftigkeit, und still und feierlich horcht er den vergötterten Sängern. Ein eigenes, von guter Sitte zeugendes Ceremoniell überraschte mich in diesem Schauplatz des größten italienischen Gesangvereins. Als ich das erstemal mit einigen Freunden in einem der Fauteuils des Parterre's saß, und das Zeichen zur Ouverture erscholl, verbeugten sich mehrere vor uns stehende zierliche Damen sehr verbindlich gegen uns und nahmen sodann Platz in ihren Stühlen. Wir erschöpften uns in Vermuthungen, wer diese zuvorkommenden Frauen seyn möchten, als uns ein Eingeborner belehrte, daß es hier Sitte sey, jedem eine Reverenz zu machen, vor dem man sich mit dem Rücken zugewendet niedersetzt. Ganz unähnlich mit Mailand oder Venedig herrscht in diesem Theater die tiefste Stille, die nur zuweilen durch Exclamationen, die aber, als lange verhalten,

desto feuriger sich Luft machen, unterbrochen wird. Es ist eine wunderbare musikalische Ausbildung im Neapolitaner, und diese beschränkt sich nicht auf das öffentliche Leben allein. Die großen Sänger, welche Italien erzeugt, hören wir an der Seine und an der Themse, wie in Neapel, obschon mir immer scheinen will, sie hier stets herrlicher gehört zu haben, als in jenen rauhern Luftströmungen. Allein der Dilettantismus, dieser Gräuel unserer nordischen Zonen, der uns so viele martervolle Abende durch ohrenzerreißendes Geklimper und Geschrei bereitet, dieser ist es, der allein der neapolitanischen Natur den Stempel der musikalischen Gebenedeitheit aufdrückt, welche die Natur ihr unvertilgbar verliehen hat. Ich hatte bereits in mehrern Abendcirkeln Talente ersten Ranges aus Privatfamilien neben der Fodor, Tosi und Boccabadati glänzen, ja sie überstrahlen sehen, allein von der Vollendung des Vortrags und der Pracht der Stimmen, die ich in einem Morgenconcerte bei Hrn. Catalano, dem Advocaten des Königs, zu vernehmen bekam, mir keine Vorstellung gemacht. Seine Töchter sind unbestritten zu den größten Sängerinnen zu zählen, die je die Welt entzückt, und Madame *** ist vielleicht in Schule, Leben, Leidenschaft und genialer Improvisation nur mit der unvergeßlichen Malibran zu vergleichen. Hier fand ich, was bei uns noch fehlt. Alles ist Vollendung, was hier zum Ohr kommt, und die Gluth dieses südlichen Gesangs findet in dem gebildeten und gewählten Auditorium feurigen Widerhall und Anerkennung. Nie werde ich die Sonntags-Mittag-

stunden vergessen, wo die Freunde wahrer Musik der glänzenden Promenade der Villa reale entschlüpfen, um in den himmlischen Harmonien neapolitanischer Dilettantenkehlen zu schwelgen. Wie sehr ist zu bedauern, daß diese wundervollen Talente durch ihre Stellung der großen Kunstwelt entzogen sind, und es nur wenigen Auserwählten gestattet ist, des Genusses dieser Sphärentöne theilhaftig zu werden. Die Wonne der Musik ist hier mit aller gesellschaftlichen Unterhaltung eng verschwistert, und die hiesige gute Gesellschaft erhält dadurch einen ganz andern Reiz, als die große Pariser Welt sich durch ihre Alles ertödtende Politik zu verleihen meint. Die hiesige erste Gesellschaft ist übrigens eine der angenehmsten der civilisirten Welt, und obgleich nur etwa zwanzig bis dreißig eingeborne Familien daran Theil nehmen, so sind gerade durch diese Auswahl und durch Beschränkung des Cirkels die Bande desto fester geknüpft und die Verhältnisse desto angenehmer. Man findet hier ganz die Feinheit, die Leichtigkeit, die zuvorkommende Artigkeit, wie in den Pariser Gesellschaften, und wenn man auch hier die Bildungsstufe, auf der man dort steht, vergebens sucht, so ist man dafür durch wohlwollende Herzlichkeit und wahre Zuneigung hinreichend entschädigt. Denn von der furchtbaren, zerstörenden französischen Selbstsucht, von dem bloß conventionellen Lebensbetrieb, der nur Interesse und Form kennt, und der das Gefühl auf Eine Höhe mit Stupidität stellt, weiß der Italiener zu seinem Glück noch nichts, daher auch hier der größere gesellschaftliche Ver-

band durch wahre Zuneigung, Freundschaft und Liebe unendlichen Reiz erhält. Ich rathe jedem Fremden, selbst wenn er sich nur wenige Zeit hier aufhält, die Gesellschaft zu besuchen. Sie wird ihn für den wirklich jede menschliche Geduld erschöpfenden Conflict mit dem gemeinen Volk, dessen Berührungen der Fremde nie ganz entgehen kann, entschädigen; sie wird ihm die bessern Elemente, und damit zeigen, was aus dieser Nation zu machen wäre. Viele der Drangsale, welchen der an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte Tramontaner in der dieser beiden Eigenschaften so ganz entbehrenden großen Stadt entgegentreten muß, fallen dort weg, und ich wüßte, wenn man sich hier vor Aerger nicht aufzehren will, keinen bessern Rath zu ertheilen, als sich zum unerschütterlichen Grundsatz zu machen, durch keine vorkommende Unverschämtheit in Harnisch zu kommen, niemals dasjenige zu geben, was man fordert, zu allem Klagen und Geschrei zu lachen, gegen die Millionen Bettler Ohren und Augen zu verstopfen, und mit niemanden zu disputiren. Wer dieses Recept gewissenhaft gebraucht, der vergißt in den ersten acht Tagen, daß er sich hier und da noch ärgern könnte; er bemerkt den Stoff zum Zorn nicht mehr, und sieht am Ende mit Bedauern auf eine Nation herab, die wirklich von der Natur zu Besserm bestimmt ist, welche aber leider gänzlich gefesselt gehalten wird, und deren einziger geistiger Aufschwung gegenwärtig darin besteht, Mittel und Wege zu finden, die, gastfreundliche Aufnahme bei ihnen suchenden, Fremden zu prellen und zu überlisten.

Allein nach den höhern und feinern Genüssen verschmähe man in Neapel nicht die etwas derbere Kost der Volksunterhaltungen und der kleinen Theater, die größtentheils längs des Largo del Castello gegen den Hafen zu liegen. Vor dem Schauplatz, der in der Regel nur durch einen Teppich von der Straße geschieden ist, stehen auf einem Tisch zwei, auch drei Personen, welche laut mit einander sprechen, zuweilen gleichgültiger, dann heftiger, immer aber Dinge verhandeln, welche auf die bevorstehende Darstellung Bezug haben. Diese größtentheils geistreiche Einleitung zeigt die große Gabe der Neapolitaner im Improvisiren, und die Sprecher gehen häufig und fast unbewußt in die gebundene Rede über. Von Vorbereitung kann hier keine Rede seyn, da die Theilnahme an diesen dialogisirten Improvisationen nicht selten Repliken aus dem zahlreich umstehenden Volk hervorruft, welche auf der Stelle beantwortet werden müssen, und die dann von beiden Seiten mit Geschick, Humor und unerschöpflichem Witz fortgesetzt werden. An treffenden und schlagenden Einfällen wird aber kaum eine Nation reicher seyn, als die neapolitanische, und die Geistesgegenwart, Lebendigkeit und Fülle der Gedankenfolge dieses Volks tritt in solchen Witzkämpfen auf eine bewundernswerthe Art und auf stets ergötzliche Weise hervor. Nach begonnenem Schaustücke dauert der Rapport zwischen dem Publicum und den Acteurs in den dicht besetzten kleinen Buden beständig fort, und man hört unausgesetzt die tollsten Einwürfe und Sarkasmen von unten, auf welche die

gewandten Schauspieler eine die Lachlust ihnen stets sichernde Antwort gewiß nie schuldig bleiben. Eine ähnliche marktschreierische Einladung im höhern Styl befindet sich auch vor dem kleinen Teatro dei Ragazzi, in dem Kinder von 8 — 10 Jahren kleine Farcen aufführen, die flink zusammengespielt werden, und zur Genüge beweisen, welches dramatische Genie dieser Nation angeboren ist. Das Volk umschwärmt diese Buden den ganzen Abend und füllt sie von Zeit zu Zeit, welches bei den ganz niedern Eintrittspreisen selbst dem Aermsten gestattet ist. Ein wahres Volkstheater kleiner Art ist aber St. Carlino, auf dem Largo del Castello. Es ist niedlich gebaut und die Schauspieler haben das Verdienst einer wahrhaft volksthümlichen Komik. Ich möchte es mit dem Leopoldstadttheater vergleichen, obschon es vor diesem den Vorzug eines noch raschern, auf die feurige Individualität der Nation begründeten Zusammenspieles besitzt. Alles dreht sich hier um Anspielungen aus dem Leben, worunter sich ein kleines burleskes Lustspiel „Aladino" besonderer Gunst erfreute. Ein auffahrender, launischer, herrschsüchtiger, mit allen Gebrechen behafteter neapolitanischer Nabob wird durch das unerschütterliche Phlegma eines holländischen Kaufmanns im Schach gehalten. Alle Pointen gehen hier natürlich auf die Unbeweglichkeit und Bequemlichkeit der Tramontaner, namentlich der hier so zahlreichen Engländer, und auf das stete Bestreben der Einwohner, sie zu betrügen. Der Schauplatz ist zwar fingirt im Orient, allein die Anwendung ist leicht zu fassen, obgleich ich

zur Ehre der Neapolitaner zugestehen muß, daß sie ihre Landsleute mehr durchhecheln, als die Fremden. Das Publicum ist in beständiger Gährung, und schallendes Gelächter unterbricht häufig das Stück. Die Acteure sind alle, jeder nach seiner Rolle, durch und durch komische Personen, so daß die Last des Witzes nicht auf einem allein ruht, wodurch derlei Darstellungen einseitig, und wenn der wahre Schauspieler für die Lachmuskeln fehlt, langweilig zu werden pflegen. Eben so überraschend sind die Improvisatoren, die auf den Hafendämmen ihr Wesen treiben, und deren Publicum meistens in Matrosen und Lazzaroni besteht. Von dieser Kraft der Stimmen und diesem Pathos des Vortrages in den ernstesten, selbst historischen und poetischen Ergüssen macht man sich im Norden keinen Begriff, und das schöne italienische Profil, mit der kühnen phrygischen Mütze, kleidet den kraftvollen, halbnackten Redner unendlich wohl. In der Taschenspielerei sieht man hier Dinge, welche kaum von indischen Gauklern ausgeführt werden, und wogegen unsere nachäffenden Jongleurs als wahre Stümper erscheinen. Und dieß geschieht alles unter freiem Himmel, ohne alle Ansprüche, gegen wenige Kupfermünzen, und beinahe mehr zur eigenen Unterhaltung, als zur Belustigung der Umstehenden. Nur im Freien ist das Leben und die Seligkeit des Neapolitaners, und in geschlossenen Räumen hält er es nicht lange aus. So bemühte ich mich anfangs um den Eintritt in eine Gesellschaft, um Zeitungen zu lesen. Man führte mich in die prachtvollen Säle der Societa

dei Nobili, allein es brauchte lange, bis ich den Leuten verständlich machen konnte, daß meine Absicht sey, hier Lecture zu suchen. Mit vieler Noth kam ich endlich zu ein paar Blättern, der neapolitanischen Zeitung und dem Diario di Roma, wodurch mir der Appetit nach Zeitungsgenuß in diesem Land auf immer verging. Ein Gesandter, den ich um die Allgemeine Zeitung bat, schickte mir einen ganzen Pack, den er sichtlich nie geöffnet hatte, und ich begriff endlich, daß man in diesen himmlischen Zonen auf die Politik resigniren müsse. Wo soll man aber auch Zeit, Muße und Ruhe hier zum Studium oder zum Schreiben finden? Das ewige Getöse und Geschrei auf der Straße läßt keinen freien Moment übrig, und die glühende Sonne, die einen Tag wie den andern gleich prächtig über dem wonnereichen Golf und seinem ewigen reizenden Wirrwarr auf- und niederzieht, lockt früh hinaus in die üppigen Fluren und an des herrlichen Meeres kühles Gestade, und Nacht und Müdigkeit allein zwingen endlich zur Heimkehr ins Gemach, das nur der Ruhe geweiht und nicht für geistige Sorgen und Mühen bestimmt scheint.

Das Bourbonische Museum ist wohl eine der ersten Antikensammlungen der Welt, und wo könnte man auch aus bessern und ergiebigern Quellen schöpfen, als aus dem nicht versiegenden Pompeji und Herculanum. Die Eintheilung und Aufstellung der Antiken in dem herrlichen Palast sind vorzüglich, und die Statuen möglichst classenweise geordnet. Herculanum hat hier das meiste

geliefert, obgleich nur der kleinste Theil davon aufgedeckt seyn mag. Der Aristides ist eine der schönsten Bildsäulen des Alterthums, und Rauch scheint seinem Albrecht Dürer dieselbe Stellung gegeben zu haben. Der Farnesische Torso ist von Phidias oder aus seiner Schule; die Capuanische Psyche, deren Kopf ohne Haar, der Leib ohne Arme ist, und die dennoch bezaubernd auf den Beschauer wirkt, wird dem Praxiteles zugeschrieben; die kolossale Flora aus den Caracalla'schen Bädern ist eines der vollendetsten Standbilder; die Venus Kallipygos, die Diana aus Pompeji, die beiden Reiterstatuen von Balbus, Vater und Sohn aus Herculanums Amphitheater, Venus und Amor, Jupiter und Ganymed, die herrliche Marmor-Vase, der Faun mit dem kleinen Bacchus, die sitzende Agrippina, die Farnesische Porphyrtasse, die sechsunddreißig Palm im Umkreise hat und im Tempel des Aesculap gefunden wurde, sind alles Werke erster Classicität. Die berühmte Gruppe des Farnesischen Stiers ist aus Einem Stück Marmor, und dieß mag die Ursache seyn, daß ihr Verfertiger Apollonius so sehr aus den Gränzen seiner Kunst wich, oder daß die Aufgabe zu groß für den Stoff war. Der Stier ist offenbar zu klein, und die beiden Brüder haben zu leichtes Spiel, ihn zu fesseln. Das Ganze steht zu hoch und in ungünstigem Lichte, wodurch die Mißverhältnisse noch greller werden. Der Farnesische Hercules, den man auch in Caracalla's Thermen fand, bleibt ewig das Modell männlicher Form und Muskelkraft. Seine Beine, die anfangs restaurirt waren, sind später

gefunden worden. Der Kopf des Kaisers Commodus sitzt ganz possierlich auf dem Leib eines Kriegers; der einen todten Knaben über die Schulter geworfen trägt. Merkwürdig ist ein Marmorblock, auf dem die Namen aller Krieger, die sich in Vespasians Legionen hervorgethan, aufgezeichnet sind, und ein anderer Block mit dem römischen Kalender und den Himmelszeichen. In Bronzen ist dieses Museum äußerst reich. Man kann sich einen Begriff von dem Reichthum und Kunstsinn der alten Römer machen, nachdem man in einem einzigen Hause zu Herculanum, wo auch der Aristides gefunden, achtzig dieser kostbaren Bronzen, wie Mercur, Faun u. a. ausgegraben hat. Die Gemäldegalerie, welche oben in acht Sälen nach Schulen aufgestellt ist, steht den römischen Sammlungen weit nach und faßt nur einige Meisterwerke, wie Tizians nackte Danaë unter dem goldenen Regen, die zwei Päpste von Raphael, die Anbetung von Dürer, Guercino's Magdalena und einige andere in sich. — Das Glascabinet zeigt die vor wenigen Jahren in Pompeji ausgegrabenen Fensterscheiben, Mosaiken von Glas, alle Gattungen Trink- und Thränengläser, Arzneigläser, beinahe gleich den unsrigen, nur stärker, Steinkrystalle, Todtenvasen, wo die Asche, mit Spiritus bedeckt, noch hermetisch geschlossen ist, Todtenlampen, die unten spitzig zulaufen, versteinertes Oel im Glas, und tausend verschiedene, durchaus schöne Formen. Man kennt das Glas von Herculanum, welches durch die Lavahitze gebogen und zum Theil geschmolzen ist, aus allen heraus. — Die Kameensammlung enthält nur

einen großen, runden Onyx, das Medusenhaupt auf der einen, den Nilgott auf der andern Seite. — Die Sammlung goldener Zierrathen, Armspangen, Ringe, Perlengehänge, ist sehr reich und dient dem Geschmack unserer Tage als Vorbild. Auch findet man hier eine Menge von Früchten, Brod, Wein, wie sie eben verlassen worden, und die man bis zur Täuschung jetzt noch auf jeder Tafel serviren könnte. Besonders reich ist die Sammlung silberner Löffel, Siebe, der Penaten, dann in kleinen Bronzen eine Unzahl Messer, chirurgische Instrumente, Lampen, Waffen, Rüstungen, Helme und anderes Geräthe. Unter den 2500 griechischen Vasen sind nur wenige mit Inschriften und hierin die neuer gefundenen zu Canino vorzuziehen. — Die ägyptische Sammlung zeichnet sich durch Mumien aus, die erst vor etwa zwölf Jahren in Theben und den Pharaonischen Pyramiden aufgekauft wurden, und durch besonderes chemisches Präparat hier ganz aufgewickelt und etwas indecent frei aufgestellt sind. — Die hier gesammelten Fresken aus Pompeji, Herculanum und Stabiä überzeugten mich neuerdings, welch' unverdienten Werth man auf diese unvollkommenen Malereien legt. Die Mosaiken allein sind ausgezeichnet und gut erhalten. — Das geheime Cabinet wird nur Männern gezeigt, und enthält zwei Werke, die in erotischer Beziehung wohl kaum übertroffen sind, den Satyr mit der Ziege und den betrunkenen Faun mit dem Bacchusknaben. Außerdem sieht man hier Bronzearbeiten von der raffinirtesten Feinheit.

Ich machte im Museum die Bekanntschaft des inter-

essanten, gelehrten und freisinnigen Canonicus Jorio, der als Schriftsteller so hohen Ruhm genießt. Ich lernte in ihm einen aufgeklärten Mann, tiefen Denker, großen Kunstkenner und einen der liebenswürdigsten Menschen in Italien kennen. Dank sey ihm hier gebracht für die schönen belehrenden Stunden, die ich in seinem geistreichen, heitern Umgange verlebte, und die ich zu den freundlichsten Erinnerungen meines Reiselebens zählen darf.

Die Gegend von Neapel hat zwei Punkte, die ich als ihre schönsten erkennen möchte, nämlich die vom Jupitertempel auf Capri, und das Camaldolenserkloster, welches etwa vier Miglien nördlich von Neapel liegt. Die Camaldoli haben gleich den Trappisten das Gelübde des Schweigens. Sie sind in schneeweiße Kutten gekleidet, welche ein härener Strick umgürtet. Kloster und Garten sind reinlich und nett gehalten. Sie sind meistens mit nützlichen Arbeiten als Schreiner, Drechsler, Gärtner beschäftigt, und es macht einen rührenden, traurigen Eindruck, wenn man aus dem tobenden Neapel in diese Höhe hinaufsteigt, Alles in Grabesstille versunken zu finden. Der tiefe Ernst auf den geistreichen, zum Theil schönen Gesichtern dieser armen Ordensbrüder flößt das tiefste Mitleid ein. Man lies't auf ihren gramvollen Zügen den Schmerz über die Entbehrung der edelsten Freiheit, der Mittheilung durch Sprache. Man erzeigte uns alle erdenkliche Aufmerksamkeit, und einer der Fratres, der Einzige der sprechen darf, leitete uns nach den schönsten Fernsichten, zu den selbst gegrabenen Grä-

dern, in die Zellen, diese stummen Zeugen stummer Resignation und Verzweiflung, und bewirthete uns sodann gastlich mit Wein und Feigen. Er erzählte uns das traurige Schicksal der meisten Brüder, welches sie an diesen Ort der bittersten Entsagung getrieben. Sie dürfen sich nur in äußerster Noth und Gefahr eine kurze Ausrufung erlauben. Den Frauen ist bei Strafe der Excommunication der Eintritt in das Kloster verboten. Wenn aber der Anblick von Gottes herrlichster Schöpfung für die Entbehrung seiner schönsten Gabe entschädigen kann, so genießen die armen Camaldolenser diesen Ersatz im höchsten Maß. Auf diesen zauberischen Höhen übersieht man in einem Rundkreise von achtzig Miglien die ganze Campagna Felice bis Gaëta, Terracina, Caserta, Capua, die Insel Vandolena, den Rauch und Flammen aussendenden Vesuv, die prächtigen Inseln Ischia und Capri, deren tiefviolette Färbung mit dem dunkelgrünen Meer sich wunderber verschmilzt, und endlich den herrlichen Golf von Neapel, das zum Theil hinter dem erhabenen St. Elmo sich verbirgt.

Schön ist Alles unter diesem seligen Himmel. Fast immerwährender Frühling, und für die Sonnenhitze kühlende Nächte. Dichte Schatten, spielende Seelüfte, Menge von Quellen und Ueberfluß an gesunden und erquickenden Früchten. Paradies der Welt, himmlisches Neapel, was kann aus dir werden, wenn wahre Liebe zur Freiheit, Haß gegen Unterdrückung dich einstens beleben wird! Wie regt sich hier Alles, und ist Leben und Feuer! Und der Hang zur Freude, zur Lust, zu Gesang

und Tanz, wie klopft das Alles in deinen Adern, und wie mächtig ist das Gefühl für Schönheit? Lebet wohl, ihr Höhen und ihr entzückenden Thäler! Wie pocht mir das Herz, dich, schönstes Land! in Ketten und Knechtschaft zu sehen; dich, stolzes Neapel, Kleinod der Natur, das vor allen andern werth wäre, die Herrschaft über die Welt zu erringen!

Sicilien.

Sicilien wird von Jahr zu Jahr mehr besucht, und welches Land verdiente auch mehr das Ziel einer Forschungs-, wie einer Vergnügungsreise zu seyn. Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sie hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier in gleichem Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Felsen, und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturm würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo sind Ruinen, welche mit denen Siciliens zu vergleichen wären? Wo findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfach großen dorischen Bauwerken Siciliens zu vergleichen, außer die Tempel in Pästum? Roms Monumente bestehen bloß aus der

Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in Sicilien dagegen zählen die neuesten Monumente des griechischen Alterthums dritthalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der antiken Architektur in so klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Style auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten Siciliens, gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, antik-modernen, mehr asiatischen als europäischen Palermo ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen; und wie man sich bei Annäherung der blühenden Ufer Siciliens dem Aequator um drei Grade, und Afrika näher als Europa befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihre Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine tropische Zone versetzt. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Wie wenig aber dieses glückliche Eiland unter der atmosphärischen Constellation des übrigen Europa's steht, beweis't am besten der verflossene harte Winter, welcher ganz Oberitalien unter seinem ungewohnten Frost begrub, während in Sicilien des Réaumur'sche Thermometer niemals unter 6° fiel, und man den ganzen Winter bei offenen Balconen essen konnte. Die Hitze war bereits in der Mitte des Monats März bis 24° gestiegen, und ob sie gleich durch die Seeluft sehr gemildert wird, so ist dieß doch im Innern des Landes, namentlich in Bergschluchten, welche keinen

Luftzug gestatten, weniger der Fall, und hier kann den Reisenden nicht genug Vorsicht empfohlen werden, da Sonnenstich oder Fieberanfälle sich sehr häufig als Folge ihrer Unterlassung zeigen, und bereits dieses Frühjahr schon mehrere sonst rüstige Männer übel zugerichtet nach Palermo zurückgekommen sind. Obgleich in der letzten Zeit etwas mehr für die Fahrstraßen gethan worden ist, so erstrecken sie sich doch nicht weiter, als über die Nordküste, nämlich von Palermo nach Catania und Messina, und auf der andern Seite bis Trapani. Zu bedauern ist, daß die Engländer ihre zwanzigjährige Occupation Siciliens nicht dazu verwendeten, ihm Straßen zu geben; denn obgleich die Einwohner, welche damals mehr Gold besaßen, als sie jetzt Kupfer haben, jene Zeit die goldene nennen, so ist doch keine Spur, kein Bauwerk, keine öffentliche Anstalt davon zurückgeblieben. Die Engländer mögen nun dazu ihre Gründe gehabt haben, im Lande selbst die Verbindung nicht zu erleichtern, im Interesse der jetzigen Regierung läge es aber sicher, gute Fahrstraßen in Sicilien herzustellen, wozu alles Erforderliche im Ueberfluß vorhanden ist. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in Einem Punkte vereinigt finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler, deren

schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen afrikanischen Ziegen zur Weide dienen, welche mit ihren langherabhängenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben, durch die wunderbarsten Perspective, welche sich meist ungeahnet plötzlich auf den Seespiegel oder in ein anderes noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille von höhern Bergen umschlossene Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, des von Cicero erwähnten Gymnasiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiter Olympicus in Syracus, die eingestürzten Säulen der Giganten und des Jupiterstempel des stolzen Agrigents und die mächtigen Ueberreste der drei Tempel zu Selinunt gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taormina des bezauberndsten Anblickes genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können — dann raffe man seine Kräfte zusammen und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet, und dessen Riesenschatten Afrika's Küste erreichen, und überglücklich mag sich preisen, wer das glühende Gestirn von Osten aus dem Meere tauchen und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht. Vergessen ist in diesen schönen Augenblicken jede erstandene Mühseligkeit, und reich belohnt ist man für jede noch so drückende Entbehrung. Diese Genüsse aber, oder doch die meisten

derselben, gehen verloren, wenn man die Reiseart wählt, welche sich gegenwärtig auf einem Dampfschiffe darbietet. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Marseille, Neapel und Palermo bestände, und ein brauchbares Dampfschiff bloß zur fortwährenden Hin- und Herfahrt verwendet würde, anstatt die Tour um die ganze Insel und nach Malta zu machen. Denn einerseits ist es ziemlich zwecklos, ein Land wie Sicilien, das in seiner innern Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit erforscht werden muß, zu umkreisen, und so nur einige Landungs- oder Stapelplätze der Alterthümer kennen zu lernen, und dann kann es doch unmöglich angenehm seyn, in so zahlreicher Gesellschaft, die noch dazu meistens aus äußerst heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, bei einer afrikanischen Hitze, in einem engen platten Schiffsraum eingezwängt zu seyn, um so die erwartete Seligkeit stets vor Augen zu haben, ohne sie je mit Muße genießen zu können. Es bleibt daher jedem, selbst Damen, wenn sie anders nur ein wenig Muth im Vergessen scheinbarer Bedürfnisse besitzen, worin, im Vorbeigehen gesagt, die Frauen es den meisten Männern und selbst abgehärteten Reisenden zuvorthun, rathsamer, die Reise durch Sicilien zu Lande zu machen. Wenn man sich in Palermo mit einem erprobten Koche versieht, wenn man die nöthigen Mundvorräthe, so wie die unerläßlichen Schutzmittel gegen die klimatischen Einflüsse mit sich führt, und wenn man sich gute Thiere verschafft, worunter Maulthiere den Pferden vorzuziehen sind, so kann man die Reise in vier Wochen mit ziemlicher Bequemlichkeit

zurücklegen. Bei der Wahl der Thiere muß man aber äußerst vorsichtig seyn, da der ganze Genuß vergällt ist, wenn man bei jedem Schritt befürchten muß, mit ihnen zusammen zu brechen, und es gibt hier kein besseres Mittel, als den Vertrag so zu stellen, daß man nicht zu zahlen gehalten ist, wenn die Thiere nicht sicher gehen. Zudem ist das Reisen an sich selbst sehr wohlfeil, ja selbst wohlfeiler als auf dem festen Lande, sobald man sich nur ein wenig auskennt. Die Besorgniß, welche man von Vielen wegen Unsicherheit aussprechen hört, ist durchaus nicht mehr gegründet, und der neue Polizeichef von Sicilien hat einen glänzenden Beweis geliefert, was ein energischer Mann in kritischen Momenten zu leisten vermag. Noch vor zehn Jahren war die Unordnung in Sicilien so groß, daß man sogar in den Straßen von Palermo am hellen Tage angefallen und erdolcht werden konnte, ohne daß Untersuchungen deßhalb gepflogen wurden. Seitdem hat sich nun dieser Zustand der Art geändert, daß man allein, mit einem Zeichenbuche, ganz Sicilien durchstreifen kann, ohne die mindeste Gefahr zu laufen. Wie wenig die stattgefundenen Ausschweifungen im Charakter des Sicilianers selbst begründet, sondern nur schlechtem Gesindel zuzuschreiben sind, zeigt sich bei jedem Schritte, den man im Innern des Landes thut. Die hier und dort auf den Feldern arbeitenden Menschen, oder die Einwohner der Ortschaften, durch die man zieht, sind reinlich gekleidet, haben ein sehr zufriedenes, glückliches Aussehen, und begrüßen die Fremden freundlich und herzlich. Gastfreundschaft ist eine

der ersten Eigenschaften dieser Insulaner, und um so schätzenswerther, als beinahe nirgends Wirthshäuser anzutreffen sind, welches eine natürliche Folge des Mangels an Straßen ist. Allein eben in diesem Mangel liegt wieder ein hoher Reiz. Da ist kein Wagengerassel, kein Peitschenknall, kein erstickender Staub. Still und ruhig zieht man auf einsamen Fußsteigen durch die herrlichen grünen Fluren oder an Bergabhängen fort, und begegnet man einer andern kleinen Karawane oder einem Trupp einheimischer Eselstreiber, so begrüßt sich Alles mit freundlichem Zurufe. Es liegt über diesem Lande ein patriarchalisch nomadischer Zauber, und wer nur den Sinn für ein stilles gemüthliches Leben besitzt, und durch geringfügige Entbehrungen nicht gleich um Ruhe und Heiterkeit gebracht wird, der wird sich von Sicilien kaum mehr zu trennen vermögen, wenn er es anders verstanden und kennen gelernt hat. Dieselbe Zutraulichkeit, welche man unter dem Landvolke findet, spricht sich in den Städten, namentlich Palermo, auf eine äußerst wohlthuende Weise aus. Es gibt vielleicht wenige, vielleicht keine Stadt in der ganzen Welt, wo der Fremde zuvorkommender aufgenommen wird, als hier, und diese Erscheinung, verbunden mit dem unendlichen Reiz des Aufenthaltes selbst, ist hinlänglich, den Besuch Palermo's zu dem angenehmsten und wünschenswürdigsten Vergnügungen auf der Erde zu machen. Es bedarf nur einer Empfehlung an ein angesehenes Haus, um im Augenblick mit der ganzen Gesellschaft bekannt zu seyn, und die Annehmlichkeiten und Vorrechte, welche man den Fremden hier

einräumt, sind anderwärts ohne Beispiel. Dabei findet sich hier weit mehr Bildung, und ein scharfer Gegensatz zum übrigen Italien, besonders zu Neapel, wo man eben so servil, als der Sicilianer stolz und charaktervoll ist. In keiner Stadt Italiens findet man dieses entschiedene Talent für Musik, welche man in Palermo gleich dem Tanz leidenschaftlich liebt. Hier ist niemand, der nicht singt; es finden sich aber in den Abendunterhaltungen, wo immer gesungen und getanzt wird, viele Dilettantenvirtuosen, welche den ersten Bühnen Europa's Ehre machen würden. Die Oper in Palermo ist eine der besten in Italien und eine vortreffliche Bildungsschule. Aus ihr gingen die Pasta, David, Lablache und viele der gefeiertsten Künstler hervor. Die liebliche Einfachheit und der unendliche Reiz der sicilianischen Nationallieder läßt sich nicht schildern. Sie lieben sehr die Molltonarten, singen meist ganz einfache Gesangweisen ohne Modulation, und begleiten sie mit Guitarren, die sie meisterhaft spielen. Diese Lieder werden alle im Volksdialekt, oder eigentlich in sicilianischer Sprache gesungen, die bekanntermaßen von der italienischen ganz verschieden ist. Sie sind alle an die Geliebte gerichtet, und mehrentheils voll süßer schmachtender Empfindung, Theokritischer Idyllen würdig. Die Tarantella wird hier noch unendlich anmuthiger und graciöser getanzt, als im Neapolitanischen, und dieser ländliche Nationaltanz besteht aus einer Reihe von Schritten, Sprüngen und Stellungen, welche die Lebendigkeit und den üppigen Sinn des Fandango's mit der Anmuth der Saltarella vereinigen. Er scheint ein Ueberbleibsel

der arabischen Zeit, und während die jungen Burschen äußerst leidenschaftlich und auffordernd darin werden, gehen die Mädchen nie aus den Schranken der holdesten Grazie. Wie lustig aber die Sicilianer sind, sah ich schon auf der Ueberfahrt, die ich auf einem Palermitaner Schooner machte. Nachdem wir einen Tag sehr guten Wind gehabt, erhob sich ein Sturm und trieb uns weit ab. Der Neapolitaner, feig und verzagt, nimmt in solchen Fällen die Zuflucht zum Beten; die Sicilianer aber arbeiteten die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis das Schiff wieder in seine Bahn kam. Und als die Nacht einbrach, der Wind sich gelegt hatte, und die Laternen angezündet waren, ergriff ein junger Mensch seine Guitarre, und sang ein schönes Lied. Und Alles kam leise herbei, bildete schweigend einen Kreis und horchte. Und als der Jüngling nun ein allerliebstes Nationallied anstimmte, fiel das ganze Schiffsvolk in feierlichem Chor ein, und wahrlich, ich habe manchen Chor auf deutschen Bühnen nicht mit solcher Reinheit singen hören. Und als ich nun meinte, die Ermüdung dieser Menschen, welche vierundzwanzig Stunden den brausenden Wellen getrotzt, müsse sie zur Ruhe treiben, da fing eine kleine Flöte an, die Tarantella zu präludiren, und, wie nochmal von der Tarantel gestochen, begann das Schiffsvolk zu tanzen, und der Capitän tanzte mit dem Schiffskoch und ein dicker Kaufmann mit dem Steuermann, und auch die Fremden mußten mitspringen, und so tobte es fort die halbe Nacht, bis Erschöpfung endlich die Augenlieder schloß. So ist der Sicilianer, unverdrossen, stets der Freude sich hinneigend, aber wild und

schrecklich in der Leidenschaft. Ich machte die Reise durch Sicilien mit drei jungen Parisern, sehr heiteren, gebildeten Menschen. Wir trafen bei einem Besuch in der Capelle der heiligen Rosalia, welche so unendlich pittoresk in den Felsenspalten des von Hannibals großem Vater Hamilkar drei Jahre lang gegen die Römer vertheidigten Pellegrino hängt, in dem angebauten kleinen Wirthshause mehrere junge Leute beiderlei Geschlechts, die sich mit Tanz vergnügten. Nachdem wir eine Weile zugesehen, äußerte einer der jungen Franzosen den Wunsch gegen mich, einmal die Tarantella zu probiren. Meine Gefährten waren der Landessprache nicht mächtig, und ich näherte mich daher der Königin des Festes, einem holden von Lust und Freude glühenden Mädchen, und erbat für den jungen Fremden die Gunst eines Tanzes, indem ich zugleich entschuldigend gegen die Versammlung bemerkte, daß er den ersten Versuch wage, und deßhalb um Nachsicht bitte. Diese Rede wurde mit Acclamation aufgenommen, die junge Schöne verneigte sich hocherröthend mit der anmuthigsten Grazie gegen den jungen Prätendenten, die Gesellschaft bildete einen Kreis, und die so aufregende heftige Melodie begann durch Flöte und Guitarren. Die Sache ging ganz gut. Die Männer riefen Beifall zu, und die Mädchen nickten freundlich dem hübschen Pariser zu, der ächt französisch mit Entrechats und Battements die pantomimische Kraft dieses herrlichen Tanzes auszudrücken suchte. Immer üppiger, immer heftiger wand sich die prächtige Sicilianerin um den erhitzten Jüngling, bis

er sich in der Verwirrung der Sinne von diesem reizenden Anblicke so weit hinreißen ließ, das Mädchen zu umarmen und einen tüchtigen Kuß auf ihre Lippen zu pressen. Im Augenblick sah ich zwanzig Messer blinken, und es wäre um ihn gethan gewesen, wenn ich ihn nicht zurückgerissen und mich vor ihn und die einzige Thüre zum Ausgang gestellt hätte, durch den unsere anderen Gefährten den Unbesonnenen entführten. Es bedurfte eines großen Aufwandes von Ueberredung, um die vor Rache kochenden Menschen zurückzuhalten, und nur dadurch, daß ich mich an das beleidigte Mädchen wandte, und ihr Genugthuung versprach, konnte ich uns aus dieser kritischen Lage befreien, die einigemal für mich selbst eine schlimme Wendung zu nehmen schien. Wir gingen nun hinab, und ich brachte eine bessere Stimmung hervor, als ich der ganzen Verhandlung die Form eines Gottesgerichtes verlieh, und den reuigen Sünder kniend vor dem Mädchen ihre Vergebung erflehen ließ. Sie selbst schien übrigens die ganze Sache als kein großes Vergehen anzusehen, gab ihm süßlächelnd die schöne Hand zum Kuß, und ich mußte den Tollkopf geschwind wieder zurückreißen, sonst glaube ich, hätte er den Engel nochmals embrassirt. Wir regalirten die ganze Gesellschaft mit feurigem Marsala, man tanzte noch viel, und Nachts zogen Alle als gute Freunde unter Singen und Fackelschein in die Stadt zurück. Das Leben in Palermo ist dasselbe, und kein Abend vergeht, wo nicht ein Feuerwerk in der Stadt selbst, oft in den engsten Straßen abgebrannt wird. Ueberall ist Musik, Gesang, und Guitarren schwir-

ren an allen Fenstern bis in die tiefe Nacht hinein. Wer Herr seiner Zeit ist, und frei seinen Aufenthalt wählen kann, der ziehe nach Palermo, und hat er ein Jahr dort gelebt, so wird er es nicht mehr verlassen. Glückliches Palermo, mit deinem majestätischen Pellegrino, mit deinen reizenden Thälern, mit deinem paradiesischen Monreale, mit deinen herrlichen von Cactus und blühenden Aloën umzäunten Gärten, mit deinen saracenischen Burgen, mit deinen tropischen, wundervollen Farbenmischungen, mit dem südlichen Ton deiner Luft, mit dem ewigen Grün deiner Fluren, du liegst noch zu wenig gekannt unter deinen zahllosen friedlichen Palmen; Europa hat, zu deinem Glück vielleicht, noch nicht entdeckt, welchen unergründlichen Schatz von Herrlichkeit und Seligkeit deine Natur, deine Menschen in sich schließen! —

Der Vesuv.

Ein frischer Vento greco trieb uns von den ewig blühenden Fluren Siciliens nach den herrlichen Gestaden Neapels. Wir hatten Palermo Nachts 9 Uhr verlassen, und befanden uns des andern Morgens bereits im Angesicht von Uttica. Eine so günstige Fahrt ist selbst bei den besten Seglern eine Seltenheit, und der wackere Capitän, ein munterer, tüchtiger Genueser, machte uns die schönsten Hoffnungen zu einer glücklichen Ueberfahrt, als der ohnehin schon günstige Wind gegen Abend beinahe Scirocco wurde. Nichts gleicht der Abspannung auf einem Schiffe während der tödtlich langweiligen Windstillen; nichts der allgemeinen lauten Freude, wenn günstiger Wind die Segel schwellt und das Schiff über die bewegten Wellen hinfliegt. Und so war auch bei uns Jubel und Gesang, und die Freude stieg aufs Höchste, als wir bei den letzten glühenden Strahlen der eben in voller Pracht sich ins Meer senkenden Sonne die hohen Felsenufer der Tiberius'schen Marmorinsel entdeckten.

Wir verließen ein Paradies, um ein anderes zu betreten. Niemand empfand bei der Nähe des neuen schönen Zieles das Bedürfniß eines Schlafes, und ob wir gleich wußten, daß wir bei nächtlicher Ankunft im Hafen vor dem nächsten Morgen nicht die Erlaubniß erhalten konnten, ans Land zu steigen, entschlossen sich

doch Alle, die schöne Nacht wach zu bleiben, und die Gesellschaft der Fremden versammelte sich in der eleganten Cajüte, welche mit ihren Camerini's den Damen zum Nachtlager angewiesen war. Es fehlt den Reisenden in diesen schönen Ländern niemals an Stoff zur Unterhaltung, und nirgends könnte die Unmöglichkeit der Mittheilung unglücklicher oder doch unzufriedener machen, als in Italien. Man hat so viel gesehen, erfahren, genossen, daß die eigene Brust nicht lange das Herrliche in sich verschließen kann. Es drängt jeden, seinen Gefühlen Luft zu machen, und die Regungen, welche die außerordentlichsten Naturerscheinungen im Gemüth des Menschen hervorrufen, fordern gebieterisch das Recht, ausgesprochen zu werden. Dinge, welche der Meditation anheimfallen, kann man im Innern ausgähren lassen und nach Gefallen verarbeiten; Dinge aber, die mächtig auf die Sinne einwirken, schließen sich von jeder willkürlichen Besonnenheit aus, und das überströmende Herz muß Worte suchen und Menschen, um seinen Gefühlen Raum zu geben und seinen Jubel gleichgestimmten Seelen zuzurufen.

In diesem von Allen empfundenen Bedürfnisse begegnete sich unsere kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ein Geschichtchen, eine Anekdote, eine Bemerkung drängte die andere, und der Ernst der Männer wurde oft durch den muthwilligen Scherz der geistreichen Frauen gemildert. So flogen uns die ersten Stunden der Nacht mit der Blitzesschnelle dahin, mit welcher unser Schiff die See durcheilt hatte, und immer heiterer wurde das Ge-

plauder, immer neckender der Scherz, als plötzlich ein allgemeines Hurrah der Matrosen über uns ausbrach, und der Ruf: il monte! il monte! uns aufs Verdeck rief.

Wer niemals einen feuerspeienden Berg gesehen, vor dem hat die Natur ihre höchste Kraft noch nicht erschlossen. Unter allen Wundern der Erde ist das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichste. Alle Begriffe aber übersteigt dieses Phänomen in einer dunkeln Nacht vom Meer aus gesehen. Kein nichtssagender Ausdruck kam über unsere Lippen, keine laute Bemerkung störte das Hingeben Aller an den großen Eindruck. Die Majestät der glühenden Erscheinung fesselte die Zungen, und eine unbeschreiblich feierliche Stimmung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Es bedurfte längerer Zeit, bis wir uns unser Staunen, unser Entzücken mittheilen konnten, und wir beschlossen, den noch übrigen Theil der Nacht auf dem Verdeck im Angesicht des Feuerberges zuzubringen. Feldstühle wurden herbeigebracht, und wir setzten uns Alle im Halbkreise gegen das die unsichtbare Erdfläche hoch überragende Phänomen gewandt. Die laue Frühlingsnacht und der sich stets mindernde Wind machten diese Stunden zu den reizendsten unserer Reise, und das sich immer mehr nähernde erhabene Schauspiel verbreitete einen magischen Reiz über das unnachahmliche Nachtstück. Die stets dichter emporströmende Feuersäule machte selbst den Glanz der Gestirne erblassen, und wir sahen keinen lichten Punkt am ganzen unermeßlichen Firmament, als den in allen

Feuerfarben in die höchsten Himmelsräume hineinbrausenden Gluthstrom.

So liefen wir in den Hafen. Jeder hatte sich seinen Plan entworfen, wie er das Herrliche in der Nähe schauen wolle. Jeder pries sich glücklich, zu einer Zeit nach Neapel zu kommen, wo der selten erreichte Wunsch aller dahin Pilgernden erfüllt wurde, und keines wollte in der Kühnheit der Entwürfe, wie man diesem ersehnten Wunder so nahe als möglich rücken könne, gegen die Andern zurückstehen. Diese allgemeine Begierde wurde um Vieles gesteigert, als ich erzählte, daß ich bereits vor meiner Reise nach Sicilien in den Krater hinabgestiegen sey, wie wundervoll, in Schwefel und Lava getaucht, ich diesen Abgrund gefunden, wie ich sogar den kleinen Vesuv in demselben erklettert, wie die breiten Spalten auf den diesem Schlunde als trügerischer Boden dienenden Lavafeldern dichte Feuermassen unter meinen Füßen hervorgesendet, wie die Wände ringsum Rauch ausgegossen, wie ich auf der braunen, siedendheißen Lavaerde kaum mehr den steilen Rand des innern Kraters hinaufzuklimmen vermocht, und wie mir dieß endlich mit der äußersten Anstrengung, aber nur mit verbrannten Stiefeln und Kleidern, gelungen sey. Schon damals hatten die erfahrenen Bewohner von Resina und des schon so oft und furchtbar zerstörten Torre del Greco nach untrüglichen Zeichen eine herannahende Katastrophe verkündet, und die bei meinem letzten Besuche konisch emporquellende weiße Rauchsäule, das Versiegen der Quelle in den am Fuße des Vesuvs liegenden Dörfern, beson-

ders aber die gährende Bewegung im Innern dieses gefährlichen Nachbars, hatten die armen Menschen mit Sorgen über die solchen Vorboten gewöhnlich folgenden Ereignisse erfüllt. Ich erklärte meinen Entschluß, wieder hinabzusteigen, und wo möglich die Eruption im Innern des Kraters selbst mit anzusehen. Alle riethen mir aufs wärmste von diesem Entschluß ab, da man ja auf dem Rande über demselben dieses Schauspiel zur Genüge genießen und bei einer Luftveränderung, worauf, wie bekannt, Alles ankommt, der Gefahr verschüttet zu werden, leichter begegnen könne. Alle riethen mir ab, bis auf — ein junges englisches Frauenzimmer. Ich fragte sie, ob sie allein mit meinem Vorsatz einverstanden sey: sie aber lächelte und schwieg.

Die Sonne war über Calabrien heraufgestiegen und hatte das Feuer des Vesuvs unsichtbar gemacht. Seine Rauchwolken legten sich über die Apenninen und verfinsterten häufig das Tageslicht. Der Hafen wimmelte von Fahrzeugen, und auf dem Molo standen Tausende von Neugierigen. Die Barke der Dogana näherte sich endlich unserem Schiffe, und nachdem das strenge Oberhaupt derselben sein absolvirendes: Siete in pratica! über uns ausgesprochen, eilte jeder, in einen der uns umschwärmenden Nachen zu kommen. Mit freundlichem Zuruf: „Auf dem Vesuve!“ trennte sich die Gesellschaft, welche die glückliche Seefahrt so enge verbunden hatte, und jeder suchte, nach gemeinschaftlich überstandenen Drangsalen der Mauthvisitation, in seinen Gasthof zu gelangen.

Ist Neapel stets in einem gährenden Zustand, so war dieß heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Vesuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte diese Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an, für die Ortschaften an seinem Fuß zu bangen, und beschäftigte sich mit Rettungsanstalten. Aber Neugierige ohne Zahl strömten in langen Wagencolonnen nach Portici, Torre dell' Annunziata, Resina, Pompeji, und Viele auf den Berg selbst, um ihn so nahe als möglich in seiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der Letztern befand auch ich mich. Es wird nothwendig seyn, zum Verständniß derjenigen Leser, welche den Vesuv nicht gesehen, seine dermalige innere Gestalt zu beschreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabsteigen in seinen Krater nicht mehr so schwierig wie früher, und daß dieß sogar während seines letzten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei einem der bedeutendsten Ausbrüche, die je stattgefunden haben, stürzte die ganze höchste Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längst vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieser eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Diese Spitze hat sich in ihrer frühern Form in dem nun offen stehenden Bauch des Berges niedergelassen, steht also noch jetzt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieser neuen Eruption die Feuersäulen hervor, aus ihr brachen die Lavaströme in das sie umringende Thal des großen Kraters. Diese Spitze nennt man den kleinen Vesuv, sie erreicht an

Höhe kaum die Mitte der den Krater einschließenden Felsenwände. Von den Rändern dieser Wände übersieht man nun den ganzen Kessel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief ist. Man kann den ganzen Krater oben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, sehr beschwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in einer halben Stunde herumkommen. Der Anblick dieser Schlucht erregt wirklich die außerordentlichsten Empfindungen, wie da gegenüber der schönen Aussicht über das mittelländische Meer und den herrlichen Golf mit seinen Inseln, der Feuerherd mit seinen unterirdischen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor Allem auf, daß der kleine Vesuv mit Gras bewachsen ist, welches jedoch von seinen gefährlichen Umgebungen eine besondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava- und Schwefelformationen sind ganz eigene und außergewöhnliche, so daß man zwar sagen kann, die Lava ist grau, sie schillert aber in die sonderbarsten andern, beinahe fremd aussehenden Farben, und das hochglänzende Schwefelgelb scheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht Gelb. Dieser Farbenwechsel muß von der verschiedenen und häufig wechselnden Temperatur herrühren. Als ich das erstemal hinabstieg, war die ganze Decke des Kraters dergestalt erhitzt, daß man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seyen im Winter über ganz kühl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer

seyn, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesicht bekommt, ist Dante's Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuv, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater, gleich einem Parkette, belegt ist, und welche höchst unregelmäßig, meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinanderhängen. Es geschieht oft, selbst in ganz ruhigem Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen, und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Vorausgehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

So hatte ich bei meinen ersten Besuchen den Krater gefunden. Wie ganz verändert war die Scene aber heute! Eine weiße, dichte Rauchsäule stieg gerade aus dem Schlund empor und vertheilte sich erst in ungemessener

Höhe in die wunderbarsten, den herrlichen Pinien ähnlichen Gestalten. So heiter der Himmel war, so verfinsterte sich doch häufig die Luft, wenn der sich über den ganzen Horizont ausbreitende schneeweiße Rauch ins Aschgraue umschlug, wodurch die Sonne selbst ihre Kraft verlor. Als ich gleich auf der Spitze des Kraterrandes gegen das Meer zu stand, und es Mittag war, so trat doch mehrmals eine solche Dunkelheit ein, daß das ausströmende Feuer und nicht die Sonne die Gegenstände erleuchtete.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmals die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war und einem zweiten Vesuv ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren, und ich diesem Beispiele folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsten Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen wa-

ren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrymä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wohl kein leeres Compliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karawane bestand nun aus vier Damen und dreizehn Herren von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jetzt hatte ich weder ihm noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte laute Freude unter der Reiterschaar, obgleich wohl Manchem bei dem unter unsern Füßen stets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt und nun die steile steinige Höhe erklimmen muß, als wir den gluthdampfenden Berg so nahe vor uns sahen, und der kleinste Druck der Luft uns unter Felsen und Asche begraben konnte, da wurden diejenigen, die gelärmt hatten, stille, und es ließen sich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unsern Rückmarsch anträten. Ich erklärte sogleich fest, hiermit nicht einverstanden zu seyn, und da

das Sprechen bei dem Getöse des Berges sehr beschwerlich war, so machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinaufzuklimmen. Zu meinem Erstaunen waren die Frauen die Ersten, welche, von Führern gezogen, dem gegebenen Beispiele folgten, und mit freudiger Ueberraschung sah ich die junge schöne Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr entschlossenes Wesen schon aufgefallen war, unter den ersten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühseligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne sich nach dem Horizont neigte. Nur einige ältliche Personen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns so nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüberblitzenden Strahlen der bereits über dem Meere schwebenden Sonne machten die letzten Versuche, dem flammenden Berge sein eigenes Licht zu rauben. Sie sank hinab, und nun entwickelte sich vor unsern Augen ein Schauspiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch schien, war nun Feuer. Die rothe Flammensäule schleuderte glühende Felsen hoch in den Himmel empor, und die Alles versengende heiße Asche, so wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende siedende Lava, kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das stets zunehmende Dunkel erhöhte dieses Schauspiel bis zum Entsetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte seine Schrecken in der Finsterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu,

er sey entschlossen, sein Versprechen zu halten, allein wir müßten ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jetzt günstig sey. Ich erklärte mit wenigen Worten der Gesellschaft meinen Entschluß, und wollte mich verabschieden, als die junge Engländerin zu mir trat und entschieden sagte: „ich gehe mit.“

Man macht oft im Leben, besonders aber auf Reisen, die Bemerkung, daß die Frauen mehr Muth besitzen, einer sichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine solche Entschlossenheit, ein solches Herausgehen aus allen, nach unsern Begriffen dem weiblichen Geschlecht gesteckten Schranken, konnte in diesem Augenblicke wohl niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rücksicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede freundliche Ermahnung sich fruchtlos erwiesen und ich mit meinem Führer abging, so entstand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf bestand, mit hinabzusteigen. Als ich mich umsah, lagen die beiden Schwestern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Gesellschaft war beschäftigt, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Ich eilte zurück und vereinigte meine Bitten mit denen der Umstehenden. Zu spät sah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabsteigens sie am meisten in ihrem Vorsatze bestärkt hatte, ich stellte ihr daher vor, daß die Umstände ganz anders seyen. Sie entgegnete, daß sie Alles wohl überlegt, daß sie erfahren habe, wie noch vor einigen Tagen viele Fremde,

selbst Frauenzimmer in dem Krater gewesen seyen, und daß sie ihren Entschluß schon auf der ganzen Reise mit sich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorsatz aufgegeben habe, äußerte sie sehr bitter, sie glaube dieß gern, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu sprechen, ohne sich ihnen auszusetzen, und nichts werde sie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den zu nachgiebigen Vater mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft stehen würde, um seine Tochter zu schützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, so entstand eine höchst rührende Scene des Abschieds. Sie lag ihrem Vater und ihren trostlosen Schwestern lange an der Brust, und schien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht sie handle, den vielen sie liebenden Menschen so tiefen Schmerz zu bereiten. Die stets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieses Augenblicks, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den steilen Abhängen befanden, auf denen man um den Krater herumgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabsteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verschüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal umsonst Alles auf, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, doch vergeblich. Der Führer ging voran, und ich hielt mich an seinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Gesellschaft verlassen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile

niedersetzen, um uns Kräfte zu sammeln. Der Führer trieb unaufhörlich und schien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin seine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind stets schwanke und daß wir ohne Rettung verloren seyen, wenn er sich gegen uns wende. Nichts konnte sie in ihrem Entschluß irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß sie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja selbst nicht den Berg werde herunterspringen können, so trat sie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit mußte siegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und suchte nun ihr den Muth einzuflößen, welcher sich denn doch wahrscheinlich bei einer zartgebauten Frau verlieren mußte, wenn sie nur erst die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor sich sah. Ich bereitete sie auf Alles vor, da Zurufen im Krater selbst unmöglich wurde, und so sehr ich auch früher Besorgnissen Raum gegeben hatte, so verschwanden sie doch jetzt bei der Nothwendigkeit der entscheidenden That. Ich wurde voll guter Hoffnung und ahnete nicht entfernt den tragischen Ausgang unseres Unternehmens.

Wir stellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und so stiegen wir hinab. Die heiße braune Lavaerde dampfte unter unsern tiefeinbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters so

blitzesschnell, daß wir selbst nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein schon hier erwarteten uns ganz andere Erscheinungen, welche die höchste Geistesgegenwart, Gewandtheit und Vorsicht in Anspruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erste Hinderniß, auf welches wir stießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen springen mußten; denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn diese Kluft breiter gewesen wäre, so würden wir unfehlbar in sie hineingestürzt seyn. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erste Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth steigerte sich bald bis zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, so wie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was in diesem Höllenschlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel stärker als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufschossen, so wie die langen breiten Feuerstreifen, welche oft ganz unversehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsdringen äußerst beschwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erste Lavastrom entgegen kam. Blutroth und majestätisch dahinfließend, bahnte er sich seinen Weg gegen den Ottajano zu, und

zerstörte Alles, was seinem Laufe in den Weg kam, unter furchtbarem Gekrache. Wir näherten uns seinem Gluthbett, das nicht besonders breit, aber sehr hoch war. Die Lava floß so langsam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen sah, kann sich die beste Vorstellung von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte zuerst darauf zu, um ihr Taschentuch an einem Ende darin zu verbrennen. Allein die Hitze, welche aus der Lava strömt, ist so furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte, und sie sich die Hand sehr beschädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit seinem eisenbeschlagenen Stocke herausholte. Die Lava, die sich um den Silberscudo geschlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie sie aus dem Flusse kam, und dieß ist das Einzige, was wir von unserer Unternehmung davonbrachten. Wir setzten nun unsern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schrirte die Erscheinungen drohender, das Getöse fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Vesuvs. Er war ganz in Feuer und dergestalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuersäule über ihm aus dem großen Krater selbst zu kommen schien. Die Hitze wurde hier so arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig stehen, da wir sonst anbrannten, und dieses beängstigende Gefühl, so wie das betäubende, alle Sinnen raubende, schauderhafte Donnern rings um uns, ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dieß zu verstehen und wollte die Miß zurückführen, als sie mich,

aus welchem Grunde wußte ich nicht, plötzlich nach der entgegengesetzten Seite riß. Wahrscheinlich wollte sie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unser Führer blieb, wie erstaunt über dieses Entfernen, stehen, und ich sah ihn in der überhellen Beleuchtung ängstlich auf den Lavaquadern herumtrippeln und mit weit ausgestreckten Armen uns zu sich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu sehr beschäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdieß ärgerte es mich, daß der Mensch uns nicht folgte; ich schrieb dieß der Feigheit zu und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund seines Zurückbleibens war. Zwischen uns hatte sich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbeimußten und wodurch uns der Rückweg auf immer abgeschnitten war, wenn wir ihm nicht zuvorkamen, bevor er die steile Felsenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angst beflügelte unsere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieser ungeheuern Feuerströmung, allein hier befand sich eine so breite Kluft, welche man überspringen mußte, um jenseits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erstarrt davor stehen blieben. Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleistet, war erschöpft, sie hatte sich ihre schönen Locken verbrannt; mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmal zu brennen begann, gerettet, allein nun schwand bei dem armen Geschöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und sie sank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher

Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die süße Bürde auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich suchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinaufzukommen, und fand auch wirklich eine weniger erhitzte höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfen mit Wein aus meiner Feldflasche rieb. Nachdem sie sich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken und beschwor sie nun, alle ihre Kräfte zu sammeln, um einen Ausweg zu suchen. Allein sie fiel auf die Kniee, um zu beten, und bat mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen, da sie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß der rechte ganz versengt war.

Der Lavastrom hatte seine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete sich hier rechts und zog sich unter unsern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch so unausstehlich, daß wir keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf und trug sie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzeln hervorragende Felsen, die mir gestatteten, behutsam weiter zu klettern, und ich glaubte mich schon gerettet, als einer dieser Felsen, auf den ich zuletzt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinabrollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beschädigt wurde. Die Lavaströmung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich selbst, besonders durch Hitze, sehr erschöpft, und wenn ich auch für mich selbst

den Sprung wagen durfte, so konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen versuchen wollte. Sie sah dieß selbst und flehte mich an, sie zu verlassen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entschließen?

Als ich so, nach Rettung spähend, umherblickte, sah ich plötzlich unsern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte meinen rettenden Engel in ihm zu sehen. Ich umarmte ihn; er aber wies nach oben und rief mit einem schrecklichen Schrei: cambia il vento! und im selben Augenblicke waren wir mit einer Fluth glühender Asche bedeckt und große Felsenmassen stürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken, und sein Gedröhne wurde so gräßlich, so betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zusammen und begrabe uns unter seinen Trümmern. Der junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und stürzte in raschem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun setzten wir das Mädchen auf unsere gekreuzten Arme, und rannten über Felsen und Spalten und Gluth und Feuer nach der rettenden Wand. Wie ich diese erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir sanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußersten Anstrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicherweise hatte sich der Wind noch nicht ganz bis hierher gedreht, sonst wären wir nimmermehr hinaufgekommen. Oft schwanden mir

die Augen, die Kniee brachen ein, und ich mußte mehrmals das arme Mädchen sinken lassen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich selbst hinaufzubringen. Auch der Führer war aufs Aeußerste erschöpft, und nur der Rest meiner Lacrymä Christi konnte uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des steilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erscheinungen grausenhaft. Der Berg schien uns mit aller Gewalt ausspeien zu wollen. Seine Donner rollten, und die Wand, an welcher wir uns hinarbeiteten, begann so furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinabgeschleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachsen schien. Das Bewußtseyn, so nahe dem Ziele zu seyn, verlieh uns übermenschliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchsten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß übergossen, sank ich hier bewußtlos nieder, und es verstrichen mehrere Stunden, bis wir wieder im Stande waren, weiter zu gehen. Ein paar Herren aus der Gesellschaft, worunter der dem Wahnsinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu spät; das arme Mädchen war in beständigem Paroxysmus, dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerschmettert worden, wir alle waren versengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die Karawane ihren Rückweg an, ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtseyn hinabgetragen.

Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vierundzwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Menschen bei der Nachricht von dem Unglück des von allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte, da sie in selber Nacht verschied.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer im Herzen; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, obgleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hailbronner, Karl <<von>>,

Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen

Bd.: 3

Stuttgart ; Tübingen (1837)

It.sing. 1451 u-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469410-6